

I

27621

STADTBIBLIOTHEK KLAGENFURT



# Wanderungen durch Rom

Von Dr. Robert Klimsch.  
Neu bearbeitet von Dr. Max Ebernigg.



Verlag der St. Josef-Bücherbruderschaft in Klagenfurt  
und Rosenheim.

## Was ist die St. Josef-Bücherbruderschaft?

Sie ist kein buchhändlerisches Unternehmen, sondern ein kirchlicher Verein. Die Päpste Leo XIII., Pius X., Benedict XV. und Pius XI. haben die Bruderschaft gesegnet und haben sie warm empfohlen.

## Welches ist der Zweck der St. Josef-Bücherbruderschaft?

Ihr Zweck besteht darin, durch Herausgabe und Verbreitung guter Schriften im Volke den katholischen Glauben und die guten Sitten zu erhalten und zu pflegen. Um diesen Zweck zu erreichen, sucht die Bruderschaft möglichst viele Mitglieder zu werben, um durch den Zusammenschluß vieler möglichst viel gegen einen geringen Betrag bieten zu können.

## Was bekommen die Mitglieder der St. Josef-Bücherbruderschaft?

Jedes Mitglied bekommt für den Jahresbeitrag schöne, gute Bücher und genießt zudem noch große geistliche Vorteile.

## Welche geistliche Vorteile sind das?

Jedes Mitglied kann einen vollkommenen Ablass gewinnen: 1. Am Tage des Eintrittes in die Bruderschaft. (Als Eintrittstag gilt der Sonntag nach der Einschreibung.) 2. Am Tage des Hauptfestes der Bruderschaft, das ist am 19. März, oder innerhalb der Oktave desselben. 3. In der Todesstunde. Zudem kann jedes Mitglied viele unvollkommene Ablässe gewinnen.

Jedes Mitglied hat ferner Anteil an den Früchten des heiligen Messopfers, das täglich in der Domkirche in Klagenfurt für die lebenden und verstorbenen Mitglieder der Bruderschaft dargebracht wird.

## Wie wird man Mitglied der St. Josef-Bücherbruderschaft?

Bona in einem Pfarrort schon jemand Mitglieder der St. Josef-Bücherbruderschaft sammelt (d. h. Mandatar ist), kann man sich dort melden oder man melde sich selbst einzeln oder man werde selbst Sammler von Mitgliedern, und wer im Bistumreich ist, schreibe an die St. Josef-Bücherbruderschaft in Klagenfurt, der in Deutschland ist, an die St. Josef-Bücherbruderschaft in Rosenheim, Bayern.

I  
27621

53,745 f 2

# Wanderungen durch Rom.

Schilderungen aus der ewigen Stadt.

◆ Von Dr. Robert Klimsch ◆  
Neu bearbeitet von Dr. Max  
Ebernigg



Verlag: St. Josef-Bücherbruderschaft in Klagenfurt  
und Rosenheim.

I 27621

UB KLAGENFURT



+L62578001

27621

53 g 745

Alle Rechte vorbehalten.

1929 Pfl

Buchdruckerei „Carinthia“. Klagenfurt. 177R.24

## Vorwort zur dritten Auflage.

Der römische Dichter Tibull hat schon im 1. Jahrhundert vor Christus Rom die „Ewige Stadt“ genannt. Dieses Wort hat bis heute noch nichts an Geltung verloren. Denn keine Stadt der Welt kann sich an Bedeutung mit Rom messen. Seit zwei Jahrtausenden ist Rom das Ziel der Sehnsucht jedes gebildeten Menschen; darin begegneten sich Horaz und Goethe, Dante und Michelangelo. Man mag Rom mit den Augen des Dichters, Geschichtsforschers oder Kunstfreundes betrachten, es ist und bleibt die Königin aller Städte. Dem gläubigen Katholiken aber ist Rom noch mehr: die Stadt der Märtyrer, die Stadt so vieler Heiligen, die Stadt der Päpste, und wenn er die Peterskirche oder den Vatikan betritt, so fühlt er sich an einer Stätte, die ihm von Kindheit an vertraut ist, im Hause des Vaters.

Darf es uns wundern, wenn über Rom schon so viele Bücher geschrieben worden sind, daß man damit ganze Bibliotheken füllen könnte? So wenig es heute ein Unternehmen ist, nach Rom zu reisen, so viel Mut gehört dazu, den vielen Rombüchern ein neues an die Seite zu stellen. Doch die „Wanderungen durch Rom“ haben gute Aufnahme gefunden; die ersten beiden Auflagen sind seit Jahren vergriffen. Schon längst hätte eine dritte Auflage erscheinen müssen. Aber der Tod hat dem Verfasser Monsignore Doktor Robert Klimsch am 30. Juni 1920 die Feder aus der Schreibgewandten Hand genommen.

Die St. Josef-Bücherbruderschaft wollte nun dieses vielbegehrte Buch allen Katholiken deutscher Zunge als Festgabe zum Jubiläumsjahre 1925 darbringen und ersuchte mich, eine Neuauflage vorzubereiten. Da seit dem ersten Erscheinen fast drei Jahrzehnte verstrichen sind und in der zweiten Auflage nur wenig geändert wurde, mußte das Buch neu bearbeitet werden. In Rom selbst hat sich seitdem manches geändert, wovon ich mich während eines mehrjährigen Studienaufenthaltes vor und nach dem Weltkriege überzeugen konnte. Ferner hat die klassische und die christliche Altertumswissenschaft durch Ausgrabungen und andere Forschungen wichtige Entdeckungen zutage gefördert, die ebenfalls im Buche verwertet werden mußten.

Das Buch soll nicht nur die Vorbereitungen zur Romfahrt erleichtern und später eine willkommene Erinnerung sein, sondern will auch jenen Ersatz bieten, denen eine Romreise nicht möglich ist.

Möge diese Neuauflage die gleiche günstige Aufnahme finden, wie die erste Ausgabe, von der einer der besten Romkenner, der gelehrte Geschichtschreiber der Päpste, Hofrat Pastor, geschrieben hat: „Ich glaube Rom ein wenig zu kennen, muß aber doch gestehen, nicht wenig aus dem vorliegenden Werke gelernt und gute Anregungen aus demselben empfangen zu haben.“

Klagenfurt, am 20. Jänner des Jubiläumsjahres 1925.

Prof. Dr. Max Ebernigg.



## Rombetrachtungen am Janiculus.

Über den Ponte Sisto und durch Trastevere führt eine schöne Straße die Anhöhe des Janiculus hinauf nach S. Pietro in Montorio. Schenkeldicke Agaven und Kakteen sowie prächtige Akazien und vereinzelt Palmen stehen über den mit Luffgestein gezierten Rändern.

Die Terrasse oben ist frei, lustig und geräumig, der Blick über Rom einzig. Einige Händler und Burschen mit Photographien und Mosaiken bemühen sich zwar, durch ihre Aufdringlichkeit möglichst lästig zu fallen, doch der Genuß ist so groß, daß er durch keinen römischen Krämer gestört werden kann. Rom, die alte Weltstadt, die Königin der Städte, liegt zu unseren Füßen wie ein Schatzgewölbe, von Reichtümern voll. Ein Häusermeer von 2½ deutschen Meilen im Umfang, mit einer Anzahl von Kuppeln und Türmen, ist es lieblich umkränzt von seiner Hügelkrone. Wie mit einer blauen Gloriole überwölbt es der südliche, sonnige Himmel, während rings um die Stadt die grüne träumerische Campagna sich dehnt und die fernen Berge das Gesamtbild umrahmen.

In grauem, silbernem Glanze schaut hinter dem bewachsenen Hügel zwischen Pinienwipfeln hervor die Kuppel von St. Peter. Sie ist höher als der Monte Mario daneben, all ihre Nachbildungen, die sich über

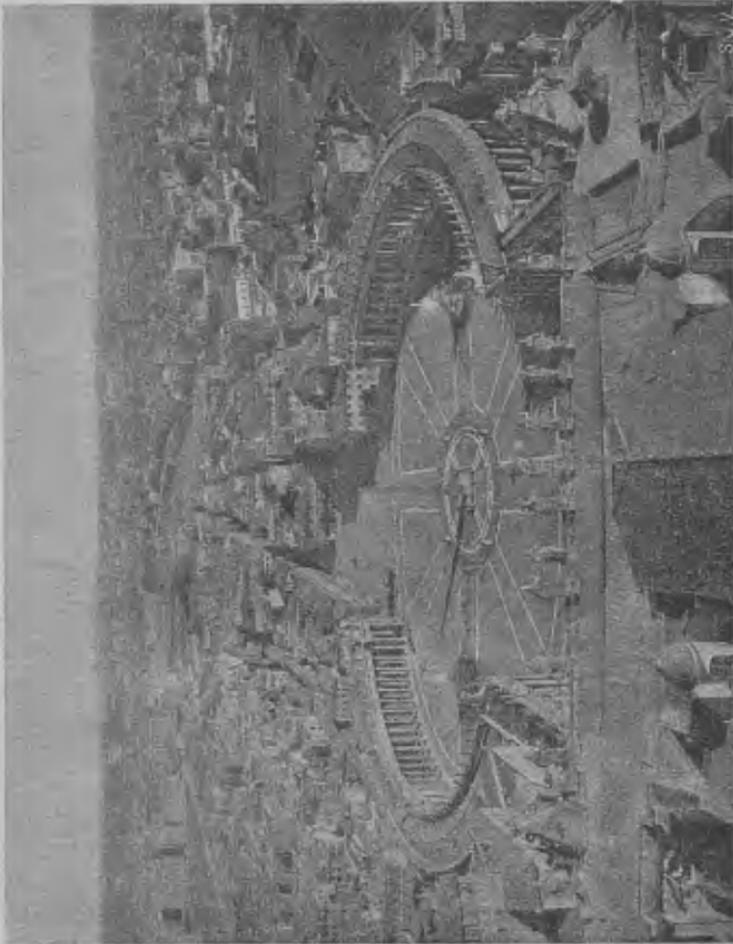
dem verworrenen, phantastisch bunten Häusermeere Roms erheben, sind zwerghaft gegen sie.

Die Engelsburg, die Villa Medici, wo Galilei gewohnt, der Quirinal, der Turm Nero's, das mit Ara Coeli und Maria Maggiore nur eine Gruppe bildende Kapitol, der Palatin, das Kolosseum, der mit Grün geschmückte Coelius und der kahle Scherbenberg — Monte testaccio —, sowie ungezählte Spitzen, Türme, Zinnen und Kuppeln treten aus der Masse besonders hervor.

Im Hintergrunde lagert das duftige Blau der Gebirge. Weit im Norden der zackige Soracte, im Osten die steilen Kalkfelsen der Sabinerberge, an die sich links das schon im Altertum soviel besungene Tiboli anschmiegt, mit seinen weltberühmten Wasserfällen, die jetzt leider einem elektrischen Kraftwerk fast ganz zum Opfer gefallen sind; am südlichen Abhang der Sabinerberge liegt malerisch hingelagert das uralte Palestrina, das noch Reste von Zyklopenmauern besitzt und der Musik den größten Meister der klassischen Polyphonie, Pierluigi da Palestrina, geschenkt hat; weiter rechts auf einem steilen Hügel die Truchburg der kampflustigen Colonna. Hier beginnen schon die Albanerberge, deren Umrißlinie uns deutlich ihren vulkanischen Ursprung verrät. Auf den sanft emporsteigenden Rebeshöhen sind viele weiß schimmernde Häusergruppen hingestreut, unter denen am meisten Frascati auffällt mit Ciceros berühmtem Tusculum, dann Grotta Ferrata mit seiner alten griechischen Abtei, das lustig gelegene Rocca di Papa, Marino und Castel Gandolfo am Albanersee. Fast unmerklich gehen die Albanerberge in das öde Flachland über, das sich weit hinausdehnt, bis der Horizont sich ganz rechts mit dem Silberfaden des Mittelländischen Meeres verbindet. An besonders günstigen Tagen ist noch das sagenhafte Vorgebirge der Circe, wo Odysseus gelandet, zu erkennen.

Man kann sich von dem Gemälde nicht losreißen, es will sich uns in die Seele setzen unvergänglich und unauslöschlich. Albert Ruhn sagt: „Der Anblick vom „Goldenen Berge“ (Mont' orio) aus ist so schön, so

entzückend, daß der Schauende unwillkürlich sich sagt: Der kann nie mehr ganz unglücklich sein, der einmal hier oben gestanden, denn im größten Leide müßte die



Panorama Roms von der Peterskuppel gesehen.

Erinnerung daran den bittersten Vermutstropfen versüßen."

Zur Kirche S. Pietro kam der heilige Ignatius von Loyola gern. Er hatte hier seinen Beichtvater und las oft im Kirchlein die heilige Messe. Von ihm stammt

das Wort: „Wie efelt mich die Erde an, wenn ich den Himmel betrachte.“ Wenn er aber manchmal nur einen Blick da hinab getan hat an schönen Tagen, wo die alte Stadt der Päpste mit ihren Heiligtümern und Klöstern, mit ihren Märtyrergebeinen und Reliquien wie ein neues Sion glänzte, so mußte er sich denken, wie schön muß der Himmel sein, da die Erde schon so schön ist. Auch der Abt Fulgentius hatte einst beim Anblick der noch nicht verschwundenen Pracht Roms ausgerufen: „Wie schön muß nicht das himmlische Jerusalem sein, wenn schon das irdische Rom in solcher Herrlichkeit erstrahlt!“

Die Kirche gehörte den spanischen Franziskanern, das Kloster daneben mit dem kleinen, reizenden Rundtempelchen von Bramante ist von den spanischen Königspaare Ferdinand und Isabella erbaut. Die Kirche hat eine Menge Rundkapellen und ist reich an merkwürdigen Grabmälern und Gemälden. „Bonis mors et vita dulcis est“ (Für den Guten ist der Tod gleich süß wie das Leben) lesen wir gleich beim Eingang, an einem anderen Sarkophag ist in Relief die Auferstehung des Fleisches drastisch dargestellt. Die Zeichnung für das berühmte Gemälde von Sebastiano del Piombo lieferte dessen Freund Michelangelo, den wir in seiner Eigenart sofort an der Kraftgestalt des gezeigten Heilands erkennen.

Die von unzähligen Reisebeschreibern angeführte Nachricht, daß die Kirche an der Stelle des mutmaßlichen Kreuzigungsortes des heiligen Petrus soll erbaut worden sein, entstammt erst dem 15. Jahrhundert und ist von neueren Archäologen vollständig aufgegeben. Es erscheint kaum mehr zweifelhaft, daß der heilige Petrus an der Stelle des heutigen St. Peter-Domes (nahe am Altar der Apostel Simon und Juda) seinen Märtyrertod erlitten hat.

Eine wohlgepflegte Anlage mit fremdländischen Ziersträuchern und Bäumen, Agaven, Palmen, amerikanischen Fichten geleitet uns zur Acqua Paola. Mit ihrem ewig fließenden, milchweiß schäumenden Gewässer erinnert sie an die Wildbäche der Alpen; doch

nicht von der Natur geformte grandiose Felsenmassen erheben sich in der Nähe, sondern gewölbte Bogen zwischen antiken Granitsäulen. Adler und Greif an den Klanken des Trabertinaufsatzes und in dem von Engeln gehaltenen Wappen belehren uns nebst einer Inschrift, daß ein Papst aus der Familie Borgheze (Paul V.) der Erbauer war. Vorsehung und Wohltätigkeit eines Papstes, sagt die Inschrift, halten hier gleichsam einen ewigen ununterbrochenen Einzug. „Rein Quell“, wieviel auch immer das schöne Rom flutspendend ausgießt, singt Graf Platen:

Rein Quell, soweit einst herrschte der Sohn des Mars,  
Sei dir bergleichbar, auf dem Janiculum  
Mit deinen fünf stromreichen Armen  
Zwischen granitnen Säulen plätschernd.

Wir biegen von der Straße, die zur Märtyrerkirche San Pancrazio, dem Lieblingsorte des Cardinals Wiseman, führt, ab. Immer wieder neue herrliche Blicke eröffnen sich über die alte Roma. Im Winter stehen die Ulmen mit nackten Zweigen, die Hecken von Buchsbaum und Lorbeer, die Steineichen, Föhren, Pinien und Palmen haben hingegen das frischeste, glänzendste Grün. Wo die Villa Corsini steht, soll Martial das von ihm besungene Gütlein besessen haben.

Sanft erheben sich zu den klaren Sternen  
Schön und freundlich der hohen Villa Giebel.  
Sehen kann man die sieben Herrscherberge  
Von hier aus und das ganze Rom betrachten  
Und die Tuskuler- und Albanerhügel  
Und was nahe der Stadt im Kühlen liegt...

(Martial - U. Berg.)

Nachdem wir die erste Wendung des Hügels zurückgelegt haben, wird das landschaftliche Bild noch reizender. An der schönsten Stelle erhebt sich das Denkmal Garibaldis. Die Kirchenfeinde Roms haben es dem erbittertsten Feinde des Papsttums, der nicht einmal seine Kinder taufen ließ, wie zum Ärger für die gläubigen Katholiken des Erdkreises hiehergestellt, wo es ganz Rom überschaut. Den Blick hat Garibaldi auf den nahen Vatikan gerichtet und dem Heiligen Vater

wurde der Schmerz bereitet, daß er das Denkmal eines der größten Kirchenfeinde sehen muß, so oft er die Gänge des Vatikans durchschreitet und einen Blick durch die Fenster hinauswirft. Nicht weit von hier haben Vertreter des moderner Italien ein zweites Denkmal ihrer Geistesrichtung aufgestellt, einen Leuchtturm, der nachts grünes und rotes Licht über Rom aussendet — eine geschmacklose Spielerei, aber bezeichnend für den Geist der jetzigen Herren Roms, die sich überall und jederzeit bemerkbar machen wollen.

Wenden wir diesem lächerlichen Bauwerk den Rücken und das Symbol des alten Geistes, dem die ewige Stadt soviel wunderbare Werke verdankt, das Symbol der Weltkirche steigt vor uns einem Berge gleich ragend empor: Die gewaltige St. Peterskuppel mit der „schönsten Umrißlinie der Welt“.

Bald nahen wir uns einem Zypressenwäldchen, wo amphitheaterartig Stufen emporsteigen. Wir sind im ehemaligen Garten von S. Onofrio. Eben hält ein Wagen vor zwei Eichbäumen, die einander gegenüber stehen. Der eine wurde vor Jahren vom Blitze getroffen und ist untermauert und mit Holzbalken gestützt. Der Deutsche erklärt dem Fremden, der zum Baume wie zu einer Reliquie andächtig emporblickt, daß dies die Tasso-Eiche sei, unter welcher der schwerkranke Dichter gern weilte, um über die alte Weltstadt hinwegzublicken.

... Von Tassos Eiche seh' ich gerne  
 Hinab, wo sich, gewaltig Rom,  
 Vom Tempel der Minerva ferne  
 Hinon bis zu St. Petri Dom  
 Dein ungeheures Bild entfaltet  
 Und über grüner Pinien Pracht,  
 So unaussprechlich schön gestaltet,  
 Sabinas Duftgebirge lacht.

(Wilhelm Waidlinger.)

Im Kloster S. Onofrio zeigt man das Zimmer, in dem der Dichter in den Armen der guten Mönche starb, die in jüngster Zeit eine pietätlose Regierung von Besitz und Eigentum vertrieben; es ist mit Erinnerungen an Tasso geschmückt. Er starb am Tage, bevor er auf dem

Kapitol gekrönt werden sollte. Sein Grabmal steht in der Kirche gegenüber dem Denkmal des großen Sprachenkenners Kardinal Mezzofanti; seine Gebeine haben vor Jahren die Sorentiner für sich verlangt.

Vor dreihundert Jahren saß unter dieser Eiche auch gern der im gleichen Jahre wie Lasso (1595) gestorbene hl. Philipp Neri im Kreise der Kinder, die er unterrichtete, mit denen er scherzte und lachte und betete. Jetzt ruht er in der Chiesa nuova dort unten unter einem Marmoraltar. Noch wenige Tage vor seinem Tode sah man den Heiligen öfter hinauf nach San Onofrio schauen, verklärt, als ob er eine Erscheinung hätte, und seine Söhne, die Oratorianer, veranstalteten noch lange Zeit in Frühlingstagen hier oben einen kleinen Vortrag vor dem versammelten Volke, das auf den Stufenreihen saß. Ein Musikstück mit Gesang, der Vortrag eines Kindes und das Absingen des Psalmes Laudate Dominum omnes gentes beschloß die sinnige Feier.

Die Weltstadt da unten und die herrliche südliche Natur, die sie umgibt, läßt uns nicht schnell von hinnen scheiden. Die Natur ist sich gleich geblieben. Und da Ovid und Martial hier standen, war die Luft gleich weich und milde, der Himmel gleich blau, die Sonne gleich warm und im Lorbeerhain der Gärten der Agrippina oder des Nero am Abhang hinunter tönte ähnlicher Vogelsang von Amsel und Nachtigall, und Schwalben durchschwirrten die Luft wie heute. Der Soracke schaute gleich still und ernst herüber; aber was die Menschen bauten, ist anders geworden, und auch die Menschen selbst sind nicht die gleichen.

„Überall Paläste, überall Tempel, überall ragende Säulen und Türme und Kuppeln, überall Denkmale und Siegeszeichen, aber kein Kreuz leuchtete im Morgenglanz, kein Denkmal erinnerte an Christus. Und jetzt, soweit das Auge reicht, nichts als Kuppeln und Türme, Dome und Kirchen, und von allen strahlt das Kreuz.“ (Ruhn.)

Hätte es jemand dem Nero gesagt, der durch seinen goldenen Palast wandelte, daß der hebräische Fischer,

den er in seinem Zirkus kreuzigen ließ, ein Grabmausoleum und ein Monument erhalten werde, zu dem viele Millionen wandeln werden, wenn von seinem Staube auch kein Atom mehr zu finden sein werde!

Wie viele berühmte Männer sind hier gestanden im Laufe der Jahrhunderte! Keine Stadt hat so viele Beschreibungen und Schilderungen gefunden, wie Rom, keine so viele Empfindungen erregt.

Und es ist kein Wunder, schließt doch die ewige Stadt, das geheimnißvolle Verbindungsglied zweier Welten nach den Worten Gaumes, in ihren Denkmälern die ganze Geschichte des Menschengeschlechtes unter dem zweifachen Einflusse des Heidentums und Christentums in sich. Gleichwie am Firmament alle Gestirne nach der Sonne gravitieren, und wie auf der Erde alle Ströme dem Ozean zufließen, so haben alle Ereignisse der Alten und Neuen Welt ihr Endziel in Rom. Hier ist jeder Stein ein Denkmal und bei jedem Schritt sieht der Wanderer einen Schatten erstehen, der zu ihm von einem großen Ereignisse der Geschichte redet.

Göttin des Erdkreises und der Völker, der nichts gleich sei und nichts zu vergleichen, nannte sie Martialis. Alle Wunder der Erde, sagt Properz, lasse sie im Schatten, was immer die Erde hervorgebracht, finde sich hier. Cicero spricht von ihr als von einer aus der Vereinigung der Völker gebildeten Gemeinde. Sie war schon zur römischen Kaiserzeit, was sie heute ist, eine „gemeinsame Stadt“, ein „Versammlungsort des Erdkreises“, eine „Weltherberge“, „ein Compendium der Welt“, wie sie ein griechischer Lobredner nannte.

Willst du dir mit den Schwingen der Phantasie die stolze und lärmende Hauptstadt der Cäsaren erbauen, wie sie als glanzvolles Weltwunder jahrhundertlang da unten strahlte, so höre Aristides von Smyrna. Er sagt: „Rom ist die Stadt der Städte, die Stadt der ganzen Welt. Ein Tag würde nicht hinreichen, was sag' ich? alle Tage eines Jahres wären zu wenig, um alle Städte zählen zu können, die in dieser göttlichen Stadt gebaut sind. Sie reicht in das Meer hinab,

wo der Universalmarkt und der Zusammenfluß aller Produkte des Erdballs sich befinden; und die Größe Roms ist von der Art, daß der Schauende, er mag sein wo er will, immer meinen kann, er sei im Mittelpunkt.“ Seine unzähligen Gebäude bedecken die Kreisfläche, heutzutage öde, welche sich in einem Durchmesser von sechs Meilen von Ostia nach Ostia, von Albano und Tivoli nach Civitavecchia hin erstreckt. (Saume, Rom, I, S. 196 ff.)

Der Kaiser Constantius kam im Jahre 357 n. Chr. auf seinem Zuge nach Rom in Ostia an. Schon hatte er einen Teil der Vorstadt durchschritten, als er sich zu seinem Begleiter Hormisdas, einem berühmten persischen Baumeister, wandte und ihn fragte, was er von Rom dächte. Überrascht von der Pracht und von der Festigkeit der Gebäude, antwortete der Fremdling: „Ich glaube, wir haben schon die Hälfte hinter uns.“ Es war aber noch weiter als vier Meilen nach der eigentlichen Stadt.

Noch um das Jahr 384 n. Chr. war dieses unermessliche Rom so herrlich, daß es der Redner Themistius ein über jedes Wort erhabenes Meer von Schönheit nennt; der oben erwähnte Kaiser Constantius sagte, nur das mißfalle ihm, zu wissen, daß auch hier die Menschen sterblich seien.

Doch es kamen schlimme Zeiten über die Weltbeherrscherin. Im Jahre 410 wurde Rom durch Alarich, den Gotenkönig, zum erstenmal seit 800 Jahren erobert und durch drei Tage ausgeplündert. Der Goten Beute war unermesslich. Der hl. Hieronymus lebte als 80jähriger Greis im einsamen Bethlehem und schrieb voll Trauer: „Meine Stimme stockt und mein Seufzen unterbricht meine Worte: die Stadt ist bezwungen, welche den Erdfreis bezwang.“ Trotzdem konnte der heidnische Dichter Rutilius in jenen Tagen singen:

Höre mich, Königin du, die Schönste der Welt, die dein eigen,  
Roma, ins selige Reich himmlischer Pole versetzt,  
Höre mich, Mutter der Menschen zumal und Mutter der Götter,  
Wer deine Tempel betritt, wähnet dem Himmel sich nah;  
Dich zu besingen ist Lust, solange das Geschick es gestattet.  
Wer, dem Leben noch blüht, könnte vergessen dich je?

Gaben gewährest du ja, den Strahlen der Sonne vergleichbar,  
Breitest sie ringsum aus, wo der Oceanus kreist . . .  
Die auf beständiger Bahn am Himmel sich drehn, die Gestirne,  
Wie auf ein schöneres Reich schaue, sie strahlend herab.

Im Jahre 455 kam Geiserich mit seinen Vandalen. Auf die Vorstellung Leos des Großen hin, der ihm nicht weit von hier, in der Nähe der Via Portense (S. Pancrazio kreuzend) entgegenging, gebrauchte er nicht Feuer und Schwert, plünderte aber Rom auf eine Weise, daß sie sprichwörtlich geworden. Im Laufe des 6. Jahrhunderts wurde Rom im Kampfe mit den Goten so mitgenommen, daß es nur mehr 50.000 Einwohner zählte. Die Campagna war eine Wüste.

Gregor der Große hielt in St. Peter der Kaiserstadt die Leichenrede. Die Herrin der Welt ist darnieder gebeugt von unermäßigem Schmerz, von Entvölkerung der Bürger, vom Sturme der Feinde, vom Schutte der Ruinen. Er vergleicht sie einem Nar, der vorn als zum Fluge seine Fittiche erhoben und zum Raube ausgeflogen, dem aber nun die Schwungfedern ausgefallen sind, so daß er entfiedert, fahl und todesmatt auf den Hügeln am Tiberstrande sitzt. Von nun an ist Rom ein Verdienst der Päpste, ohne sie wäre es ein öder Trümmerhaufen geworden.

Wahrlich, schützten dich nicht der heil'gen Apostel Verdienste, längst schon wärst du, o Rom, ganz von der Erde vertilgt, heißt es in einem Gedichte vom Ausgang des 8. Jahrhunderts. Wie viele Wanderer kamen seit dieser Zeit wieder, sie wandelten durch alte Tempelreste, in denen die Spinne ihre Neze flocht, durch die Ruinen des Palatin, über die in eine zauberische Wildnis verwandelten Orte ehemaliger heidnischer Größe schritten sie betend zu den Gräbern der Blutzengen.

Es kam Dante, dem Rom der von der Borsehung erwählte Ort für den Ruhm der Welt und der Sitz des Nachfolgers Petri war. Als Gelehrter und als gläubiger Christ umfaßte er voller Verehrung die Weltstadt, deren Mauern „Ehrfurcht verdienen“ und deren Boden ihm würdiger dünkte, als die Menschen sagen.

Es kam Petrarca nach der Stadt, welcher „keine gleich war, noch jemals gleich sein wird“. Er war überwältigt von ihrem Eindruck und schrieb dem Kardinal Colonna, daß ihm hier noch alles größer erschienen, als er es sich gedacht hätte.

Ein Byzantiner schrieb im 14. Jahrhundert seinem Kaiser nach Konstantinopel, daß „Rom nicht ein Stück Erde, sondern ein Stück vom Himmel sei“, und Manuel Chrysoloras, ein Lehrer der griechischen Literatur, pries es als das herrlichste der Welt. Er fand in der Ruinenstadt ein Compendium des ganzen römischen und griechischen Altertums, er las in den Trümmern die Macht, die Kunst, die Großartigkeit der alten Welt, und urtheilte, daß man aus den Gebilden, die Rom noch enthielt, Religion, Sitten und Gebräuche in Krieg und Frieden von der Mythe bis zur Kaisergeschichte herab anschauend lernen könne (Gregorovius VI. 666).

Cervantes, der große Spanier, dichtete den „Gruß des Pilgers“:

O große, o gewalt'ge, o vor allen  
Hochheil'ge Stadt! Rom! sieh vor dir sich neigen  
Den Pilger-Frembling, andachtsvoll dein eigen,  
Demütig in erstauntem Wohlgefallen.

Dein Anblick, über deines Ruhms Erschallen,  
Verwirrt den Geist, wie hoch er möge steigen.  
Wenn wir mit nackten Sohlen, inn'gem Schweigen,  
Dich anzuschau'n, dich anzubeten, wallen.

Die ich betrachte, deines Bodens Erde,  
Ist von dem Blut der Märtyrer betauet,  
Gesamtreliquie aller Erdgefilde.

Nichts ist in dir, was nicht Exempel werde  
Der Heiligkeit, als die du bist erbauet  
Nach der Stadt Gottes großem Musterbilde.

(U. W. v. Schlegel.)

Über hören wir auch Vertreter der neueren Zeit:  
„Wie im Ozean befinde ich mich in der Mitte von  
Rom. Ein dreifaches Rom, jedes ein eigener Weltteil,  
steht hier vor meinen Augen, das Rom des Augustus,  
das Rom Leo des Zehnten und das Rom des jetzigen  
Papstes. Welches sehe ich zuerst? Alle laden mich ein.  
Wo ist das Kapitol? Wo ist das Museum Klemens

des Vierzehnten? Geschwind nach dem Bogen des Titus! Im Pantheon will ich mich verweilen. So zeigt mir Santa Maria Maggiore! Die Verkürung von Raffael will ich sehen! Ich vermisse den Apollo von Belvedere. Wie soll man wählen?" (Forster.) Dies ist das erste Gefühl, wie es der bloße Gedanke, in Rom zu sein, mit sich bringt. Bald darauf folgt eine Enttäuschung, aber nur, um bei längerem Verweilen eine noch größere und solidere Begeisterung zu erzeugen, als mit der wir gekommen. So schrieb Goethe bei seinem ersten Aufenthalt in Rom: „Das Vergnügen des ersten Eindruckes ist unvollkommen; nur wenn man nach und nach alles recht durchgesehen und studiert hat, wird der Genuß ganz.“ Und am gleichen Tage (7. Nov. 1786) bemerkte er: „Man müßte mit tausend Griffeln schreiben, was soll hier eine Feder!“ Und einen Monat später schreibt er: „Ich zähle einen zweiten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt, von dem Tage an, wo ich Rom betrat.“ Und zuletzt geht es einem, wie dem Historiker Böhmer, der, anfangs von Rom vollständig enttäuscht, bald schrieb: „Nur mit Schauder denke ich an den Tag, an welchem ich dieses einzige Rom verlassen muß.“

Rom muß diesen Eindruck machen, denn wir stehen im Mittelpunkte der Weltgeschichte. Der muß, sagt Gettinger, ein kleiner Geist sein, sehr klein, der in einer solchen Umgebung und unter solchen Eindrücken, die er täglich empfängt, nicht größer und reifer wird; in einer Atmosphäre, wo wir große Gedanken mit jedem Atemzuge einatmen, wird auch die Seele groß.

Der gelehrte Dominikaner P. Weiß schrieb, wohl im Anblick Roms: „Die Weltgeschichte kann man eigentlich nur an zwei Punkten der Welt verstehen: in Jerusalem und in Rom. Studieren muß man sie in Büchern, überschauen und begreifen lernen hier. Das ist gerade ein Unterschied wie zwischen Papier und Leben. Was dort tot war, steht hier lebhaftig vor uns.“ Ähnliche Bemerkungen finden sich bei den meisten Schriftstellern, die über Rom berichten.

Der große Geograph Karl Ritter schrieb in seinem ersten Briefe aus Rom: „Nirgends erweitert sich die

Kenntnis des eigenen Wesens so sehr, etwa eine Weltreise um die Erdfugel ausgenommen, als gerade in dieser einzigen Weltstadt, die mit Recht so genannt werden mag, weil sich in ihrer Mitte das höhere Leben der gebildeten Menschheit wahrhaft konzentriert zu haben scheint. Hier ist das Höchste, was der Geist erdacht, was die Kunst vollführt, was die Sinne und Herzen der Menschen bewegt hat, in tausendfachen Formen niedergelegt zu einem aufgeschlagenen Buche für kommende Jahrhunderte, für das nachfolgende Menschengeschlecht."

Dies Jahr wird wieder Tausende und Tausende von Pilgern nach Rom führen zu den Füßen des Nachfolgers Petri, den auch in kleiner Hütte im fernen Lande der Kindermund schon nennt. Auch von ihm gelten ja die ewig denkwürdigen Worte des Herrn: „Du bist Petrus, der Fels, und auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben. Was immer du auf Erden binden wirst, wird auch im Himmel gebunden sein und was du auf Erden lösen wirst, wird auch im Himmel gelöst sein.“

Rom ohne den Heiligen Vater hätte seine Seele, hätte seinen belebenden Hauch verloren!

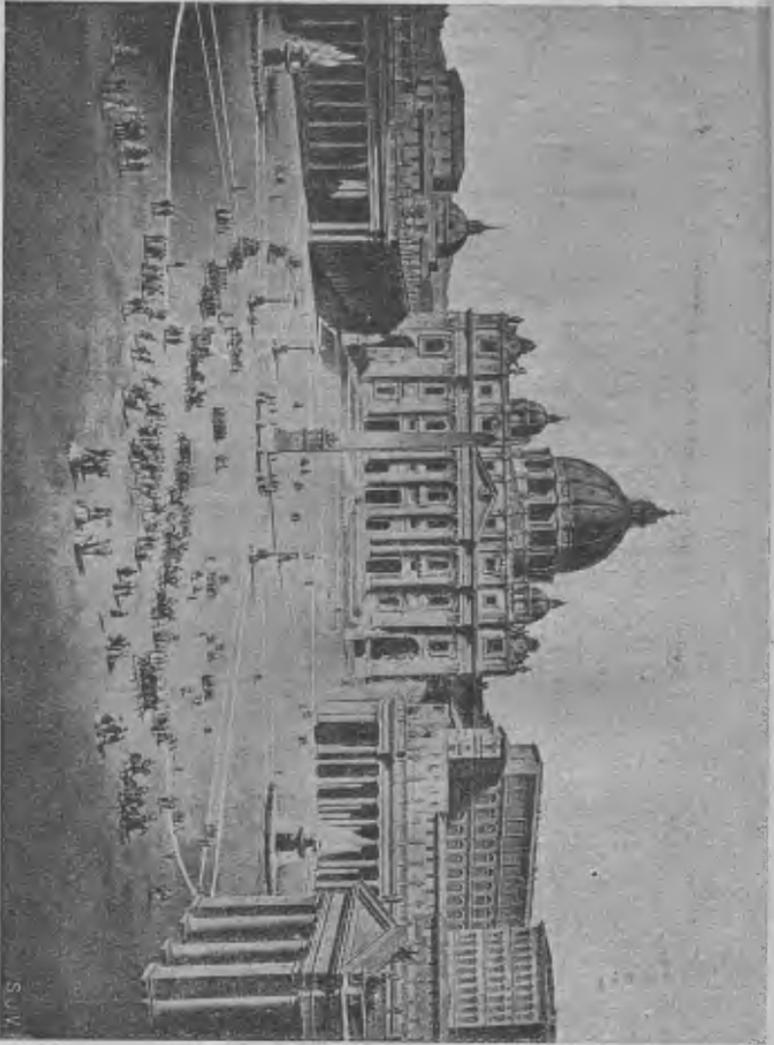
Diese und alle folgenden Zeilen sollen nichts anderes bezwecken, als die Liebe zu Rom, der Heimat der Christen, beleben.

Gerade den Janiculus haben wir zu unserer ersten Schilderung gewählt, um jenen, die zum erstenmal nach Rom kommen, den Rat zu geben, ihren ersten Gang nach St. Peter über den Janiculus anzutreten. Auf diese Weise macht Rom, die Kuppel Sankt Peters und der Petersplatz, den man von der linken Seite der Kolonnaden aus zuerst erblickt, den bei weitem nachhaltigsten und überraschendsten Eindruck.

Diese Säulenhalle enthält 284 Säulen und 88 Pfeiler und ist im Jahre 1667 durch Bernini erbaut. Die Springbrunnen sind 14 Meter hoch und erinnern an den Cantharus oder Springbrunnen, der schon im

Vorhof der alten Peterkirche stand und von Papst  
 Sixtus um das Jahr 500 mit besonderer Pracht  
 umgeben worden war. Ein Bierstück desselben, einen

[Peterkirche und Petersplatz in Rom. — Rechts von der Kirche ist der Vatikan.



riesigen Pinienapfel aus Erz, sieht man noch heute in  
 einem Hofe des Vatikans.



## In den St. Petersdom.

Prächtiger als wir in unserm Norden  
Wohnt der Bettler an der Engelsporten,  
Denn er sieht das ewig ein'ge Rom!  
Ihn umgibt der Schönheit Glanzgewimmel,  
Und ein zweiter Himmel in den Himmel  
Steigt St. Peters wunderbarer Dom.

(Fr. v. Schiller.)

Wir gingen nach St. Peter. Ich war noch nicht drei Stunden in Rom und schon ließ es mir keine Ruhe, mein erster Weg sollte zum Grabe des Fischers von Galiläa sein. Später habe ich mir oft gedacht, sollte ich auch hundertmal wieder nach Rom kommen, mein erster Gang wäre wieder St. Peter.

St. Peter, der größte Tempel der Welt, der heiligste Friedhof der Christenheit, ist ein Rom im kleinen, ist ein versteinertes Stück Weltgeschichte und besäße Rom nichts anderes als die Peterskirche, es wäre wert, daß man über Länder und Meere dahin zöge.

Was ich Wundersames gelesen und gehört, tauchte unterwegs in der Erinnerung auf: St. Peter ist so groß, daß, wenn zehn Priester darin predigen, der eine den anderen nicht stört, der Stephansturm von Wien kann unter seine Kuppel gestellt werden, ohne daß er sie berührt, in seinem Mittelschiff hätte bequem das ganze Berliner Schloß Platz, wenn 40.000 Menschen darinnen sind, ist die Kirche erst zur Hälfte voll, auf dem Dache ist ein kleines Dörfchen gebaut, die Engeln beim Weihbrunnenbecken sind 6 Fuß hohe Riesen, die Bilder hier sind nicht aus Farbe und Leinwand, sondern aus farbigem Stein, Marmorgestalten

halten in heiliger Stille Wache, Gold und Glanz und Licht und Farbe weben hier ein wundersam mächtiges Ganzes.

Der schwere Ledervorhang, der den Lärm des Tages nicht ins Heiligtum Gottes dringen läßt, war weggezogen, wir standen am Orte unserer Sehnsucht.

Nun ging es uns wie vielen, wir sahen vor lauter Größe die Größe nicht, die Größe des ganzen Baues verbarg sich hinter der Größe einzelner Teile. „Sankt Peter ist eine langsame Schönheit.“ Wie ein echtes Kunstwerk gefällt uns der Dom desto besser, je öfter wir ihn mit Muße betrachten. Das Auge muß sich erst lange und nach wiederholten Besuchen von den vielen hier gehäuften Nebendingen, Bildhauerarbeiten, Malereien, Marmorbekleidungen und Verzierungen mannigfachster Art entwöhnen haben, um ungeteilt die Einheit und Größe in den Verhältnissen des Ganzen genießen zu können. Bis zu dieser Gewöhnung schweift der Blick ohne einen Ruhepunkt, rastlos in dem unübersehbaren Raume umher und St. Peter erscheint kleiner, viel kleiner als die allerdings schrankenlos wirkende Phantasie es uns gemalt hat.

Doch der berechnende Verstand findet die Größe alsbald. Die Peterskirche zählt 748 Säulen, 389 Standbilder, 290 Fenster und 30 Altäre, ihre Länge beträgt 187 Meter, die einander gegenübergestellten pausbäckigen Weihwasserengel an den beiden Längsseiten des Mittelschiffes sind 100 Fuß voneinander entfernt, der Baldachin ober dem päpstlichen Altar ist so hoch, als der höchste Palast Roms, der Palazzo Farnese (28½ Meter), ein Buchstabe von der Goldmosaikschrift am Rande der Kuppel: „Du bist Petrus und auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen“ mißt gegen 1½ Meter, die Feder des Evangelisten Markus im unteren Zwickel der Kuppel soll zehn Fuß hoch sein, die Pfeiler, welche die prachtvolle Kuppel tragen, haben einen Umfang von 71 Meter, so daß bequem ein Kirchlein drinnen stünde; wolltest du den inneren Umfang der Peterskirche umgehen, so hättest du beiläufig den Weg von einem Kilometer zurückzulegen.

Heute kommen wir als Pilger ins Heiligthum. In keiner Kirche der Welt haben so viele Heilige gebetet wie in St. Peter, in keiner sind so viele zur Ruhe bestattet worden wie hier. Erbaut auf dem ehemaligen Zirkus des Nero, in welchem die in Pech gehüllten lebendigen Christenleiber als schaurige Fackeln brannten, wie uns der römische Geschichtschreiber Tacitus berichtet, auf dem Schauplatz des Kreuzigungstodes Petri, auf dem Raume, in dem die von den Aposteln getauften Christen als Erstlinge des Martyriums unter den Zähnen wilder Tiere, unter dem Brande der Pechfackeln und Qualen aller Art ihr Leben für die Kirche Christi aufopferten, ist St. Peter durch seine Örtlichkeit allein schon eine verehrungswürdige Stätte.

Die Grundmauern des Petrusdomes sind teilweise noch auf den Fundamenten des alten Zirkus aufgebaut; um diese Fundamente aber lagen die Gebeine von hier begrabenen Christen. Sie liegen im Kranze um das Grab Petri.

Nachdem der Apostelfürst den Kreuzigungstod, wie sein Herr und Meister, erlitten hatte, folgten ihm in fast ununterbrochenem Blutbade 26 heilige Märtyrerpäpste. In jenen Zeiten, wo die Heiden mit den Christen ihr Spiel trieben, wo man sie am Vatikan verbrannte und im Kolosseum vor wilde Tiere warf, war Papst und Märtyrer zu sein durch fast 300 Jahre ein und dasselbe. Jeder, der Nachfolger Jesu, des guten Hirten, wurde, wußte im vorhinein, daß ihm Senfhebel und Kreuz, Blut und Tod folgen werden. Die Kaiser, die ihre Prachtpaläste am Palatin bewohnten, suchten, um die verderbliche Sekte der Christen auszurotten, deren Vorsteher und Lehrer an erster Stelle und so zählen wir unter den ersten Nachfolgern Petri lauter Märtyrer,\* 13 von ihnen liegen neben dem Grabe Petri in der Gruft von St. Peter. Noch 22 andere Päpste, welche heilig gesprochen sind, erwarten da-

\* Einige, welche keinen gewaltsamen Tod erlitten, sind wegen ihrer übrigen Leiden in die Riste der Märtyrer aufgenommen worden.

selbst die Auferstehung; im ganzen aber umwölbt die Peterkirche gegen 150 Leichen von Päpsten. Das Grab des heiligen Petrus war von den ersten Zeiten an ein Gegenstand der Verehrung. Für einige Zeit flüchtete man die Leiber der heiligen Apostel Petrus und Paulus in die Katafomben an der Via Appia, wo sich jetzt die Kirche des heiligen Sebastian erhebt. Zurückgebracht, schirmte den Leib des Aposteloberhauptes ein von Kaiser Konstantin erbautes Gewölbe, ober dem sich die alte prächtige Peters-Basilika erhob. Den Sarg des heiligen Petrus mit dem goldenen, edelsteinverzierten Kreuze sah zum letztenmal Papst Clemens VIII. im Jahre 1594, seit 1500 Jahren ist er nicht geöffnet und so massenhaft ist er mit Wölbungen und Mauern umgürtet, daß die revolutionären, freimaurerischen Arbeiter im Jahre 1848, als sie das Grab in frevelhafter Weise zu erbrechen versuchten, davon ablassen mußten. Vor Jahren wurde von der Londoner Polizei der satanische Plan der internationalen Umsturzpartei ausgekundschaftet, das Grab Petri samt der Peterskuppel in die Luft zu sprengen. Seitdem ist die Unterkirche nicht mehr allgemein zugänglich.

Das Grab umgeben 89 goldig leuchtende Lampen, verschwenderischer Marmor deckt die Stätte, ein Baldachin mit 100 Fuß hohen Bronzesäulen, angeblich in der Form derer aus dem Tempel zu Jerusalem, überspannt das Heiligtum. Treffend bemerkt Gaume, daß die Confessio von St. Peter die Geschichte der streitenden Kirche enthält: Begründet von den Aposteln, deren Leiber hier ruhen, getragen von den Märtyrern — in die vier Säulen, welche den Baldachin tragen, sind viele Gebeine heiliger Märtyrer gelegt worden — erhebt sie sich über den Trümmern des besiegten Heidentums — die Fundamente der Säulen ruhen auf den Fundamenten des neronischen Zirkus — ruft von den vier Winden die Auserwählten Gottes zusammen — durch die vier Engel an den Ecken des Baldachins — beherrscht die Welt durch das Kreuz — über dem Baldachin erhebt sich das Kreuz bis zur Höhe, wo die Kuppel beginnt — und reicht mit ihrem erhabenen Haupte

bis zu den Toren des Himmels — ausgedrückt durch die wundervolle Kuppel, in der in Goldmosaik die triumphierende Kirche dargestellt ist.

Rom, das die Gräber der Apostelfürsten besaß, bemühte sich auch, Reliquien der übrigen Apostel um sich



Peterskirche vom vatikanischen Hügel aus.

zu sammeln; so ruht die Mehrzahl derselben in den herrlichen Gotteshäusern der ewigen Stadt. Sanct Peter hat noch Reliquien der Apostel Simon und Judas, des heiligen Lukas und des heiligen Andreas. Der Dom umschließt die ehrwürdigen Überreste der großen Kirchenlehrer Gregor von Nazian und Nyssa, Leo des Großen, Gregor d. G., des heiligen Johannes Chrysostomus und anderer großer Männer, welche ein Ruhm der Weltgeschichte waren.

Mehr, als kostbare Edelsteine und Perlen, als Gold und Kunst es vermöchte, zieren St. Peter die Leidensreliquien des Heilands. Sie werden aufbewahrt in den Loggientapellen der vier Pfeiler, welche die gigantische Kuppel in den Himmel heben. Zur Veranschaulichung des Ortes, an dem die Heiligtümer, das Schweiß Tuch der Veronika mit dem heiligen Antlitz, eine große Kreuzpartikel und die Lanze, welche die Brust des Herrn durchstach, sich befinden, reicht uns aus einer Nische die Marmorstatue der heiligen Veronika das Schweiß Tuch, aus der zweiten die Soldatengestalt des heiligen Longinus die Lanze entgegen, aus der dritten blickt das majestätische Marmorbild der heiligen Helena mit dem Kreuze. Die Reliquien werden von der Loggia herab, die nur ein Domherr von Sanct Peter betreten darf, an gewissen Tagen des Jahres gezeigt.

Um das Grab des heiligen Petrus reihen sich die heiligen Ordensstifter wie eine gewaltige Phalanx christlichen Streiter. In der großen Chornische halten zwei lateinische und zwei griechische Kirchenlehrer, an ihren Pontificalgewändern kenntlich, kaum merklich mit den Fingern den mit vergoldeter Bronze verkleideten Bischofsstuhl Petri.

Wohl das bekannteste Standbild der Peterkirche ist die Bronzestatue des heil. Petrus, an die sich die rührende Sitte knüpft, den über den Rand des Marmorsockels hinausreichenden Fuß zu küssen und mit der Stirne zu berühren, um die Liebe und gläubige Unterwürfigkeit unter den Stellvertreter Christi anzudeuten.

Vielleicht das ergreifendste, sicher aber das schönste Marmorbild der Peterskirche ist die Pieta Michelangelos auf dem Altar neben der Jubiläumspforte. Im jugendlichen Alter von 25 Jahren hat der Künstler dieses herrliche Werk im Laufe eines Jahres vollendet. Maria sitzt am Fuße des Kreuzes und blickt auf den toten Heiland, den sie auf dem Schoße trägt. Michelangelo hat nicht den wühlenden Schmerz über den Tod ihres Sohnes dargestellt, sondern die stille, sanfte Ergebung in den Willen Gottes; es ist als ob Maria in der schmerzlichsten Stunde ihres Lebens wieder nur die Worte spräche: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte!“ Als man den Vorwurf erhob, die Madonna sei viel zu jugendlich dargestellt, gab der tiefreligiöse Künstler die schöne Antwort: „Eben dadurch wird der Welt die Jungfräulichkeit und unvergängliche Reinheit der Mutter Gottes um so deutlicher geoffenbart; keusche Frauen bewahren ihre Schönheit, um wieviel mehr die Jungfrau, die nie ein irdisches Verlangen empfunden.“

Wer könnte die Ideen zählen, die im St. Peters-Dome ausgedrückt sind. Ganze Byzlen Kirchen- und Weltgeschichte sind in seine Monumente eingehauen, der Geist und das Genie der Künstler mehrerer Jahrhunderte ist in seinen Formen hinterlegt, das Studium und der Gedanke der Besten ihrer Zeit hat hier marmorne, bronzene, gemauerte Gestalt erhalten.

Mehr als 150 Jahre ist an diesem herrlichen Bau gearbeitet worden. Schon unter Nikolaus V. (1447 bis 1455) war die alte Basilika, die einst Kaiser Konstantin der Große dem Apostelfürsten Petrus errichtet hatte, so hauffällig geworden, daß manche Mauern fast zwei Meter aus dem Lot gewichen waren. Wegen der drohenden Einsturzgefahr mußte man an einen Neubau denken. Aus Ehrfurcht vor dem altherwürdigen Bau, der schon die Stürme der Völkerverwanderung überdauert hatte und mehr als tausend Jahre Kirchen- und Weltgeschichte verkörperte, wollte man nur Erneuerungsarbeiten vornehmen lassen, die den

Baumeistern Rossellino und Giuliano da San Gallo übertragen wurden. Julius II. faßte im Jahre 1505 den Entschluß, einen ganz neuen Dom zu schaffen, der an Größe und Pracht alle Kirchen des ganzen Erdkreises übertreffen sollte. „Das Grabmal des armen Fischers vom See Genezareth sollte der erhabenen Würde und Bedeutung des welthistorischen und weltumspannendes Amtes entsprechen, das er seinen Nachfolgern hinterlassen hat. Die Idee der Weltkirche verlangte einen Riesenbau, die Idee des Papsttums einen Zentralbau, in welchem der Mittelraum in Gestalt einer gewaltigen Kuppel alles übrige beherrschte.“ (Pastor, Geschichte der Päpste, III.)

Viele Baumeister hatten ihre Pläne eingefendet. Es ist ein unvergängliches Verdienst Julius' II., daß er gerade den Entwurf des Bramante bevorzugte und so dem genialsten Baumeister seiner Zeit Gelegenheit gab, seine ganze gewaltige Kraft zu entfalten. Bramante soll gesagt haben, er wolle das Pantheon auf die Gewölbe der Konstantinsbasilika (am Forum) setzen. Am 18. April 1506 wurde unter dem jetzigen Kuppelsteiner der Veronika der Grundstein gelegt; Papst Julius II. selbst stieg mit zwei Kardinalen und mehreren Maurern in die ungefähr acht Meter tiefe Grube, weihte dort den marmornen Grundstein und legte ihn selbst zurecht. Bramante hat den Papst wiederholt, die Front der Kirche nach Süden richten und das Grab des Apostelfürsten entsprechend übertragen zu dürfen. Julius II., der sonst dem Künstler viel Freiheit ließ, erklärte unerbittlich, er werde nicht dulden, daß irgendjemand das Grab des ersten Papstes antaste. So ist das von Kaiser Konstantin herrlich geschmückte Petrusgrab unverletzt erhalten und von der ursprünglichen Stelle niemals entfernt worden.

Die größten Baumeister und Künstler folgten nun in der Oberleitung des Baues (Giuliano da San Gallo, Raffael, Fra Giocondo, Antonio da San Gallo d. S., Peruzzi und andere.) Der bedeutendste darunter war ohne Zweifel Michelangelo, der sich nach langem Bitten von Papst Paul III. bewegen ließ, die

Bauleitung zu übernehmen. Der große Künstler war damals 72 Jahre alt und mißtraute der Kraft seines Körpers und seines Geistes; er sei nicht Baumeister, meinte er; endlich erklärte er: „Ich übernehme das Amt ohne jede Belohnung und Entschädigung allein aus Liebe zu Gott und aus Verehrung gegen den Apostelfürsten.“ 17 Jahre widmete Michelangelo seine ganze Kraft dem Unternehmen. Von ihm stammt die wunderbare Kuppel, die seitdem das Wahrzeichen der ewigen Stadt geworden ist . . .

Leider sollte Michelangelo selbst die Kuppel nicht mehr schauen; als er 1564 starb, war nur die Trommel der Kuppel fertig und erst 26 Jahre später wurde sie nach seinen Plänen von Giacomo della Porta und Fontana vollendet. Wenn man auf dem Dache der Peterskirche steht, steigt die Kuppel noch wie ein Gebirge empor. „Zu ihrer richtigen Würdigung trägt die Besteigung des Daches viel bei. Bequeme Treppen mit 142 Stufen führen auf das Dach des Schiffes. Der erste Anblick auf die nächste Umgebung ist überraschend: Eine Stadt im Kleinen scheint sich aus dem Dome aufzubauen. Über den sechs ovalen Kuppeln in den Seitenschiffen springen die Laternen kleinen Thürmen ähnlich empor, über den zwei Kapellen an den zwei vorderen Kuppel Pfeilern erheben sich die schönen kleinen Nebenkuppeln noch 45 Meter hoch mit einem Umfang von 92 Metern. Dazwischen ragen eine Menge kleinerer Gebäude empor, welche von den San Pietrini, von Arbeitern und Wächtern bewohnt werden. Sie haben ihre besonderen Geseze und Gewohnheiten, die sich wie ihre Wohnungen und Beschäftigungen vom Vater auf den Sohn vererben. Werkstätten für Schmiede, Schreiner, Bäcker usw. fehlen nicht, ein Springbrunnen versorgt sie mit Wasser. Die riesigen Verhältnisse der Kuppel machen sich hier erst recht geltend; ihr Umfang mißt 192 Meter, ihre Höhe vom Dache bis zur Kreuzspitze 91 Meter, die Höhe der Laterne allein  $15\frac{1}{2}$  Meter, der Abstand vom Boden 44 Meter, der Durchmesser 42 Meter, also beiläufig nur einen Meter weniger als das Pantheon.

Das war auch der kühne Gedanke Bramantes und Michelangelos, daß die Kuppel von St. Peter als das in der Luft schwebende Pantheon erscheinen sollte. Auf dem inneren Gesims, auf welchem bequem ein Reiter humpeln könnte, senkt sich der Blick bereits in scheinbar ungemessene Tiefen, und die Bilder und Zierden hier oben werden so riesenhaft, daß sie wie Felsbilder und formlose Kolosse erscheinen; wie Gewitterwolken steigen z. B. die Evangelisten in den Zwitfelfeldern empor. Die Kuppel ist mit einer doppelten Haube überwölbt, so daß die Besteigung zwischen den zwei Dächern (auf einem Zickzackwege) sehr leicht und bequem ist. Ein senkrechter Blick in die Kirche hinab auf die Spiegelflächen des Marmorbodens wirkt schwindelig: Entzückend ist dagegen von der äußeren Galerie die Aussicht auf die Baummassen von Sankt Peter, auf die Stadt Rom, auf die Höhenzüge im Norden und Osten. Vom Dache der Laterne führen eiserne Leitern in den Metallknopf unter dem Kreuze, welcher bei einem Durchmesser von 2.25 Meter 16 Personen aufnehmen kann. Wir begreifen, daß der gewaltige Petersdom auch auf Andersgläubige den tiefsten Eindruck macht. So singt Lord Byron:

Nicht alte Tempel, heutige Altäre,  
 Kommen dir gleich! Du einzig unter allen  
 Wert, daß in dir den wahren Gott man ehre!  
 Seit er, da Sions Mauern eingefallen,  
 Den früheren Dom verließ, gibt's keine Hallen  
 Von Menschenhand, von solcher hohen Macht!  
 Ernst, Hoheit, Würde, Glorie, Reiz umwallen  
 Die ew'gen Bogen in vereinter Pracht,  
 Wo reiner, würd'ger Dienst dem Herrn wird dargebracht!

Und Gregorobius sagt: „Wenn Rom verginge und um St. Peter her sich eine schweigende Wüste ausbreitete, würde dieser Riesendom der Nachwelt mehr Zeugnis von der Herrschaft des Papsttums und von der Weltidee der Kirche geben als es die Pyramiden von der Macht der Pharaonen zu tun vermögen. Wer zum strahlenden Himmel der Kuppel emporblickt, wird gestehen, daß St. Peter doch der Tempel aller Tempel ist.“



## Im Kolosseum.

Übers Forum durch des Titus Bogen  
Bin ich den heil'gen Weg hinabgestiegen  
Und lenkte nach dem Kolosseum ein.  
Ist mir ein Zaubernek ums Haupt gezogen?  
Gilt's hier aufs neue längst gefei'rten Siegen?  
Ich kausche scheu — da zieht's mich schnell hinein.

(S. Pohl.)

Wie man in schönen Alpengegenden bald zu diesem, bald zu jenem lieblichen Bergesgipfel eilt, so bieten sich dem Wanderer in Rom für seine täglichen Ausflüge nicht minder anziehende Orte. Ich meine da nicht allein den Monte Pincio mit seinen herrlichen Anlagen, nicht den Janiculus mit seiner berühmten Aussicht, nicht die vielen reizenden Villen, sondern Roms Ruinen und



Die Ruinen des Kolosseums in Rom.

Sügel, seine Basiliken und Monumente, wo sich nicht minder süß schwärmen läßt als an den Ufern des Meeres oder in den Tannenwäldern der Alpen.

Zu den interessantesten dieser Punkte gehört das Kolosseum. Mit einem geistreichen Schriftsteller möchte ich sagen, ich gehe nun zum Kolosseum so gern, wie einstens ans Meer.

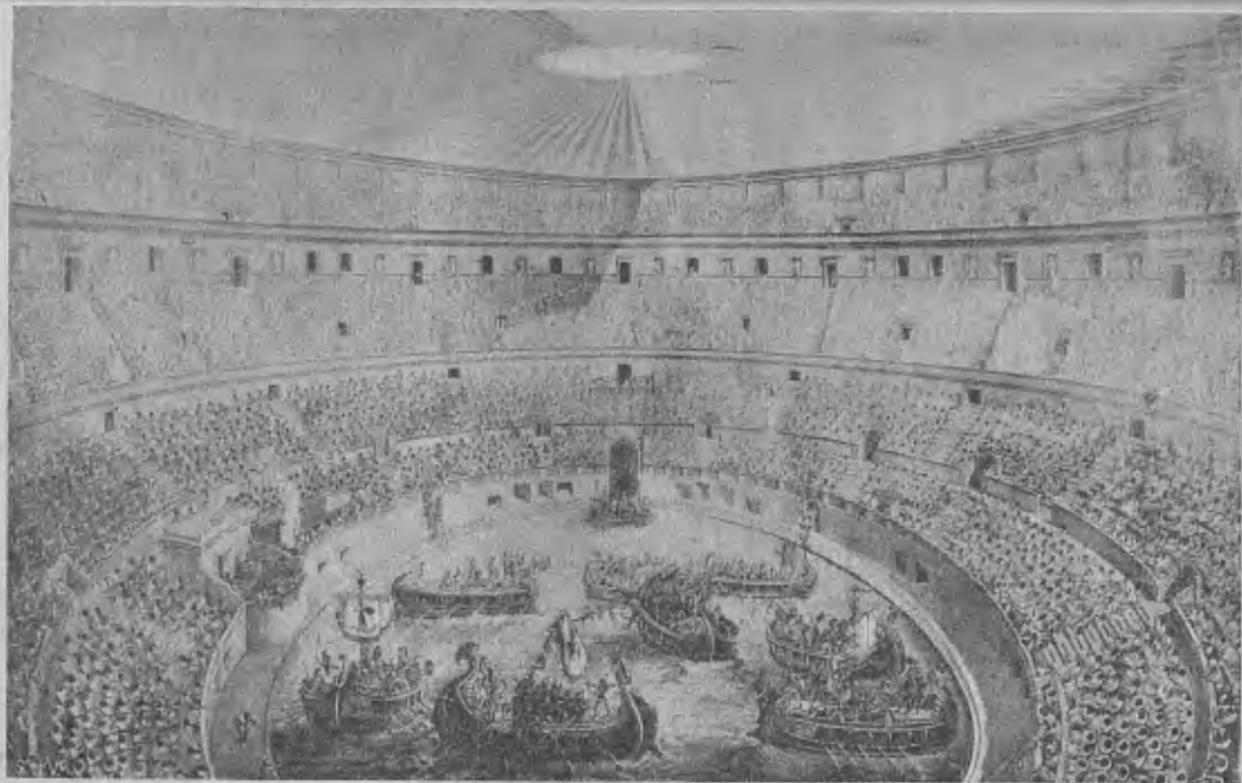
Rufen dort die an- und abprallenden Bogen, die in der Ferne sich verlierende Fläche mit den lichten Seegelbarcken, das zaubervolle Farbenspiel der Fluten stille Erinnerungen und süße Träume wach, so entrollen sich vor der Phantasie des Beschauers im Kolosseum wogengleich die Bilder einer tausendjährigen Vergangenheit.

Wie gern saß ich in der Arena des ruinenhaften Amphitheaters Vespasians auf einem alten Marmor- oder Granitblocke!

Der Blick schweift hinauf über die kühngewölbten Bogen, deren diese größte Ruine Roms 80 im Umkreis hatte, die mit römischen Biffern bezeichnet waren, um den Besuchern die Orientierung zu erleichtern. Man lernt es begreifen, welch ein über jeden Begriff großartiges Schauspiel es sein mußte, das Römervolk auf den unermesslichen, immer kühner geschweiften Bogen des Amphitheaters zu sehen, unten die Vertreter und Träger und Teilnehmer der Weltmacht mit den purpurnen Abzeichen ihrer Würden, darüber die Bürger der einzigen und ewigen Roma, alle im weißen Nationalgewande!

Der geniale Erbauer des Kolosseums soll ein Sklave gewesen sein, der später Christ und dann in seinem Meisterwerke den wilden Tieren vorgeworfen wurde. Eine Marmortafel in S. Martina deutet darauf:

„So also belohnst du, grausamer Vespasian; zum Lohne bekommst du den Tod, Gaudentius. Freue dich, Rom, dessen Kaiser sich begnügt, dem Urheber deines Ruhmes Versprechungen zu geben; denn Christus erfüllt sie alle für dich, er, der dir einen anderen Schauplatz im Himmel bereitet hat.“



Kolosseum. Inneres mit Seeschlacht. Rekonstruktion von C. Nispi-Landi, Rom.

Ich weiß nicht, ob es einen Gebildeten geben kann, der nichts vom Kolosseum in Rom gehört hat. Man hat es einen von Menschenhänden aufgetürmten Kraterberg genannt, einen Vulkan heidnischer Grausamkeit, der in seiner runden Vertiefung einst auf einmal 9000 Tiere verschlungen und der sich mit Menschenblut löschte.

Das Amphitheater Vespasians, das später nach der Kolossalstatue des Nero Kolosseum genannt wurde, faßte einst 87.000 Zuschauer, hatte in seiner Länge 185 und in seiner Breite 156 Meter, seine Umfassungsmauer, welche in ihrer Säulendekoration von unten aufwärts die dorische, korinthische und jonische Ordnung zeigt, war 48½ Meter hoch; hier am obersten Gefirniskranz standen die kaiserlichen Matrosen, um bei brennender Sonnenhize den gewaltigen Bau mit schützenden Segeltüchern zu überspannen; die Arena, der eigentliche Kampfplatz, war 86 Meter lang; sie konnte durch eine besondere Vorrichtung in einen Wald verwandelt werden, der sich mit wilden Tieren bevölkerte, oder wurde unter Wasser gesetzt, so daß man ein Seegefecht darstellen konnte.

Alle Prachtbauten der Welt hatte das Kolosseum nach dem Dichter Martial übertroffen:

Nicht Pyramiden preiß ein barbarisches Memphis als Wunder,  
Und des assyrischen Werks rühme sich Babylon nicht;  
Noch sei Tribias Tempel der Stolz des jonischen Weichlings,  
Delos verherrliche nicht ferner sein Hörneraltar;  
Und es erhebt in der Luft och schwebende Mausoleen  
Kariens prahlerisch Lob nicht bis zum Himmel hinauf.  
Jegliches Kunstwerk weicht dem cäsarischen Amphitheater,  
Ein Werk möge der Ruf nennen an sämtlicher Statt.

Im Jahre 357 kam Ammianus an der Seite des Kaiser Constantius nach Rom und sah das Amphitheater. Seine Masse, so schildert er es, ein mächtiger Bau aus tiburtinischem Gestein, ragt so hoch, daß der Blick kaum bis zur äußersten Höhe hinaufreicht.

Und 1818 stand Lord Byron im Kolosseum und widmete ihm 18 Strophen in seinem epischen Gedicht „Ritter Haralds Pilgerfahrt“:

Bogen auf Bogen hier! — Als strebte Rom  
 All seine Haupttropyäen aufzuzieh'n.  
 Aus seinen Siegen bauend einen Dom:  
 So steht das Kolosseum!

Trümmer, — doch welche Trümmer! Halbe Städte,  
 Nicht Schlösser nur hat man daraus errichtet;  
 Doch steht ihr oft vorm riesigen Skelette  
 Und staunt und sucht, wo man den Raub verrichtet.

Hat man geplündert, hat man nur gelichtet?  
 Ach, wenn dem Bauoloß wir näher kommen,  
 Dann seh'n wir wohl, wie viel schon ward vernichtet.

Der Dichter spielt auf die Tatsache an, daß drei der größten und schönsten Paläste Roms, der Palazzo Venezia, die Cancelleria und der Palazzo Farnese aus dem Material des Kolosseums erbaut wurden.

Jean Paul läßt in seinem „Titan“ Albano, der in den Ruinen des Kolosseums herumsteigt, sagen: „Tempel und Paläste hatte der Riese mit seinen Gliedern genährt und gefüttert und noch schaute er lebendig mit seinen Wunden in die Welt.“

Grillparzer sagt:

„Kolosseum, Riesenschatten  
 Von der Vorwelt Machtoloß!  
 Liegst du da in Tod'sermatten,  
 Selber noch im Sterben groß!“

In der Ruine des Kolosseums Betrachtungen zu pflegen, gewährt immer wieder neuen Reiz.

Zu hunderten und hunderten sehen wir nach dem Kriege des Jahres 70 Männer mit schweren Bauarbeiten beschäftigt. Es sind gefangene Juden. Sie haben den Tempel Jerusalems in seiner Pracht, aber auch in seinem schauerlichen Falle gesehen, manche von ihnen haben in ihrer Jugend der Bergpredigt des Heilandes gelauscht, haben aber auch das schreckliche Wort mitgeschrien: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder! In drückendster Knechtschaft schmachten sie hier und während sie mit ihren Händen das Gebäude aufrichten, das ein „Triumphbau der Kirche“ werden sollte, durften sie, wie manche berichten, nicht einmal sprechen, und gegen 12.000 sollen den Anstrengungen erlegen sein. Es ist, wie Seba-

stian Brunner fein und spitzig bemerkt, das Kolosseum auch deswegen merkwürdig, weil es der einzige Bau ist, den die Juden in der Diaspora mit der Arbeit ihrer eigenen Hände gebaut haben. Nur die Tyrannei der Römer war imstande, dieses Volk zum Arbeiten zu bewegen. Weiter aber hat es an keinem Bau der Welt mehr seine tätige Hand angelegt.

Und wieder ein anderes Bild.

Mit Marmor und kostbaren Statuen geschmückt steht das vorzüglichste Gebäude der alten Architektur vor uns. Durch 120 Tage dauern Spiele, Morde und Gemetzel, die Zuschauer jauchzen Beifall. Es ist der gütige Titus, der das Theater einweihen läßt. Hohen Gottheiten, der Diana, dem Jupiter Patiaris u. d. dem Saturn. wird es gewidmet. Da die Feier vorüber, haben sich 12.000 wilde Tiere und 10.000 Fechter gegenseitig zerfleischt.

Und wieder und wieder, Jahrhunderte hindurch, erscheinen blutige Gemälde. Es hätte gar nicht der Jahrhunderte bedurft, um das Wort wahr zu machen, daß kein Krieg so verheerend für das Menschengeschlecht war als diese Spiele.

Zunächst wurde ein Scheingefecht aufgeführt, bis die Trompeten das Signal zum blutigen Kampfe gaben. Netzkämpfer, mit einem Dreizack bewehrt, suchten den Gegner in ihr Netz zu verstricken. Wenn einer am Boden lag, so blickte der Sieger zu den Zuschauern empor; wenn diese mit Tüchern schwenkten oder den Daumen nach aufwärts streckten, so ließ er den Besiegten am Leben. Senkte man hingegen den Daumen nach abwärts, so stieß ihm der Sieger den Doldh oder den Dreizack in die Brust. Neue Fechter kamen und trachteten den Gegner mit Schlingen niederzuwerfen und zu erdroffeln. Später traten zur Abwechslung gallische Mirmillonen mit schwerer Eisenrüstung auf oder Samniter mit langen Schilden und kurzen Schwertern oder Thrazier mit kleinem Rundschild und krummen Säbeln.

Zu all diesen verschiedenen Kampfesarten wurden die Gladiatoren (Kriegsgefangene, verurteilte Ver-

brecher, Sklaven und Freiwillige, die sonst keinen Beruf fanden) oft viele Jahre hindurch in einer Fechterschule ausgebildet und gemästet, bis eines Tages von Rom aus eine bestimmte Zahl — je nach der Freigebigkeit des Festgebers — angefordert wurde. Der Kommandant der Gladiatorenkaserne suchte die kräftigsten und besten Fechter aus, bis die angeforderte Zahl erreicht war: die Schwächeren wurden mit den eingelaufenen Geldern einer weiteren Mastkur unterzogen und besser ausgebildet, bis auch sie imstande waren, vor dem Tode einen recht langen, interessanten Kampf zu liefern und ihr Leben möglichst teuer zu verkaufen.

„Zwei Dinge setzten den Zuschauer in Born und Wut, wenn einer seinen Gegner allzurash besiegt; der Kampf soll lange dauern, unruhig und unentschieden, unter allerlei Wechselfällen geführt werden; oder wenn sich die Gladiatoren lässig oder gar furchtsam zeigen; dann treten die Fechtmeister ein, um sie mit Rutens- und Peitschenhieben zu stacheln und durch Zwickeln mit glühenden Eisen in Wut zu setzen. So wechselt Kampf um Kampf, Akt um Akt, und der Festgeber hat dafür zu sorgen, daß das Blut immer reichlicher und aus grausamern Wunden fließe, damit das Interesse der Zuschauer nicht abgestumpft, sondern noch gesteigert werde. Welches Schauspiel, wenn oft ganze Scharen zu Roß oder zu Wagen auftraten! Ist ein Akt der Schlächtereie ausgespielt, dann treten Verlarvte auf mit den Masken der Gottheiten des Todes und der Unterwelt; die einen ziehen mit großen Haken die Leichen der Gefallenen durch das Thor der Todesgöttin hinaus, andere prüfen die Gefallenen mit einem glühenden Eisen, ob sie etwa den Tod nicht bloß heucheln. Dann wird der blutgetränkte Plan umgeschaufelt und Mohrensklaven streuen frischen Sand und es kann ein neuer Akt des Spieles beginnen.“ (Ruhn, Roma.)

Auch unschuldige Bilder mischen sich zwischen die Blutströme. Ist es nur, um den Kontrast zu erhöhen? Man bringt gezähmte Bären und mit Binnover ge-

färbte Strauße. Gezähmte Löwen machen auf flüchtige Hasen Jagd und da sie dieselben ergreifen, halten sie dieselben sorglich zwischen den Zähnen fest, ohne so zarte Gefangene zu verletzen. Elefanten führen Tänze auf, schlagen die Pauke und schreiben lateinische Buchstaben in den Sand; doch sofort ändert sich wieder die Szene. Haufenweise bringt man Arme, die „zu den Bestien verurteilt“ sind, in die Arena. Es sind Verbrecher, Kriegsgefangene, aber auch schuldlose Christen, Jungfrauen, Greise und Kinder. Sie werden an Pfähle festgebunden und von wilden Tieren zerrissen. Ein anderer Unglücklicher wird ans Kreuz genagelt und ein Bär zerfleischt ihn. „Die zerrissenen Glieder bebten, zuckten, das Blut rann, der zerfleischte Leib sah keinem menschlichen Leib mehr ähnlich,“ berichtet Mart' al.

Viehlische Wunder verklären manchmal die Szene. Wir sehen, wie sich milde Tiere zarten Mädchen, schwachen Greisen zu Füßen legen.

Es existiert ein kleines Büchlein: Die Märtyrer des Kolosseums. Jene, die sich gern mit dem Tacitus in der Hand ins Kolosseum setzen, sollte manchmal auch ein Kapitel aus den Märtyrerkraften interessieren.

Siehe ein anderes Bild!

Es war mir,\* als sähe ich, gleich rollenden Wogen eines Stromes, die nach dem Amphitheater über die heilige Straße, den Berg Cölius herab, von dem Esquilinischen Berge und aus der Gegend der Carenen hineinenden Menschenhaufen, Volk und Senatoren, freudetrunken nach den Toren des Zirkus strömen; man hörte starkes Rufen, ein erschreckliches Lärmen; die Marmorwände des Amphitheaters verschwanden hinter den tausend Logen und Purpurmänteln und ein grausenenerregendes Stampfen der Ungeduld, unter dem selbst die Erde zu beben schien, erhob sich, und die Löwen in ihren Behältern fingen an zu brüllen. Was erwartet, was will das Volk? Etwas einen berühmten Gladiator, einen nie besiegten Herkules, der einen Bären zwischen den Händen erstickt, dem der Stiere Kraft

\* Vgl. Gcurmerie, Das christliche Rom. I. Bd.



Das Innere des Kolosseums, wie es jetzt ist.

und der Tiger Wut nichts anhaben kann? Vielleicht einen Zweikampf oder ein Ringen um größere Stärke? Nein, nach einem Greise ruft es, ihn verlangt es und man übergibt ihm den Greis. Er erscheint mit hoher, ruhiger Stirn; das Händeklatschen, der Freudenruf, das Stampfen mit den Füßen, welches sein Anblick erregt, rührt ihn nicht. Es ist der, den als Kind der Heiland in die Arme geschlossen haben soll, der Nachfolger des heiligen Petrus in Antiochien, der heilige Ignatius, der geschrieben: Ich bin eine Frucht Gottes und will von den Zähnen reißender Tiere zermalmt werden, damit ich als reines Brot befunden werde. — „Die Tiere; hört! die Tiere!“ ruft's von allen Seiten. — Der Geduldige kniet nieder, zwei Löwen stürzen aus dem Hinterhalte — und — zerreißen ihn augenblicklich.

O, wer begreift nun die Wut, die Raserei dieser Horde von Kannibalen? Das Vergnügen war zweifelsohne zu kurz, sie verlangt noch mehr! Ist das Königsvolk nicht selbst Gott? Gebühren ihm nicht Hekatomben? Aber sehet; dort in dem dunklen Winkel der ruhigen Sitze sind einige Personen, welche ihre Tränen zu verbergen suchen; sie verlassen schnell das Amphitheater, um sich dem drohenden Geschrei der Menge zu entziehen: nach Hause gekommen, schreiben sie das Geschehene auf zum Troste ihrer Brüder und zur Erbauung der ganzen Kirche.

„Nachdem wir dieses Schauspiel mit eigenen Augen angesehen und viele Tränen darüber vergossen hatten, brachten wir die Nacht in dem Hause, das wir gemietet hatten, unter Wachen und Beten zu, flehend zu unserm Herrn, daß er uns über diesen Tod trösten und einigen Anteil an dem Ruhme gewähren möge, der ihm folgte . . . Wir haben uns den Tag und die Zeit seines Todes angemerkt, damit wir uns alljährlich versammeln können, um seine Marter zu ehren, hoffend, daß wir an dem Siege dieses edelmütigen Streiters Jesu Christi teilnehmen werden.“ (Act. sanct. 5. Ign. theophorus.

Ach, dürft ihr euch erzählen, all diese Bilder — es sind hunderte —, welche das Wort des heiligen Pap-

stes Pius V. wahr gemacht haben: Wer Reliquien will, gehe und nehme sich Erde vom Kolosseum, sie ist durchtränkt vom Blute der Märtyrer.

Bevor die Gladiatoren zum Kampfe auf Leben und Tod antraten, grüßten sie den Kaiser mit den Worten: „Ave Caesar, morituri te salutant.“ Nicht so die Christen.

„Heil Cäsar, dir, dich grüßen, die da sterben!“  
So ruft der Gladiatoren rauher Chor;  
Gleich wird der Sand mit ihrem Blut sich färben,  
Im Tod sich noch ein Lächeln zu erwerben,  
Stellt sich die Schar dem Imperator vor.

Im weiten Raum mit vollgedrängten Sitzen  
Türmt sich der Zirkus auf ins Himmelblau,  
Der Pöbel kürzt die Zeit mit blut'gen Wizen  
Und fünfzigtausend Römeraugen bliken  
Voll Nordbegier nach der erschnten Schau.

Doch sieh, was führt man heut' für Gladiatoren.  
Der Schaubegier des lieben Pöbels vor?  
Nicht Parther sind, nicht Perfer heut' erkoren,  
Nicht blonde Jünglinge, am Rhein geboren;  
Heut ist's ein ungewohnter Fechterchor.

Still zieh'n sie ein im wallenden Gewande,  
Mit sanftem Schritt gleich einer Priester'schar;  
Sie sieh'n im Rund, nun fallen ihre Bände,  
Sie knien nieder in des Zirkus Sande,  
Ihr Psalm ertönet fremd und wunderbar.

Sie grüßen ihren Cäsar, doch nicht jenen,  
Der in die Hand sein finstres Haupt dort stüht,  
Nein, einen, der, umjauchzt von Harfentönen,  
Hoch ob der Erd. blutigen Arenen  
Als Friedensfürst in goldnen Wolken sitzt.

Heil Christe, dir! Dich grüßen, die da sterben,  
Kurz ist der Kampf und ewig ist der Lohn,  
O selig, wer um deine Krone werben,  
O selig, wer dein himmlisch Reich darf erben,  
Nimm' unsre Seelen auf, du Gottessohn!“ Karl Gerol

Später, da längst die Gladiatoren verschwunden waren, da das Kreuz auf der Spitze des Kapitols prangte und liebliche Basiliken über den Gräbern der Märtyrer sich erhoben, sehen wir Andächtige den Boden des Kolosseums küssen.

Wenn du im Vatikan warst oder die herrlicheren Mosaiken der Peterskirche gesehen hast, so ist dir wohl ein Gemälde besonders aufgefallen. Es stellt den Paps

Gregor den Großen, vielleicht den größten Papst, der je gelebt hat, dar, wie er ein von Blut triefendes Tuch den von Staunen und Verwunderung ergriffenen Zuschauern zeigt. Es kamen, so erzählt die Legende, eines Tages Gesandte aus dem Orient und baten um Reliquien von Märtyrern. Der Papst ließ ihnen Erde aus dem Kolosseum reichen. Gefränkt über diesen Ausgang ihrer Bitten, kamen sie zum Papste, sich zu beschweren. Derselbe ergriff das Tuch, in dem die Erde sich befand und da er es denselben hinhielt, zeigte es sich triefend von Blut.

Wäre es wohl möglich, unter den Zuschauern, welche durch Jahrhunderte sich am Anblick von Menschenmorden ergötzen, alle jene zu nennen, welche die Geschichte uns verzeichnet! Wir finden berühmte Namen aus den römischen Kaisergeschlechtern, Namen von Dichtern, Denkern und Forschern, die heute der Gymnasiast bei seinen lateinischen Stilübungen niederschreibt, wir finden aber auch Männer, die später als christliche Helden glänzten. So bedauert der heilige Augustin, vor seiner Befehring, diese Spiele in Rom gesehen zu haben, und erzählt als ein uns unbegreifliches Beispiel, wie sehr die Leidenschaft, Blut fließen zu sehen, sich des Menschen bemächtigen kann, die Geschichte von seinem Freunde Mipius. (Confess. lib. 6. c. 8.) Derselbe weigerte sich als neubefehrter Christ standhaft, mit Freunden das Amphitheater zu besuchen. Endlich konnte er nicht weiter widerstehen, sagte aber: „Ihr könnt meinen Leib hinschleppen, ich werde aber meinen Augen und meiner Seele verbieten, Anteil daran zu nehmen, werde zugleich über das Schauspiel triumphieren und über mich!“ Sie führen ihn hin und finden die Zuschauer erhitzt vom Anblick der Fechtenden. Mipius schließt die Augen und erneuert seinen Entschluß. Ein lautes Freudengeschrei des Volkes überwindet seine Fassung, er öffnet die Augen und sieht das strömende Blut aus der Todeswunde eines Fechters. „In diesem Augenblick,“ sagt der hl. Augustin, „ward seine Seele verwundet, unverwandt sah er auf das Blut, seiner selbst nicht bewußt, trank er Grausamkeit ein, schöpfte

Blut, ergözte sich am Frevel und berauschte sich in blutiger Wollust." Als ein anderer Mensch verließ er das Amphitheater und ward nicht mehr von anderen hingeführt, sondern riß die anderen mit sich dahin.

Durch den christlichen Cicero, Lactantius, angefeuert, verbot der erste christliche Kaiser Konstantin diese abscheulichen Spiele, wo als Volkes Spielzeug „Tod und Leben galt“ (Lord Byron). Er vermochte sie jedoch nicht ganz zu hemmen. Da erschien zu Kaiser Honorius' Zeiten (Anfang des 5. Jahrhunderts), welchen Prudentius, ein christlicher Dichter, zur Abschaffung der Fechtspiele ermuntert hatte, aus dem Morgenlande ein Einsiedler, Telemachus mit Namen. Voll heiligen Feuers warf sich der kühne Mönch eines Tages in die Arena und suchte die kämpfenden Gladiatoren durch feurige Reden an ihrem mörderischen Kampfe zu hindern. Die erbitterten Zuschauer steinigten den christlichen Helden, welcher der letzte Märtyrer des Kolosseums geworden ist. Die nächsten hundert Jahre hört man nur mehr von Ringspielen und Kämpfen mit wilden Tieren, bis auch diese verschwanden. Von allen antiken Spielen, sagt Gregorovius, welchen das Christentum ein Ende machte, gab es keines, dessen Unterdrückung der Menschheit mehr zur Ehre gereichen konnte.

Im 9. Jahrhundert soll der ehrwürdige Beda das Kolosseum gesehen haben. Bei ihm findet sich zum erstenmal die Prophezeiung: Solange das Kolosseum steht, steht Rom, solange Rom steht, steht die Welt.

Hatten die Mauern des Amphitheaters während der früheren Jahrhunderte das Blut zum Vergnügen des übermütigen Heidenvolkes fließen sehen, so sehen sie es während der späteren wieder fließen, aber in Gefechten und Schlachten, die um das in eine Festung umgewandelte Kolosseum tobten. Das Geschlecht der Frangipani hielt sich darinnen wie in einer uneinnehmbaren Felsenburg auf und stritt sich in demselben mit den rauflustigen Baronen um den Besitz Roms.

Wir sehnen uns nach Bildern der Ruhe und des Friedens, nach Bildern, die nicht gerötet sind vom warmen Herzblut unserer Brüder.

Wann finden wir solche?

Am Ausgang des 15. Jahrhunderts. Bis zum Jahre 1539 sah das Kolosseum Schauspiele, wunderbar tief in ihrer Bedeutung, großartig durch die Erinnerung an das große Geheimnis, das Himmel und Erde kennt, erschütternd durch den Ort, auf dem sie dargestellt wurden zur edlen Erbauung der Tausende, die aus allen Theilen der Welt nach Rom eilten — ich meine die Passionsspiele an den Karfreitagen abends bei Fackel- und Lampenschein.

Nun befanden sich die Zuschauer in der Arena und die Darsteller auf dem erhöhten Gemäuer. Wo tyrannische Kaiser, Vestalinnen und entfittlichtes Volk dereinst gefessen, sah man Jerusalem und Bethanien, als von der Hand christlicher Künstler im Hintergrund auf Leinwand gemalt. Der Thron und Golgatha war in Reliefsen und Holzzimmerung dargestellt.

Welcher Wandel der Zeiten!

Manchmal, wenn nun der Mond geisterhaft nieder sah auf die mit frischem Grün bewachsenen roten Mauerreste dieses „ausdrucksvollen Monuments von den grausamen Freuden der Despoten und ihres Sklavenvolkes“ (Gregorius), fand er einen heiligen Väter in der ruhig gewordenen Arena. Wir könnten den heiligen Karl Borromäus und den heiligen Philipp Neri in den himmlischen Ekstasen und Entzückungen belauschen. Wie oft, auch Jahrhunderte später, war in stiller Nacht wenigstens ein alter Einsiedler oder ein paar fromme Väter zurückgeblieben, wenn sich das Volk, das den Kreuzweg hier betete oder den hegeistersten Worten des heiligen Leonhard von Porto Maurizio gelauscht hatte, längst in der noch schwärmend-lauten Stadt verloren hatte.

Und wer ist jener Mann mit dem blassen, durchgeistigten Antlitz? Nur Felsen und Lumpen bedecken den abgemagerten Leib, aber das bleiche Antlitz glüht wie vom himmlischen Feuer. Stunden- und stundenlang kniet er schon auf der kühlen Erde, die Mitternachtsschläge vom Kirchturm Santa Francesca, wo die heilige Römerin schläft, stören ihn nicht in seiner Andacht. Das Rund des Kolosseums scheint ihm zum ge-

öffnieten Himmelstor geworden, aus dem ihm die Scharen derer, die hier ihr Blut für Christus vergossen, in strahlender Schöne entgegenleuchten. Der fromme, geheimnißvolle Beter ist der heilige Benedikt Labre. Er ruht eine Viertelstunde von hier in der Kirche Maria dei Monti, wo er so oft gebetet und an deren Thor er sterbend am 15. April 1783 niedergesunken war. Wenn früher nicht, so hat er nach seinem Tode die gläubige und ungläubige Welt in Bewegung gebracht, waren doch die an seinem frischen Grabe gewirkten Wunder unter anderem die Veranlassung der Bekehrung des berühmten presbyterianischen Predigers J. Thayer.\*

Vor uns ragt der Triumpfbogen des Titus, ein steinernes Monument, das die Erfüllung der Weissagung Christi verkündet; es verherrlicht die Zerstörung Jerusalems und hat unseren Geschlechtern das einzige Bild des siebenarmigen Leuchters überliefert. Links ist der Bogen des Konstantin, der Verkünder des Sieges, welchen das Christentum über das Heidentum errungen. Als Anspielung an das Wunder der Kreuzerscheinung bei Ponte Molle lesen wir noch die Inschrift, die der heidnische Senat dem Sieger Konstantin gesetzt: „Durch Eingebung der Gottheit, instinctu Divinitatis, hat er den Tyrannen besiegt“. Beim Titusbogen endet das Judentum, beim Konstantinsbogen beginnt das Christentum zu herrschen, denn im Kolosseum hat es sein Sieg errungen.

Wir werfen den Blick zum Kolosseum zurück und finden die Worte Goethes\*\* bestätigt: „Wenn man das ansieht, scheint wieder alles andere klein, es ist so groß, daß man das Bild nicht in der Seele behalten kann; man erinnert sich dessen nur kleiner wieder, und kehrt man dahin zurück, kommt es einem aufs neue größer vor.“

\* Vgl. Näg, Konvertitenbilder. X. S. 298 ff.

\*\* Italienische Reise. 11. Nov. 1786.





## Zwischen den Trümmern des Forums.

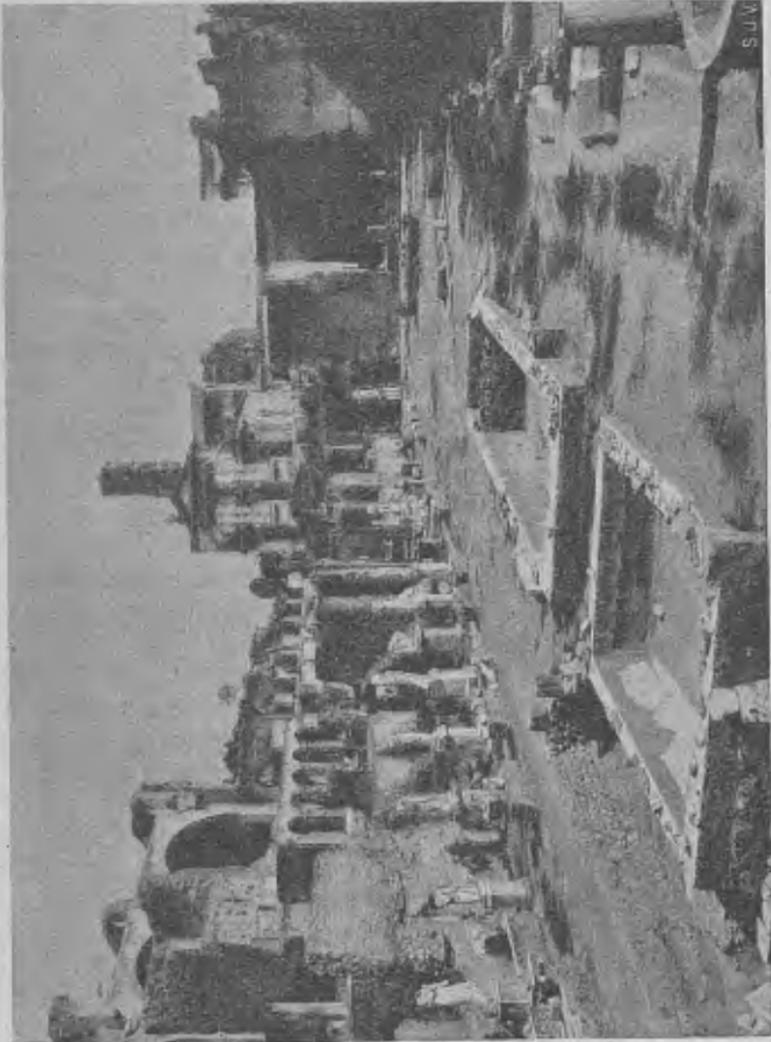
Wenn man von der kleinen Terrasse, die neben dem Tabularium des Kapitols hinausgebaut ist, über das Forum blickt, erscheint uns dieses Trümmersfeld mit seinen aufstrebenden Säulen und Mauerresten wie ein steinernes, unanfechtbares Dokument geschichtlicher Thaten. Inmitten dieser Trümmer ist, wie Mommsen sagt, Tausenden und Tausenden, die nie ein Blatt römischer Geschichte gelesen haben, eine Ahnung von der Größe Roms aufgegangen. Das Forum erscheint aber auch als das verkörperte Symbol der Vergänglichkeit menschlicher Macht und Herrlichkeit. Es ist die „Werkstätte der römischen Macht und Größe“, „der Mittelpunkt Roms“ (Cicero).

Von hier aus sandte die kriegerische Stadt spähend ihren Adlerblick, ob sie noch eine freie Nation gewahrte, um sie zu unterjochen, zu entkräften und der Einheit der römischen Welt einzuberleiben. Hier verkündete Rom seine politischen Orakel, von hier zogen zu ihrer Erfüllung seine Konsuln und Diktatoren an der Spitze ihrer Heere aus. Jeder Ton dieser Stimme dröhnte bis zu den Enden der Erde, jeder Schritt dieses Riesen machte die Welt erbeben.

Der Mittelpunkt der Welt ist Rom trotz aller Zerstörungen geblieben; darum singt U. Jüngst:

Der Mittelpunkt der Welt! Prophetisch Wort  
Im Munde des Cäsaren,  
Das glorreich sich bestätigt fort und fort  
Nach Tausenden von Jahren:  
Ob alles wankt und alles sinkt in Trümmer,  
Rom bleibt der Mittelpunkt der Welt für immer.

Die neun hier sich erhebenden Säulen sind Reste des Tempels der Dii consentes, der zwölf Hauptgöttern Roms. Im Untergeschoß sind sieben Gewölbe,



Forum Romanum. Haus der Vestalinnen.

wo Stadtschreiber und Winkelnotare, Musrufer und Buchhändler saßen. Die drei fanelierten Säulen mit dem prächtigen, ornamentreichen Gebälk haben Senat

und Volk dem „göttlichen Vespasian“ erbaut und drüben am bloßgelegten Nuterbau hat Cicero seine weltberühmte vierte Rede gegen Catilina gehalten, die den Verschwörern im nahen Mamertinischen Kerker den Tod brachte. Es ist der Konfordiatempel an Camillus 388 v. Chr. zum Andenken der Versöhnung zwischen Patriziern und Plebejern erbaut.

Der Bogen des Septimius Severus (193—211) trägt die „Reichen des verfallenden Heidentums“ (Wunfen). In seinen Darstellungen, welche Belagerungen morgenländischer Städte, Siegesgöttinnen und Figuren gefangener Barbaren behandeln, offenbart sich jener Niedergang des Kunstgefühles und der Kunstfertigkeit, die dem Falle des gewaltigen Reiches vorangegangen ist. Im Jahre 208 durchschritten ihn im Triumphe Septimius Severus und seine Söhne Caracalla und Geta. Caracalla ermordete seinen Bruder in den Armen seiner Mutter und ließ dessen Namen, wie überall, so auch hier auskratzen.

Leichtes Grün setzt sich zwischen den Steinen an, die Natur sucht wieder zu verdecken, was Menschenhand bloßgelegt hat. Der Turm des Kapitols mit der Statue der Roma grüßt auf der einen, der von Santa Francesca in seinen mittelalterlichen schönen Formen von der anderen Seite. Tiefe Stille herrscht, nur manchmal dringt das Surren der Straßenbahn herüber wie aus einer anderen Welt. Ein Maler mit Pinsel und Palette sitzt vor den drei Säulen des Kastortempels, eine einsame Engländerin mit rotem Buch schreitet dort über Ruinen.

Die Basilika Julia, die von Cäsar begonnen und von Augustus mit ungeheurer Pracht vollendet wurde, war ungefähr 100 m lang und 50 m breit und diente für den Marktverkehr und die feierlichen Gerichtssitzungen, welche unter dem Andrang einer großen Menge an vier Stellen zu gleicher Zeit abgehalten wurden.

— An mehreren Stellen des Fußbodens sieht man noch Spielfiguren, mit denen sich die Müßiggänger unterhielten. Kaiser Caligula warf hier zu seinem

Bergnügen manchmal Goldmünzen unter die Menge und freute sich, wenn dadurch eine Balgerei entstand.

In alle möglichen Geheimnisse der Römer dürfen wir heute bringen. Der hochgelegene Saturnustempel z. B., von dem noch acht Säulen stehen, diente zur Aufbewahrung des römischen Staatsschatzes. An seinen Stufen mußte der zurückkehrende Feldherr einen feierlichen Eid ablegen, daß er die Zahl der getödeten Feinde und die Menge der Beute richtig angegeben, an dieser Stelle hielt der Triumphator seinen Siegeswagen an, um Befehl zu erteilen, daß man die im gegenüberliegenden Perker aufbewahrten Gefangenen erwürgen möge.

Wir besuchen die Stelle des goldenen Meilensteins, es war ein mit vergoldeter Kugel und Marmor gezielter Säulenschaft, bei dem alle Straßen der Welt zusammenliefen und von wo aus ihre Entfernungen gemessen wurden. Das Blut des Kaisers Galba flecte an ihm.

Wir stellen uns auf die Rostra, die alte Rednerbühne, und versuchen uns die Eindrücke zu vergegenwärtigen, welche die großen Redner beim Anblick des von Tempeln und Prachtwerken strahlenden Forums haben mußten. Noch sind in der fast drei Meter hohen Mauer die Löcher zu sehen, in denen zur Erde die eroberten Schiffsznähel angebracht wurden.

An der einsam in die Lüfte sich erhebenden Phokasäule lesen wir die Inschrift, die ein schmeichlerischer Günstling einem grausamen Tyrannen gesetzt. Sie stammt aus dem Jahre 608. Phokas, welcher der beste, mildeste, frömmste hier genannt wird, hatte sich durch vielfachen Mord zum oströmischen Kaiser emporgeschwungen.

Der römische Dichter Plautus († 184 v. Chr.) hat uns alle Lieblingsstellen der römischen Pflastertréter und Bummler aufbewahrt. Die Schwätzer, welche die Tagesneuigkeiten ausposaunen und jedem Vorübergehenden einen Makel anhängen, sammeln sich natürlich mitten auf dem Forum. Die Wucherer und Geldjuden sind unter den südlichen Hallen anzutreffen; beim Kastortempel stehen die schlimmsten Gläubiger

Die ehrlichen und guten Bürger ziehen sich an das untere Ende des Platzes zurück; wer dagegen einen sucht, der ihm einen falschen Eid schwört, kann ihn in nächster Nähe der Kurien und der Gerichtsstätte finden.

Wir kommen zur zweiten Rednerbühne, der julischen. Hier war es, wo Antonius die schauspielerische Leichenrede auf den ermordeten Cäsar hielt, dann, wie Appian berichtet, den Leichnam Cäsars aufdeckte und das von den Stichen durchlöcherte, vom Blute des Imperators gerötete Kleid auf einer Stange in die Höhe hob; das Volk ertrug den Jammer nicht mehr und stürmte in die Stadt. Zuletzt ward ein großer Holzstoß hier errichtet, wozu auch Kränze und Siegespreise dienten, und Cäsars Leichnam ward im Angesicht des Kapitols auf dem offenen Forum verbrannt, ein bis dahin unerhörter Vorgang. Nachher wurde ein Altar und später ein Tempel dem unter die Götter versetzten Feldherrn errichtet. Augustus, der erste Alleinherrscher und Kaiser, erbaute denselben seinem Adoptivvater, der die gleichen Bestrebungen nach der Kaisermacht mit dem Tode bezahlen mußte. Wie trefflich ließe sich hier Shakespeares Trauerspiel lesen, ist es doch, als ob der große Britte hinter einer Forumsäule dem ganzen Ereignisse zugesehau hätte, um es später in Verse zu bringen.

Die drei 14 Meter hohen Säulen aus parischem Marmor sind die letzten Überreste des herrlichen Kastortempels, der wohl die höchste Blüte des römischen Tempelbaues bezeichnet. Eine der Hauptfront vorgelagerte Plattform diente den Volksrednern häufig als Rednerbühne. Im Unterbau des Tempels befanden sich allerlei Geschäftsläden, von denen uns Plinius in seiner weltberühmten „Naturgeschichte“ eine köstliche Episode mit tragischem Ausgang schildert. Im Kastortempel hatten zwei Schuster nebeneinander ihre Geschäftsläden. Der eine davon hatte einen Raben sprechen gelernt und nach vieler Mühe soweit gebracht, daß er ein Hoch auf den Kaiser ausbringen konnte. Eines Tages flog dieser Rabe aus dem Geschäft auf die nahe Rednerbühne und sagte sein Sprüchlein her. Mit einem Schlag war der Schuster

ein berühmter Mann und alle Leute wollten ihre Schuhe nur bei ihm kaufen, um den Raben aus der Nähe bewundern zu können. Das erweckte den Neid des anderen Schusters, der mit seinem berühmten Nachbar nicht mehr konkurrieren konnte und daher in einem unbewachten Augenblick den Raben einsing und tötete. Raun war das in Rom bekanntgeworden, da rottete sich eine Volksmenge zusammen und demolierte den Laden des Übeltäters. Dieser mußte sich in einen anderen Stadtteil flüchten und wurde dort von seinen



Forum Romanum.

empörten Mitbürgern erschlagen. Der Rabe aber erhielt ein feierliches Leichenbegängnis, wurde mit großem Gepränge beim zweiten Meilenstein an der Via Appia nach damaliger Sitte verbrannt und in einer Aschenurne beigesetzt.

Nicht weit vom Kastortempel befand sich das Haus der Vestalinnen. Vesta war die Göttin der Häuslichkeit, Jungfrauen mußten ihr durch 30 Jahre dienen und ihr Feuer fortwährend erhalten. Verfehlte sich eine, so wurde sie lebendig begraben. Es ist be-

zeichnend für die Verkommenheit des Heidentums, daß trotz der höchsten Auszeichnungen, mit denen die Vestalinnen überschüttet wurden, kaum die volle Zahl 6 zusammengebracht werden konnte. Selbst der Konsul mußte ihnen ausweichen und seine Diener die Amtszeichen vor ihnen senken lassen. Verletzung ihrer Person wurde mit dem Tode bestraft. Begegneten sie einen Verbrecher, der zur Hinrichtung geführt wurde, so war dieser begnadigt. Ihnen war im Heiligtum die Bewachung des Palladiums anvertraut, von dem, wie man glaubte, das Schicksal des Staates abhing. (N. N. Weiß.)

Nun durchschreiten wir auch das Haus des Oberpriesters, Pontifex Maximus, des Vorstandes der Vestalinnen, die er aus den Familien wählen durfte.

Müde geworden, setzen wir uns an der Via sacra im Angesichte des Titusbogens nieder u. d. lassen die Berichte des Titus Livius über den Triumphzug des Amilius Paulus über den mazedonischen König und die Beschreibung des Josephus Flavius über den jüdischen Triumphzug des Titus und Vespasian hier folgen. Beide bewegten sich über die Straße zum Kapitol hinauf. „Das Volk schaute,“ schreibt Livius, „in weißen Gewändern auf Gerüsten, die gleich Theatersitzen auf dem Markte und in den übrigen Teilen der Stadt, durch welche der Festzug kommen mußte, errichtet waren, zu. Alle Tempel standen offen und dufteten, mit Girlanden geschmückt, von Weihrauch. Viktoren und Leibwachen entfernten die ruhelos herbeiströmende und planlos hierhin und dorthin wogende Menge von der Mitte der Straßen und hielten diese frei und offen. Da der Festzug auf drei Tage verteilt war, so reichte der erste Tag kaum hin, die erbeuteten, auf 250 Wagen geladenen Standbilder und Gemälde aufzuführen. Am zweiten Tage wurden auf einer Menge von Wagen die schönsten und prächtigsten mazedonischen Waffen, welche im Glanze des frisch geschauerten Eisens oder Erzes schimmerten, aufgeführt. . . . Darauf wurden 750 mit Silbermünzen gefüllte Gefäße von 3000 Menschen vorübergetragen. Jedes Gefäß mit drei Talenten wurde von vier Män-

nern getragen. Andere trugen silberne Mischkessel, Pokale und hornförmig gewundene Becher, schön zusammengestellt und durch Größe, Gewicht und kunstreiche Arbeit merkwürdig. Am dritten Tage eröffneten am frühen Morgen die Hornbläser den Zug, und zwar bliesen sie nicht die bei Festzügen üblichen Weisen, sondern ein Kriegslied, gleich als ginge es zur Schlacht. Hinter ihnen her wurden 120 fette Opferstiere getrieben, mit vergoldeten Hörnern und mit Opferbinden und Kränzen geschmückt . . . Nach ihnen kamen solche, welche das geprägte Gold in 77 Gefäßen trugen, jedes Gefäß enthielt drei Talente. . . . Hinter ihnen folgte der Wagen des Perseus (Königs) mit seiner Rüstung und seinem Diadem; nun kam der Zug der Gefangenen," usw. Ähnlich ausführlich schildert Josef Flavius den Zug der gefangenen Juden und die vorgeführten Bilder und Darstellungen, die den ganzen Kriegszug veranschaulichen sollten. „Da sah man die Darstellung einer verheerten Gegend, ganze Reihen Gefallener, Fliehender, Gefangener, unermesslich hohe Mauern unter dem Anprall der Belagerungsmaschine einfallend, feste Burgen zertrümmert, die Wälle volkreicher Städte erstiegen, ein Blutbad unter Wehrlosen und Hilfselenden, brennende Tempel, im Einsturz der Häuser erschlagene Menschen, hereinbrechende Ströme zum Löschen des allgemeinen Brandes. Alles dies, erzählten die Juden, hätten sie erfahren, erduldet. Selbst dem Unkundigen ward alles klar. Bei jedem Baldachin standen die feindlichen Anführer in dem Aufzug, wie sie gefangen genommen wurden. Nun folgten zahlreiche Schiffe mit anderer Kriegsbeute. Alles jedoch mußte erblassen vor den Tempelgefäßen von Jerusalem . . ." (Nach D. Ruhn.)

Ähnliche Triumphe sah Rom unzählige. Wenn die Steine sprechen könnten, wenn die Tränen alle gezählt werden könnten, die auf sie gefallen, wenn die Schatten derer auferständen, die unter dem Jubel des Volkes drüben erdroffelt wurden, ob keines anderen Verbrechens, als daß sie ihr Recht und ihre Freiheit verteidigten.

Wir stehen auf und gehen an der Kirche der heiligen Franziska vorüber nach den Trümmern der ungeheuren Gemöldebogen, die gigantisch herüberschauen. Es sind die Reste der Basilika des Konstantin, lange für den sogenannten Friedenstempel gehalten. Der vom ersten christlichen Kaiser besiegte Maxentius hatte ihren Bau begonnen. Ihre riesigen Bogen haben allen Architekten, die in Rom größere Kirchen gebaut, zum Muster gedient.

Der alten Römer modernde Ruinen,  
 Vom Gold der Sonne zauberisch beschienen,  
 Erglüh'n vor mir in längst vergilbter Pracht;  
 Des Todes Stille herrscht in diesen Räumen,  
 An Säulensimsen stille Blumen träumen,  
 Und blauer Himmel durch die Bogen lacht.

Geborst'ne Hallen, eingesunk'ne Tempel,  
 Auf jedem Steine der Verwesung Stempel,  
 So liegt vor mir das bleiche Trümmerfeld:  
 Im Schutte kauert und im Bettlerkleide,  
 Des Purpurs bar und ohne Kranzgeschmeide,  
 Die stolze Herrscherin — die Heidenwelt

Ein naßt Gerippe, fletscht sie stumm die Zähne,  
 Im hohlen Auge die verglaste Träne,  
 Ein Bild des Jammers, das den Wand'rer schreckt;  
 So ruht sie still und atmet dann erst freier,  
 Wenn mitleidsvoll die Nacht mit ihrem Schleier  
 Der Blöße Schmach und ihre Schande deckt.

Und einsam geh' ich ouch die morschen Mauern,  
 Indes durchs Herz mir rinnt ein dumpfes Schauern,  
 Wie vor dem Wehen eines Wellgerichts:  
 Zertrümmert all, was Götterhand gestaltet,  
 Hat Gotte's Hand hier sühnestrenge gewaltet  
 Und Menschenstolz zu Staub zermalmt und nichts.

Dr. Willam.



## Das Kapitol.

Ist dies der Berg des Sieges, hoch und kühn,  
Wo Rom sich seiner Helden grüßend freute?  
Dies der tarpejische Fels, das beste Ziel  
Für den Verrat, von wo ein Sprung befreite  
Von jeder Ehrsucht? Häuften ihre Beute  
Die Sieger hier? Ja, — und im Felde dort  
Ruht ein Jahrtausend vom verstümmten Streite —  
Das Forum! Noch unsterblich tönt's hier fort,  
Noch haucht die Luft herab, o Cicero, dein Wort.

Lord Byron.

Das Kapitol ist dem Umfange nach der kleinste römische Hügel, wurde aber, wie sein Name (Haupt-  
hügel) andeutet, schon sehr früh eine der wichtigsten  
Stätten Roms. Hier war der Sitz der höchsten Gott-  
heiten. Der Tempel des Jupiter auf dem Kapitol war  
das Ziel des Triumphes der siegreichen Feldherren;  
die feste Burg mit dem Junotempel war in den Zeiten  
höchster Gefahr die sichere Zuflucht der römischen  
Freiheit. Im Altertum war das Kapitol nur vom  
Forum her zugänglich; an allen übrigen Seiten rag-  
ten schroffe Felsen in die Höhe, darunter der be-  
rühmte Tarpejische Fels. Heute sind die steilen Hänge  
fast verschwunden; freundliche Aufgänge führen  
hinan, Palme und Pfefferbaum, grüner Vorbeergang  
und Blumen schmücken mit friedlichem Grün den  
Abhang. Links steigt eine weiße, 15 m breite Mar-  
mortreppe hoch empor, das einzige Werk Roms aus  
der Zeit, da die Päpste in Avignon waren. Es ist die  
danfbare Erinnerung an die Abwehr der großen Pest  
im Jahre 1348. Von der Höhe herab schaut die flache

Fassade der Kirche Ara Coeli, eine Marienkirche, die sich den Platz des Junotempels erobert hat.

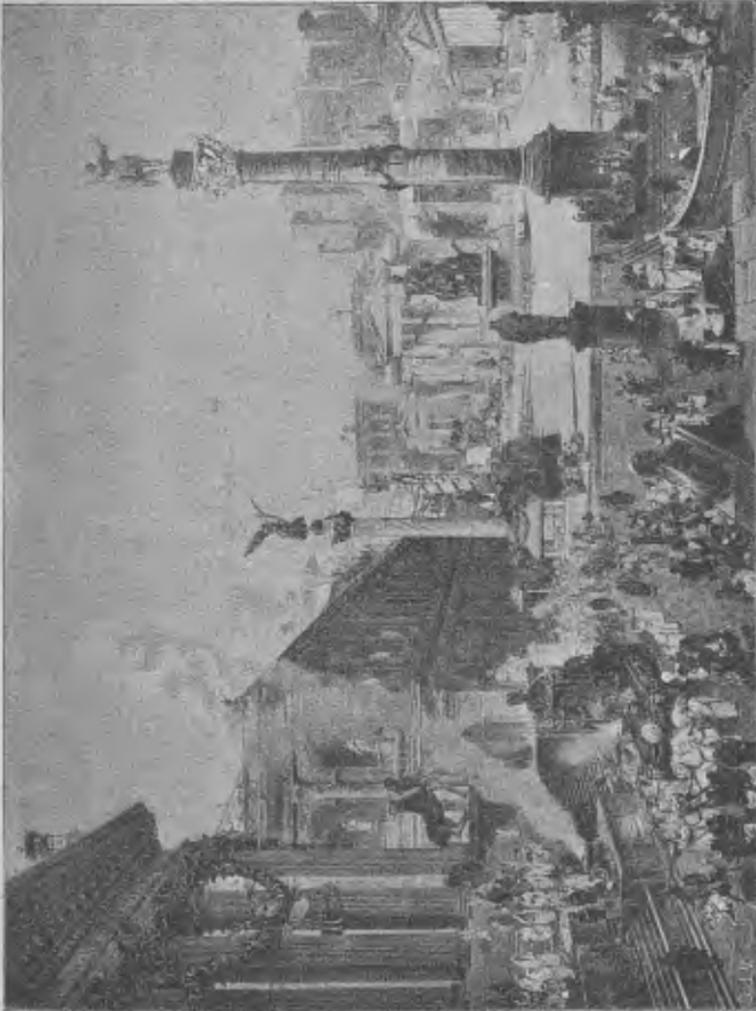
In dem Gärtchen mit tropisch prangendem Pflanzenschmuck steht auf einem aus altklassischen Trümmern gebildeten Sockel die Statue des Cola di Rienzo und in der Ecke ihr gegenüber der Käfig mit einer lebenden Wölfin, der Stamm-Mutter Roms.

Der Boden dröhnt unter unserem Schritte. Wir wandeln über antike gewölbte Backsteinkammern, die Michelangelo als Unterbau benützte, als er 1536 für Karl V. den Ausgang baute. Oben erwarten uns zwei mächtige Marmorgestalten, die berühmten Statuen des Castor und Pollux, die schäumende Roffe am Zügel festhalten. Sixtus V. ließ sie 1591 hier aufstellen.

Von Michelangelo angelegt, erscheint der Platz dadurch, daß die zwei Seitenpaläste mit ihren Säulenhallen sich verbreiten, größer, als er in Wirklichkeit ist. In der Mitte die Reiterstatue des Marc Aurel, rechts der Konservatorenpalast, links das Kapitolinische Museum mit einer Fülle weltberühmter, von den Päpsten gesammelter Kunstwerke, 1836 von Papst Gregor XVI. der Stadtverwaltung geschenkt, hoch oben links Ara Coeli, die liebliche legendenreiche Franziskanerkirche, rechts weit hinüber die deutsche Botschaft im Palazzo Caffarelli, wo dereinst der von Gold starrende Jupitertempel stand, und an dieser selben Seite der schreckliche tarpejische Felsen, an dessen ungefährliehen Hängen jetzt Hühner und Gänse weiden.

Vor uns erhebt sich der Senatorenpalast, derselbe, in dem Cola di Rienzo wie ein König schaltete und waltete. Während er auf prächtigem Sessel saß, standen um ihn die Adeligen und Barone, die er zur Botmäßigkeit gezwungen, voll Demut, entblößten Hauptes und die Arme kreuzweis übereinandergeschlagen. Der begabte merkwürdige Schwärmer, hatte „aus Liebe zum Papste“, der in Avignon weilte, und „zum römischen Volke“, das in jener schlimmen Zeit dem Übermut römischer Raubritter ausgesetzt war, begonnen, doch die Erfolge hatten ihn verblindet. Gesandtschaft-

ten aus aller Welt waren zu ihm gekommen; er hatte Ruhe in Rom geschaffen, Räuber und Diebe verschwanden, die Klöster erhielten ihr geraubtes Gut wieder,



Kapitol und Forum Romanum. Ein Bild aus dem alten Rom.  
Wiederhergestellt auf Grund der neuesten Ausgrabungen.

Zucht und Sitte zogen ein, doch im Übermut entließ er seinen bisherigen Genossen, den Stellvertreter des Papstes, wollte Alleinherrscher werden, brauchte hohe

Steuern und Militär und ergab sich einem asiatischen Luxus. Dies war sein langsamer Ruin. Am 8. Oktober 1854 tönte Straßen auf und ab der Ruf: „Es lebe das Volk! es sterbe Cola di Rienzo, der Verräter!“ Mit Lärm und Geschrei zogen die Massen zum Kapitol, umringten den Palast. Cola hielt die Bewegung für einen Volksauflauf, ergriff die Fahne des Volkes, zeigte sich auf dem Balkone des oberen Stockwerkes und gebot mit der Hand Stillschweigen. „Gewiß,“ sagt ein Zeitgenosse, „wenn sie ihn angehört hätten, so hätte er sie umgestimmt!“ Aber sie wollten ihn nicht hören, grunzten ihm entgegen wie Schweine, warfen und schossen nach ihm, so daß er sich zurückziehen mußte, zugleich legten sie Feuer an die Pforte. Da ließ Cola sich mit Tischtüchern durch ein hinteres Fenster in den Hofraum; ratlos stand er da, setzte den Helm bald auf, bald ab, unentschlossen, ob er sich mit dem Schwerte Bahn brechen oder in Verkleidung fliehen sollte. Endlich entschloß er sich zu letzterem, schor sich den Bart, schwärzte sich das Gesicht, ergriff eine Bettdecke, als hätte er geplündert, und trat mit den Worten: „Hinauf, hinauf, es ist noch viel zu holen!“ unter das Volk. Doch machten ihn die goldenen Armbänder kenntlich, er wurde zur Stelle geschleppt, wo er früher seine Urteile, die oft auf Tod lauteten, zu verkünden pflegte. Dort stand Cola eine Zeitlang mit verschränkten Armen und musterte seine Angreifer. Keiner wagte es, Hand anzulegen. Jetzt wollte Cola sprechen, da stieß ihm Francesco da Vecchio das Schwert durch den Leib. Nun fielen die andern über den Toten her, schnitten ihm das Haupt ab, schleiften den Rumpf durch die Gassen und hingen ihn zuletzt an den Hängestock eines Fleischerz (neben San Marcello) auf. (Vgl. Weiß, Weltgeschichte.)

Die reizende Freitreppe, die sich an den Palast anlehnt, mit dem breitfließenden Brunnen, die Statue des Nil und des Tiber, die Statue der porphyrgewandigen Minerva, ein jedes möchte hier zu Worte kommen. Und da wir uns anschicken, den Turm des Kapitols zu besteigen, raunen uns alte Quadersteine ihre

Geschichte zu. Hundert Jahre vor Christus waren sie schon hier und schützten das römische Reichsarchiv, Tabularium genannt nach den Bronze- und Holztafeln, auf denen die Staatsverträge und Gesetze aufgeschrieben waren.

Nach 261 Stufen sind wir oben; eine triumphierende Roma aus weißem Marmor steht neben uns, östlich die Trümmervelt des alten Rom, die Säulen der Tempel am Forum, die Triumphbogen, der Rundbau des Kolosseums, die gigantischen Mauern der Kaiserpaläste am Palatin und westlich gegen das Marsfeld das neue Rom mit Kuppeln und Türmen und Zinnen, mit der Engelsburg und dem Dom von Sankt Peter. Der überwältigende Anblick könnte zu Tränen rühren, nicht zu Tränen eines Pomponius Lätus, des getauften Heiden und Humanisten, der auf den Trümmern des Forums weinte über den Fall des alten Rom, aber zu Tränen der Freude und des Entzückens, daß wir hier sind im ewigen, heiligen Rom!

Das Kapitol trennt sozusagen das heidnische und das christliche Rom. Mit seiner Stirnseite schaut es heute ins neue Rom, während es im Altertume zum Forum hingerrichtet war.

Schön und geistreich sagt P. Albert Weiß in seiner Apologie (V., 290): Von der Höhe des Kapitols herab, dem eigentlichen Janustempel der Weltgeschichte, schaut das Auge nach Osten die alte, nach Westen die neue Zeit. Von Ost n kam die Kultur, die natürliche wie die übernatürliche. Die natürliche machte hier halt, sie hatten ihren Lauf vollendet. Die übernatürliche schritt mit der Beute der alten jenseits den Hügel hinab und gründete die neue Welt."

Wir steigen wieder auf den Kapitolsplatz herab und nun mögen meine teuren Leser es verzeihen, wenn ich zu sehr den Ton eines Cicerone — nicht Cicero — annehme. Wer öfter begeisterte und unbeegeisterte Herren, schwäbische Pfarrer oder norddeutsche Theologen da herumgeführt hat, gerät nur zu leicht in dies Fahrwasser. Doch will ich es wenigstens zu machen versuchen, wie jener alte Romführer, der, seinen wei-

ßen Schnurrbart drehend, stramm vor die Reiterstatue Marc Aurels sich stellte und, auf das herrlich hinschreitende Bronzepferd hindeutend, rief:

„Erinnere dich, daß du lebst, und geh! Bevor ich,“ fuhr er fort, „etwas Näheres über dieses Kunstwerk des Altertums sage, welches Michelangelo zu obigem Ausspruch hinriß, muß ich meinen Herrschaften bemerken, daß fast alles, was heute zum Schmucke des Kapitols dient, vereinst an andern Orten stand. Die Originale der Löwinnen da unten kommen aus einem alten Isisempel und standen bei S. Stefano del Gacco, Kastor und Pollux mit ihren Pferden befanden sich vor dem Pompeiustheater, die Mariustraphäen daneben an der Julischen Wasserleitung, die steifen Statuen dort des Kaisers Konstantin und seines Sohnes zierten die Konstantinsthermen am Quirinal, wo auch die Statuen des Nil und des Liber standen. Selbst das Pflaster hier ist aus Travertinplatten des Pantheon's, und der Marmorblock, auf dem das Roß steht, aus dem Forum des Trajan. So stand dann auch dies Roß einmal am Forum vor dem Faustina-Tempel und da mag es mancher alte Römer bewundert haben. Welche Stürme sind an ihm vorübergegangen, wie oft wurde Rom gebrandschaft und geplündert, bis daß es vor den Lateran zu stehen kam, allwo es die Pilger bewunderten. Schon dort hatte sich ein Kranz von Sagen um dasselbe gebildet. Rom wurde einst von einem fremden Könige hart bedrängt, so berichtet die Fabel. In der höchsten Not erbot sich ein Bauer, denselben unschädlich zu machen, wenn man ihm 30.000 Sesterzien Bohn gebe und als Monument eine vergoldete Reiterstatue errichte. Man versprach ihm das und der Bauer bestieg ein Pferd ohne Sattel, nahm eine Sichel in die Hand und durch den Schrei einer Gule auf den Moment aufmerksam gemacht, wo sich der König von den Seinen entfernte, nahm er denselben gefangen. Zum Dank errichtete man ihm diese Statue, ein Pferd von vergoldetem Erz, ohne Sattel, die rechte Hand des Reiters ausgestreckt, mit der er den König gefangen nahm, auf der Mähne des Pferdes die

Eule, unter seinen Huf die Figur des gefangenen Königs."

Im Jahre 966 wurde der rebellierende Stadtpräfekt Petrus bei den Haaren an der Reiterstatue des Konstantin, wie man damals das Monument fälschlich nannte, aufgehängt. Im Jahre 1347, als Cola di Rienzo im Vatikan ein verschwenderisches Festmahl gab, wo in mehr als 80 Kesseln Fleisch gekocht wurde, jubelte das Volk vor dieser Statue; denn vom Morgen bis zum Abend flossen Ströme roten und weißen Weines, wie ein Springquell aus den Rüstern des Pferdes. Im Jahre 1847 gab man der Reiterfigur die italienische Tricolore in die Hand.

Nach der Wegnahme Roms 1870 zogen auch in den Senatorenpalast auf dem Kapitol die Freimaurer ein und übernahmen die Gemeindeverwaltung, ja es kam so weit, daß zum großen Schmerz des Heiligen Vaters und aller Katholiken der ganzen Welt ein Jude, Ernesto Nathan, Bürgermeister der ewigen Stadt wurde. Es darf uns nicht wundern, wenn die Freimaurerei das Kreuz, das Zeichen der christlichen Kultur, vom Kapitolsturm entfernte. Diese Barbarei ist in neuester Zeit wieder gesühnt worden. Es war ein erhebendes Schauspiel, als im Spätherbst 1924 in Gegenwart einer ungeheuren Volksmenge das Kreuz wieder enthüllt wurde. Die alte Rathausglocke, die einst die Bestimmung hatte, wichtige Ereignisse, wie den Tod des Papstes usw., dem Volke zu verkünden, meldete mit eherner Stimme die Wiederaufrichtung des Kreuzes den Bürgern der Stadt. 1000 Brieftauben flatterten vom Kapitolsturm und trugen die Freudenbotschaft in die Welt hinaus. Plötzlich ertönte aus der Mitte der Volksmassen das Ledeum und all die Tausende stimmten begeistert ein. Es herrschte ein unbeschreiblicher Jubel. Das italienische Volk ist besser geworden und erinnert sich wieder seiner alten Ideale.





## Die Kirchen am Rande des Forums.

Wenn die Römer über das Forum zum Kapitol wollten, benützten sie die Via sacra, die „heilige“ Straße, sogenannt nach den vielen religiösen Festzügen, die auf dieser uralten Straße zum Jupitertempel emporstiegen, auch die Triumphzüge der siegreichen Feldherren gingen den gleichen Weg. Sie verdiente diesen Namen um so mehr, als eine stattliche Reihe von Tempeln sie umsäumte. Auch un<sup>2</sup> Christen ist sie eine „heilige“ Straße geblieben, denn nach dem Verfall des Heidentums wurden die meisten Tempel in christliche Kirchen umgewandelt, die uns lieb und teuer sind.

Eine ganze Fülle von Legenden knüpft sich an diese heiligen Stätten.

Wie sich der Efeu an alterzgrauen Mauern emporrankt und manch klaffende Lücke dem forschenden Auge mit zartem Grün verbirgt, so schmückt die Legende die geschichtlichen Tatsachen weiter aus und weiß uns mehr zu melden als die alten Urkunden auf Stein und Pergament. Wir wollen sie darum nicht missen; denn sie ist die Poesie der Ruinen. Am Fuße des Kapitols befindet sich ein merkwürdiger Bau, der Mamerтинische Kerker. Wir sehen zunächst die Bruderschaftskirche der Tischler S. Giuseppe, ein Stockwerk tiefer eine zweite Kirche S. Pietro in Carcere, ehemals das obere Gefängnis, von einem fünf Meter hohen Tonnengewölbe überspannt; über eine schmale später eingebaute Stiege kommen wir in das unterste Gewölbe,

eine der schaurigsten Stätten Roms. Ungeheure schwarze Quadersteine, eine alte Säule, ein leise sickernder Brunnen, ist alles, was man in dem niederen Raume sieht.

Der Marmertinische Kerker war ursprünglich kein Gefängnis, sondern ein Brunnenhaus, wohl der Burgbrunnen des Kapitols. Die enge Brunnenzelle wurde schon lange vor der römischen Kaiserzeit durch Über- und Nebenbauten in ein Staatsgefängnis umgewandelt. Bereits Livius, Sallust und Varro beschreiben den Kerker als einen schäuderhaften Ort, der von Finsternis, Schmutz und üblem Geruch erfüllt, dazu diente, die zum Tode Verurtheilten aufzunehmen; für diese Unglücklichen gab es keine Wiederkehr zum Licht, sie endeten entweder durch Hungertod oder Erdröschung. Die Leichen wurden durch die runde Öffnung im Gewölbe an Haken in das obere Gefängnis gezogen, über die Gemonische Treppe (Seufzerstiege) hinaus geschleift und in den Tiber geworfen. Als Jugurtha, der von Marius bestiegte König von Mauretanien, entkleidet hier hinabgeworfen wurde, rief er: „Herkules, wie kalt ist euer Bod.“ Acht Tage rang er mit dem Hungertode. Hier erwartete bei jedem festlichen Einzuge eines siegreichen Feldherrn der Henker die Opfer, deren Todesschreie dem Jubel des glücklichen Siegers erst die letzte Weihe geben sollten. Es ist fast zu gräßlich, den schneidenden Gegensatz nur auszudenken, sich das Gepränge der stolzen Machtbewußtsein zum Kapitol hinauf ziehenden Triumphtoren, inmitten ihrer siegestrunkenen Kriegerscharen, ihrer gefesselten Gefangenen auszumalen, wie an der Strafenteilung die einen ihren Weg frei fortsetzen und glorreich zur Höhe hinaufstiegen, indes die andern abwärts geschleppt und in den Rachen des Todes geworfen wurden.

Wenn keine höhere Macht, keine im Streben nach Wahrheit und Licht geläuterte Erkenntnis den Menschen leitet, ist er grausamer als das Tier, das nur seinem Instinkte folgt. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß Julius Cäsar nach dem Siege über die

Gallier seinen edelgesinnten Gegner Vercingetorix hier elend sterben ließ, daß bei dem Triumphzuge des „menschenfreundlichen“ Titus der letzte Kämpfer um die Freiheit Israels, Bar Gioras, mit Weib und Kindern erbarmungslos hingeschlachtet wurde? Wie hätte Cicero kalten Blutes nach der Hinrichtung der an der Catilinarischen Verschwörung Beteiligten zum Forum hinabsteigen können mit dem einzigen Worte: „Vixerunt“. „Sie haben gelebt!“ (A. Jüngst.)

Ein Marmorrelief erinnert an die Legende, daß in diesem dunklen Gewölbe die beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus neun Monate lang vor dem Martyrium schmachten mußten; sie hätten hier die beiden Kerkermeister und 47 Mitgefängene bekehrt und mit dem Wasser einer wunderbar entsprungenen Quelle getauft. Diese Legende stammt nach dem Urtheile P. Grisars frühestens aus dem 6. Jahrhundert und ist wahrscheinlich nicht einmal in Rom entstanden. Die altchristlichen Überlieferungen wissen nichts von dieser Legende, auch christliche Kaiser verwendeten den Kerker noch als Gefängnis; sie hätten gewiß das Gefängnis in ein Oratorium umgewandelt, wie sie es anderwärts taten. Die Hauptquelle der Legende, die Akten des Processus und Martinian wurden schon von einer durch Benedikt XIV. (1740—1758) eingesetzten Kommission von Gelehrten als unecht erklärt.

Es gibt noch eine andere Erinnerungsstätte an die Gefangenschaft Petri in Rom, die mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat, die Kirche S. Pietro in Vincoli, an den nahen Ausläufern des Esquilin. Denn nachweislich wurden dort schon am Anfang des 5. Jahrhunderts die Ketten des Apostelfürsten „seit vielen Jahren“ in hohen Ehren gehalten. Die Legende hingegen von der Überbringung der anderen Petrus-Ketten aus Jerusalem durch die Kaiserin Eudoxia und das wunderbare Zusammenschmelzen der beiden Ketten zu einer einzigen wurde ebenfalls von der oben erwähnten päpstlichen Kommission als ungeschichtlich bezeichnet. Nach einem der besten Kenner des alten Rom, N. Lanciani begann gerade bei der jetzigen

Kirche S. Pietro in Vincoli das weitverzweigte römische Gerichtsgebäude. „Sollte man wohl auf jener Höhe des Esquilin im 4. Jahrhundert eine Kirche gebaut haben, wenn nicht eine besondere Beziehung des



Moses-Statue von Michelangelo.

Ortes zu den Aposteln, insbesondere zu Petrus vorausgesetzt wurde?" So besteht also die Möglichkeit, daß Petrus nicht im Mamertinischen Kerker, son-

dern in der Gegend von S. Pietro in Vincoli gefangen lag.

Den Massenandrang von Fremden verdankt diese Kirche aber dem weltberühmten Moses von Michelangelo, der als die größte Schöpfung der modernen Kunst, als eine der höchsten Leistungen der Kunst überhaupt bezeichnet wird. „Voll Unwillen und Zorn über den Unverstand des wankelmütigen Volkes“, das um's goldene Kalb tanzt, hält er die Tafel des Gesetzes straff unter dem linken Arm und greift mit den Händen in den Wulst des wallenden Bartes, während er drohenden Blicks das Haupt seitwärts kehrt. Wer aufmerksam in dies Auge schaut, wird geradezu Scheu und Angst empfinden vor dem Zorn, den es ausspricht. Dem Ausdruck innerer Erregtheit entspricht die ganze äußere Haltung, die lässige Gewandung... Im nächsten Augenblick wird er aufspringen und im heiligen Zorn die Gesetzestafeln in den Boden schmettern... Schon tritt das ganze Netz der Adern sichtbar hervor, alle Fibern zittern, alle Muskeln sind gespannt, die Rippen von Unwillen gebläht... Das alles ist im Marmor mit unnachahmlicher Kunst ausgeführt.“ (Kuhn.) Michelangelo hat im „Moses“ nicht nur dem gewaltigen Renaissancepapst Julius II., sondern auch sich selber ein herrliches Denkmal gesetzt. Nach dem ursprünglichen Plan hätten noch 50 andere ebenso gewaltige Statuen das Grabmal zieren sollen! Allein die päpstliche Kasse vertrug die hohen Ausgaben nicht, die wenigen ausgeführten Statuen befinden sich in Florenz und in Paris.

Dem Mamertischen Kerker gegenüber mit der Front zum Forum liegt die Kuppelkirche S. Martina e Luca. Tief unten in der Gruft, die am Feste der Heiligen beleuchtet ist, ruht die Heilige in einem kostbaren Sarge. Man fand ihre Reliquien am 25. Oktober 1624 unter Papst Urban, der ihr Gotteshaus prächtvoll erbaute. Wir haben viele ausführliche Beschreibungen darüber. Die Jungfrau Martina stammte aus edlem Hause; wo ihre Kirche steht, fand man sie betend und erkannte sie als Christin. Die Le-

gende berichtet, daß auf ihr Gebet hin die Apollostatue, der sie opfern sollte, stürzte, ähnlich erging es später der Diana und dem Jupiter, in deren Tempel sie eingeschlossen wurde. Da man sie im Colosseum einem Löwen vorwarf, donnerte es vom heiteren Himmel und das wilde Tier legte sich schmeichelnd vor das zarte Mädchen und leckte und küßte dessen Füße. Am Hochaltar stellt ein Bild den Evangelisten Lukas dar, während er ein Madonnenbild malt. Unterhalb liegt die schöne Marmorstatue der Märtyrerjungfrau Martina. Einige alte Säulen stammen vielleicht noch vom Senatorium, der Senatskanzlei der Römer, die manche hier vermuten. Wer, wie wir, in der hellen Nachmittagsstunde in solch eine Kuppelkirche tritt, lernt sie lieb gewinnen. Wie von einem Himmelsgewölbe strömt die Lichtflut der Sonne herab und übergießt alles mit Heiterkeit und Helle.

Ähnlich wie S. Martina e Luca wurde auch die nahe Kirche S. Adriano von Papst Honorius I. (625 bis 638) im ehemaligen Senatsgebäude errichtet; S. Adriano nimmt genau die Stelle des von Cäsar erbauten Sitzungssaales des römischen Senates ein. „Die düstere, schmucklose Fassade des hohen Bauwerkes läßt heute deutlich erkennen, wie sich allmählich das Niveau der Umgebung mehr und mehr hob, wie der Eingang der Kirche höher und höher gelegt werden mußte, wie ein christlicher Gottesacker sich schließlich in beträchtlicher Höhe über der Stelle ausdehnte, die der Mittelpunkt des heidnischen Rom in seiner besten Zeit gewesen war.“ (De Waal.) Zur Zeit der römischen Republik wurden hier die Volksversammlungen und öffentlichen Gerichtssitzungen abgehalten! Ich sah im Jahre 1914 vor der Kirche eine Versammlung von streikenden Arbeitern; es ist nicht ausgeschlossen, daß bewußte Nachahmung altrömischer Gebräuche für die Wahl dieses denkwürdigen Platzes maßgebend war. Die heutigen Bewohner Roms betrachten sich als die direkten Nachkommen der alten Römer. Es macht einen geradezu komischen Eindruck, wenn die römischen Stadtväter auf jedem Trittbrett der elektrischen Stra-

ßenbahn und auf jedem Kanalgitter die klassischen Buchstaben S. P. Q. R. (der Senat und das römische Volk) anbringen und sich stolz Quiriten nennen.

An der von den Apothekern Roms im 17. Jahrhundert gestifteten Kirche S. Lorenzo in Miranda, dem noch sehr gut erhaltenen Konstantintempel, vorüber kommen wir zu einer Kirche, die in die alt-römische Katasterhalle eingebaut ist, wo der marmorne Stadtplan aufbewahrt wurde. Papst Felix IV. (526 bis 530) macht den unmittelbar anschließenden Romulustempel, einen Rundbau, zur Vorhalle dieser Kirche, die er den in der Christenverfolgung Diokletians i. J. 303 gemarterten hl. Ärzten Cosmas und Damian geweiht. Berühmte Mosaiken mit einem der schönsten römischen Christusbilder aus dem 6. Jahrhundert, geben der Kirche Glanz und Schönheit. Es klingt wie eine Geschichte aus alten, fernen Zeiten, wenn man die ersten Formen dieser Mosaiken, das Opferlamm, die ehrwürdigen Heiligen, Phönix und Palme, Engel und Jordanstrom, betrachtet. Der Blick der Christen vor nahezu anderthalbtausend Jahren fiel schon auf sie und noch immer schauen sie gleich ernst und feierlich auf uns hernieder. „Das fast vollständig erhaltene Kunstwerk besitzt in seinen majestätischen Gestalten einen Widerschein der Größe antiker Kunst, aber durchgeistigt von den überirdischen Gedanken der Religion.“ (Grisar.) Wegen der wachsenden Verschüttung des Forums wurde in halber Höhe ein Gewölbe mit Fußboden eingebaut, so daß dadurch eine Unterkirche entstand; die herrlichen Gestalten des Mosaiks erscheinen nun dem Beschauer in erdrückender Wucht und Größe, weil er ihnen durch den jetzigen allzuhohen Fußboden viel zu nahe gerückt ist. Die wenig gepflegte Unterkirche ist reich an Märtyrergebeinen, ihr Erbauer, Papst Felix, hat daselbst sein Grab, Cosmas und Damian liegen vereint unter einem prunklosen Altare.

Wir müssen nun einen großen Umweg gegen das Kolosseum machen, um zur lieblichen Basilika der heiligen Franziska Romana zu kommen. Olibetaner be-

wohnen das nebenstehende Kloster, Bilder von Benediktinerheiligen in ihren langen weißen Kleidern schmücken Seitenskapellen. Der Abbé Visz, der im Kloster wohnte, betet hier, Tarquato Tasso wurde von den gastfreundlichen Mönchen einst beherbergt. Unter der mit Marmor umkleideten Confessio, auf der die Statue der Heiligen mit ihrem Engel kniet, ist das Grab dieser edlen Römerin. Ihre Gebeine wurden im feierlichen Zuge am 6. Juni 1869, von der Stadt Rom begleitet, hieher gebracht, nachdem man ihr in der renovirten Kirche einen prachtvolleren Tempel bieten wollte. Durch den Glasfarg sieht man ihre feinen weißen Gebeine, ein dunkles Kleid bedeckt sie, doch der zarte Kopf mit den schön erhaltenen Zähnen liegt bloß. Wer die wunderfame, an Heroismus, Tugend und Verdienst so reiche Geschichte der Heiligen gelesen hat, wird beim Anblick tief gerührt.

Die Heilige betete oft und gern in der an dieser Stelle gestandenen Kirche S. Maria Nuova. (Neue Marienkirche, die in den alten Doppeltempel der Venus und Roma eingebaut war.) Dem Papste Gregor IX. hat Senat und Volk hier ein Grabmal errichtet zum Danke seiner Rückkehr aus Avignon (1377). Ein schönes Relief von P. Olivieri stellt seinen Einzug beim Paulstore vor. Das Volk mit der Roma strömt ihm entgegen, der päpstliche Stuhl senkt sich über die ewige Stadt, Engel tragen Tiara und Schlüssel, die hl. Katharina von Siena, die sich um die Rückkehr des Papstes große Verdienste erworben hat, geleitet den Papst.

An den Palatin lehnte sich die in die Ruinen einer alten kaiserlichen Bibliothek eingebaute „alte“ Marienkirche (S. Maria antiqua). Die Legende erzählt, in jener Gegend habe 365 Stufen tief unter der Erde ein greulicher Drachen gehaust, dem zarte Jungfrauen die Nahrung reichen mußten, bis Papst Silvester durch sein Gebet ihn gebändigt und hinter einer ehernen Pforte eingeschlossen habe. Es ist möglich, daß der wahre Kern der Erzählung darin besteht, daß Papst Silvester an diesem Orte den Drachen des

Heidentums gebändigt, indem er dem Kultus der Vesta, der im nahen Tempel die vestalischen Jungfrauen dienen mußten, die Verehrung der Mutter Gottes gegenüber stellte.

„Hier war der Sitz der ältesten Traditionen Roms, hier vor allem mußte der Drache des Götterdienstes ins Herz getroffen werden. Denn gerade der Vestadienst war so sehr mit den Ideen vom Bestande des Staates verwachsen, daß in dem Augenblick, da der Sitz der Reichsregierung in den Palast des Augustus auf dem Palatin übertragen wurde, dort ein eigenes privates Vestaheiligtum eingerichtet werden mußte, damit die Göttin ganz in der Nähe das Reichszepter beschütze. . . Das Feuer in ihrem Tempel galt als das sicherste Unterpfand der römischen Weltherrschaft. Es mochte ein erhebender Gedanke für das Gemüt der bekehrten Römer sein, gerade an diesem Punkte des Forums, im Angesicht des Vestatempels, Maria zu verehren, die heiligste unter allen Frauen, die der Welt den Heiland schenken durfte.“ (Grisar.)

So stand diese Kirche an einem der denkwürdigsten Punkte Roms, ja des ganzen römischen Weltreiches. Wenn es sich bestätigt, daß sie vor S. Maria Maggiore erbaut wurde, so ist sie die älteste Marienkirche der ganzen Christenheit, der Anfang jenes steinernen Magnifikat, das die christlichen Völker der demütigen Magd des Herrn darbrachten und das in den Mariendomen der katholischen Welt mächtig fortklingt bis ans Ende der Zeiten: Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter.





## Celimonitanische Wanderungen.

Der Monte Celio ist der umfangreichste Hügel Roms. Wenn es irgendwo in Rom ein stilles Plätzchen gibt, so ist es hier, wo „ein Hauch mystischer Einsamkeit die Seele geheimnisvoll umweht.“ Der Lärm der Stadt ist verklungen, du hörst nur die Stimmen spielender Kinder, in den Bäumen das Gezwitzcher der Vögel und aus der ewigen Stadt das Glockengeläute.

Uralte Kirchen und altrömische Mauerreste stehen träumerisch zwischen Akazien, Ulmen und Pinien. In der antiken Zeit herrschte hier ein reges Leben und Treiben. Seit den Stürmen der Völkerwanderung, besonders aber seitder: 1084 die Normannen und Sarazenen unter Robert Guiscard alle Wohnhäuser vom Kolosseum bis zum Lateran geplündert und niedergebrannt haben, ist der Coelius menschenleer und verödet. Mönche und Nonnen sind fast die einzigen Bewohner dieses Hügels.

Über einer dreifachen Reihe von Stufen blickt prächtig die Travertinfassade von San Gregorio herab. Wir meinen, es wäre noch ein Senatorenpalast, was er dereinst gewesen. Der Senatorssohn Gregorius hat hier seinen väterlichen Palast in ein Kloster umgewandelt. Da er, der ehemalige Stadtpräsekt, als Mönch darin lebte, brachte ihm seine tugendreiche Mutter Silvia — ihr Bild steht ober einem Altare — von San Saba täglich eine Schüssel mit Gemüse, gewöhnlich Binsen. Gregor II. machte das Kloster zu einer Kirche.

Von der Schwelle des Vorhofes bietet sich ein herrlicher Blick zum Palatin. Da droben steht S. Bonaventura mit der berühmten Palme. Da ragen die roten Trümmer der Kaiserpaläste. Und mag sich noch so viel verändert haben, dieser Himmel, dieses Licht und dieses Grün ist dasselbe, in das der Blick eines Cäsar Baronius, wenn er im Garten daneben weilte, eines Gregorius und Augustinus fiel, wenn sie aus ihrem Kloster traten.

An den Wänden des stillen Vorhofes stehen schöne Grabmäler, besonders berühmt das edle Renaissancegrab der Gebrüder Bonfi. Da liegt Robert Peckam, der sein Vaterland ob der Verfolgung der Katholiken unter Königin Elisabeth verließ. Der wackere Engländer wollte vor dem Hause des Papstes ruhen, welcher der Apostel Englands geworden war. So sind große und kleine Erinnerungen an die Weltgeschichte in die Steine jeder römischen Kirche gemeißelt.

In der Kirche mit den sechzehn Granitsäulen schreiten wir von einem Altar zum anderen, von einem Bild zum anderen, wir betrachten die zarten Reliefs des Gregorius-Altars, vor dem steinernen Bischofsstuhl, gedenken wir der Mühsale dessen, den die Geschichte den Großen nennt, „des größten Mannes seines Jahrhunderts, dessen Sorgen alle Länder der Christenheit umfaßten.“ (Gregorobius.) — Gregor XVI. war ebenfalls Mönch dieses Klosters, in welchem der General der Camaldulenser residirt. Da er als einfacher Mönch hier die hl. Messe las, dachte er gewiß nicht daran, daß einst seine Marmorbüste die Kirche zieren wird. Voll Pietät hat man seine Wohnung im Kloster noch unverfehrt erhalten.

„Vom Vorhof gelangt man in den Klostergarten zu drei gesonderten, von Cardinal Boronius neu erbauten Kapellen, von welchen der erste der hl. Silvia, der Mutter Gregors d. Gr., geweiht ist, mit köstlichen Engelsfiguren von Guido Reni am Triumphbogen. Die zweite Kapelle, die des hl. Andreas, zeigt rechts das Martyrium des Heiligen vom berühmten Domenico (Kopie im lateranischen Palast), links den

Gang des Apostels zur Kreuzigung von Guido Reni, die dritte Kapelle, die der hl. Barbara, bewahrt den Marmortisch, an welchem Gregor täglich zwölf Arme speiste und einmal einen Engel als dreizehnten Gast bewirtete. — Die alte Mauer im Hintergrunde ist ein Stück der ältesten Stadtmauer." (De Waal.)

San Giovanni e Paolo bildet mit der neuen Kuppelkapelle des hl. Paul vom Kreuze und den antiken Ruinen eine reizende architektonische Gruppe. Der Schmuck an der Außenseite der Apsis, durch weiße Marmorsäulchen, welche kleine Bogen tragen, ist allerliebste. Über die Straße sind Mauerbogen gespannt, die die Kirche stützen.

Die Legende berichtet nach den aus dem sechsten Jahrhunderte stammenden Akten, daß Johannes und Paulus zwei Offiziere im Hause der Tochter Konstantins des Großen waren. Da sie sich standhaft weigerten, den Göttern zu opfern, wurden sie unter Julian dem Apostaten heimlich in ihrem Hause hingerichtet und mit Umgehung bestehender Gesetze auch daselbst begraben. Als der Christenfeindliche Kaiser tot war, befohl Kaiser Jovian, die Reliquien der wackeren Soldaten zu suchen, und Pammachius, der Gemahl einer Tochter der hl. Paula und der Freund des heil. Hieronymus, erbaute eine schöne Basilika ober ihrem Grabe. Später setzte man auch Pammachius hier bei. Durch fünf Jahrhunderte strömten die Pilger andachtsvoll hieher. Erzählungen von großen Wundern, vom Bekennnisse böser Geister und dergleichen, übten eine große Anziehungskraft aus. Seit den frühesten Zeiten hat die Kirche die Märtyrer geehrt, ihre Namen stehen im Canon der Messe und in der Allerheiligenlitanei. Da kam die wissenschaftliche Forschung und wies in den Akten manche Anachronismen und Widersprüche aus der Geschichte nach, und ob solcher späteren Zusätze, Entstellungen und Mißverständnisse war man mancherseits bereit, die Erzählungen in Bausch und Bogen als Fabel zu verwerfen. Die alte Basilika war bei den Verwüstungen des Cölius in Schutt gesunken, die Gemächer des

alten Römerhauses lagen voll Gerölle, die neue Kirche, die man erbaut hatte, erhob über dem Trümmerhaufen der alten ihre Räume, das Haus der Heiligen war vergessen, nur die Tradition ruhte mit ihrer Stimme nicht. Und wie diese Tradition, die sich an christliche Orte in Rom knüpft, so sicher ist, daß sie den großen Gelehrten De Rossi zu einer Reihe der glänzendsten Entdeckungen führte, so dünkte es auch dem bescheidenen Passionisten P. Germano, sie könnte über die Wohnungen der Heil. Johannes und Paulus nicht irreführen. Er grub unter der jetzigen Basilika nach, und ein weites, geräumiges Haus mit einer Anzahl von Gemächern war binnen kurzem bloßgelegt. Es war das Haus der Heil. Johannes und Paulus aus dem dritten oder vierten Jahrhunderte, die Krypta, in der sie ermordet worden, die Zimmer, die sie bewohnt hatten. Alle diese Räume mit hochinteressanten Malereien heidnischer und christlicher Künstler sind an den Hauptfesten der Kirche hell beleuchtet und bequem zugänglich.

An die Basilika angebaut ist eine neue Prachtkapelle, verschwenderisch mit kostbarem Marmor geziert. Unter dem Altare hinter Glas ruht der von Pius IX. heiliggesprochene Stifter des Passionisten-Ordens, der heil. Paul vom Kreuze. Ein Passionist zündet zwei Kerzen an, stellt sich auf den Altarteppich, rollt die Vorderplatte weg und nun liegt der Heilige vor uns da, als ob er sich soeben erst zur Ruhe niedergelegt hätte. In der Hand hält er das Kreuz, seine einzige Liebe im Leben. Er starb im hohen Alter von 82 Jahren am 18. Oktober 1775 im benachbarten Kloster, wo noch sein Zimmer gezeigt wird.

Noch an einen anderen lieben Heiligen werden wir hier erinnert, an den jugendlichen hl. Gabriel dell'Addolorata, der als Mitglied des Passionisten-Ordens 1862 starb und schon 1920 von Papst Benedikt XV. heilig gesprochen wurde. Obwohl die Feierlichkeiten von halb 8 Uhr früh bis 2 Uhr nachmittags dauerten, nahmen doch über 60.000 Menschen daran teil, darunter auch ein noch lebender Bruder des Heiligen, der

Arzt Dr. Rossenti, ein in der Geschichte der Heilig-sprechungen wohl einzigartiger Fall.

An den beiden Hauptfesten, am 28. April und 26. Juni ist die Kirche vom holdesten Blumendufte durchweht. Eine solche Verschwendung mit den köstlichen Rosen erscheint bei uns Nordländern märchenhaft. Girlanden in den glühendsten Farben schmücken das Heiligengrab und den Altar. Der Marterstein liegt in einem duftigen Teppich von Rosen und Kame-lien.

Der malerische Klostergarten mit fünf herrlichen Balmen ist zum Teile über dem alten Vivarium er-baut, der Menagerie, wo die wilden Tiere für das Kolosseum aufbewahrt wurden. Kein Löwenbrüllen stört mehr die Klosterzelle, junge Novizen schreiten betrachtend durch die Blumenbeete. In der Nähe soll sich der Tempel des Claudius befunden haben. Im Abendrot genießt man hier einen entzückenden Blick auf die nahen Ruinen, besonders das gewaltige Kolosseum.

Draußen bewundern wir den prächtigen roten Turm, der dem stillen Frieden der Umgebung mittel-alterliche Poesie einhaucht. Ein Weiblein meint uns als Fremde erkannt zu haben und mit der bekannten unvergleichlichen römischen Handbewegung bittet sie: *Facciami una carità*. Zwei gutgekleidete Römerinnen, denen kein Mensch ähnliche Absichten angeschaut, beobachteten sorgfältig, ob die Arme etwas erhält oder nicht. Die nächste Folge war, daß auch sie um eine kleine Gabe ersuchten. Über den *Doppelsoldo* waren sie nun so glücklich, wie ein anderer mit einem Goldstück, und wünschten mir lange noch allen Segen und alles Glück des Himmels. Die Episode erinnert an das große Elend, das gegenwärtig in Rom herrscht. Die beiden hätten sich zu betteln geschämt, wenn es nicht hier in der Einsamkeit des *Cölius* einem Fremden gegenüber gewesen wäre.

Ein interessanter turmartiger Straßenüberbau fesselt das Auge. Es ist das Denkmal, welches man den Konsuln *Dolabella* und *Silvanus* im Jahre 10

nach Christi errichtete. Als Innozenz III. ein danebengelegenes Kloster dem Stifter der Trinitarier übergab, erwählte sich der heil. Johannes von Matha, ein Zimmerchen ober mselben zum zeitweiligen Aufenthalte. Von hier aus konnte er einen großen Teil der herrlichen Roma überblicken und wenn nicht das prächtige Panorama mit den dunklen mittelalterlichen Türmen und Zinnen und altersgrauen Palästen innige Freude und Entzücken in ihm hervorrief, so gewiß die Erinnerung an die Märtyrer und Heiligen, deren Reliquien wie kostbare Edelsteine in der unvergleichlichen Stadt verborgen lagen. Er starb in dem engen Zimmerchen daselbst, und am 8. Feber feiern die Trinitarier in dem in eine Kapelle umgewandelten Raum sein Fest. Noch ein Stückchen Mittelalter schaut uns ober einem Tore entgegen. Es ist das alte Wapen der Trinitarier, Christus, zur Seite ein weißer und ein schwarzer Sklave. Der Trinitarierorden, dessen Glanzzeit in das 15. Jahrhundert fällt, hat ungefähr 900.000 Christen aus der Sklaverei der Mohammedaner losgekauft; über 7000 Trinitarier haben sich dabei selbst geopfert und sind in Stellvertretung anderer freiwillig Sklaven geworden.

In den Bogen Dolabellas, des Gemahls der Lieb-  
lingstochter Ciceros, wurde die berühmte Claudianische  
Wasserleitung eingefügt. Was man jetzt sieht,  
stammt von der neronischen Ergänzung. Die zweite  
Wasserleitung des Kaisers Claudius brachte täglich  
fast 300.000 Kubikmeter Wasser 92 Kilometer weit  
aus den Bergen Subiacos. Alle Wasserleitungen zu-  
sammen lieferten in das alte Rom täglich über ander-  
halb Millionen Kubikmeter Wasser! Die Bogen der  
Wasserleitung des Claudius übertrafen alle anderen so  
sehr an Höhe, daß die Quellen nach dem Ausdrucke  
Cassiodors auf die Stirne der Hügel Roms nieder-  
fallen konnten. Sie erreichte nach einem gewundenen  
Laufe die Stadt an der jetzigen Porta Maggiore, und  
ein Zweigarm, den Nero erbaute, führte den Wasser-  
strom nach dem Cölius; von dort gingen Arme nach  
dem Aventin und Palatin. Seit Konstantin hatte sie

das Baptisterium und Bad des Laterans versorgt, im achten Jahrhundert hatte sie Papst Hadrian wieder hergestellt, später ging sie wieder zugrunde. Einsame, hohe Pfeilerbogen in dem warmen, rötlichen Ton römischer Ziegelmauern ragen melancholisch aus dem Grün eines Gartens.

Neben einer alten, leider fast immer verschlossenen Marienkirche liegt die Villa Mattei mit einem herrlichen Garten, reich an Stimmungsbildern, wie wir sie bei den deutschen Romantikern finden.

Der Garten gewährt bezaubernde Durchblicke zu den Caracallathermen und in die weite Campagna hinaus. Auch diesen herrlichen Garten hatte der für Naturschönheit so empfängliche hl. Philipp Neri bald entdeckt und unterrichtete hier seine Schüler.

Gegenüber der Villa Mattei liegt ein merkwürdiger Rundbau, die Kirche St. Stefano rotondo. Einst eine römische Markthalle, wurde sie bei der Plünderung Roms durch die Goten 410 eingäschert, dann als Kirche wieder aufgebaut und dem hl. Stephan geweiht. Gregor XIII. überwies die Kirche dem Kollegium Germanikum, das hier am Stephanstag einen feierlichen Gottesdienst hält, zu dem halb Rom heraufpilgert. Sogar Campagnabauern kommen herein und zeigen ihren Kindern im Rundgange die vielen gräßlichen Martersszenen, die der Maler Pomerancio mit blutrünstiger Phantasie entworfen hat. In der Kirche steht auch ein seltsamer Aufbau, durch den sich ein ehrfamer deutscher Bäcker, namens Lentner, unsterblich machen wollte. Ein altes Mosaik erinnert an die Tatsache, daß im siebenten Jahrhundert die Reliquien der heiligen Märtyrer Primus und Felizian aus den Katakomben an der Via Nomentana hier beigesetzt wurden. Wenn wir die Kirche verlassen, bemerken wir links einen antiken Marmorsessel, von dem aus der hl. Gregor der Große eine seiner Homilien (Predigten) gehalten hat. So begegnen wir auf dem Cölius überall den Spuren Gregors des Großen.

In des Cölius Myrtenlauben  
Einst der junge Gregor träumte,

Wenn das Abendlicht den Himmel  
 Rot und gold und purpurn säumte,  
 Wenn des Palatins Paläste  
 Sanft im Untergang erglänzten,  
 Wie zur Zeit, da sie voll Glorie  
 Noch des Berges Höhe kränzten.

Heil dem Stamm dem er entsprossen,  
 Heil dem stolzen Fürstenhause,  
 Als sich sein Palast gewandelt  
 In des Mönches stille Klausel,  
 Als die Engel niederstiegen,  
 Seinen Weisen still zu lauschen  
 Und mit ihm der Melodien  
 Gottgestimmten Klang zu tauschen.

Doch das Licht, das hier erglänzte,  
 Einzig zu des Höchsten Ruhme,  
 Durft umsonst sich nicht verzehren  
 Am verborg'nen Heiligtume.  
 Mächtig brach's hervor in Strömen  
 Aus der engen Klosterzelle;  
 Neuer Zeiten Mark- und Wahrstein,  
 Steht Sanct Gregor auf der Schwelle.

Gregor, großer, heil'ger Gregor,  
 Leuchtend stehst du in der Reihe  
 Jener Päpste, deren Stirne  
 Trägt die rechte Gottesweihel.  
 Unbergeklit strahlt dein Name  
 In der Heil'gen reichem Kranze  
 Und umweht des Cölius Hänge  
 Heute noch mit mildem Glanze.

(N. Jüngst.)

Wenn wir vom Cölius herabsteigen, kommen wir an zwei merkwürdigen Kirchen vorüber: die Kirche der „Vier Bekrönten“ (Märtyrer), die wie eine Trutzburg malerisch auf einem Vorsprung des Cölius thronet, und weiter unten im Tale die dem hl. Papst Clemens (91 bis 100) geweihte Kirche: Ihre Vorhalle, die Chorschranken und Ambonen, der steinerne Baldachinaltar, der marmorne Bischofsthuhl, die aus der durch die Normannen 1084 zerstörten Unterkirche in die neuerbaute Oberkirche gebracht wurden, geben uns einen klaren Begriff von einem altchristlichen Gotteshaus. Auch hier hat Gregor d. Gr. wiederholt gepredigt.



## Unter dem Steinernen Volke.

### Statuenmuseum im Vatikan.

Es gibt keinen Palast und kein Museum, in dem so viele der bedeutendsten Kunstwerke aller Zeiten vereinigt sind als im Vatikan. Die Päpste haben ihn durch zielbewusste, jahrhundertelange Arbeit zum ersten Kunstheim der Welt ausgestaltet. Selbst die übertriebensten Erwartungen werden nicht getäuscht.

„Es versammelt der einzige Ort, was Völker geziert hat,  
Was anmutigen Hauch leihend, der Griechen geformt,  
Was, tiefdeutend und ernst, der Ägypter; wachend am Tempel  
Liegt der basaltene Löw' und die granitene Sphinx.

(H. W. v. Schlegel.)

Durch das Brachilabyrinth der schimmernden Marmor- und Granitsäulen können wir heute nur flüchtigen Fußes eilen. Zum Studium braucht es Monate und Jahre, nicht Tage.

Die Sala a Croce Greca ist in der Form eines griechischen Kreuzes erbaut, zur würdigen Repräsentanz der beiden kolossalen Porphyrsäulen. Da drinnen schliefen einst Kaiserin Helena und ihre heilige Enkelin Konstanza. Der Verfall der Kunst hat die harten Massen des roten Urgesteines nicht mehr in künstlerisch befriedigender Weise zu überwältigen vermocht und nur steife Reliefs hervorgebracht. Der Pfau ist das Bild der Auferstehung, der Widder deutet auf den guten Hirten. Am Helenasarg reiten triumphierende Sieger über die Köpfe von Gefangenen hinweg.

Welche Schwierigkeit die Bearbeitung des Porphyrs bietet, geht aus einem Bericht hervor, wonach nur an einer Renovierung des Helenafarges unter Pius VII. 25 Steinmeße 9 volle Jahre ununterbrochen tätig waren. (C. Braun.)

In einer Ecke liegt der Flußgott Tigris auf seinem Felsenbette zwischen Wasserschlüßgewächsen. Den lebhaften Kopf und die gewaltige rechte Hand soll ihm, wie einige meinen, Michelangelo gegeben haben. Dem Guten hat das Wichtigste gefehlt und noch bis jetzt scheint sich das Haupt verwirrt umzusehen, wie es denn zu diesem plastisch kräftigen, ruhigen Körper gekommen.

Beim Eingang in die herrliche pantheonartige Sala Rotonda (Rundsaal) tragen Caryatiden die ganze Wucht eines Gebäudes. Sie sind nach ägyptischen Stilgesetzen geformt und haben Gefäße am Haupte, welche bis zum Rande gefüllt scheinen; denn keine der Gestalten magt auch nur mit der Wimper zu zucken. Wichen sie zur Seite, so würde das ganze Bauwerk zusammenstürzen, die Mus. An sind genannt und deuten auf die von oben drückende Last, der sie widerstehen müssen. Es soll eine plastisch poetische Vergegenwärtigung der Eigenschaften architektonischer Tragglieder sein. (C. Braun.) Sie stammen aus der Hadriansvilla bei Tivoli, woselbst der vielgereiste und kunstverständige Kaiser eine ganze ägyptische Tempelanlage sich hatte herrichten lassen.

Was sollen wir in der Sala Rotonda zuerst bewundern, den schönen Kuppelbau, welcher volles Licht auf die weißschimmernden Statuen wirft, den farbigen Steinteppich, das Mosaik, in welches ein phantasiereicher Künstler Meergötter und Meerungeheime hingezeichnet, die riesenhafte, dreizehn Meter im Umfang messende Porphyrschale aus den Diokletiansthermen, oder die kolossalen Statuen und Kaiserköpfe, die so ernst, so würdevoll, so beredt von ihren Sockeln schauen? Die eine Schönheit will die andere verdrängen, es ist ein Wettstreit des Schönen, wie er nur einzig im Vatikan zu finden ist.

„Da winkt Zeus mit den dunklen Brauen  
 „Vorwärts wallen herab die ambrosischen Loden des Herrschers  
 „Von dem unsterblichen Haupt und die Höhn des Olympos  
 erbeben.“

So hat Homer den Zeus geschildert, so hat ihn auch der Künstler dargestellt. Diese weltberühmte Büste wurde unter Pius VI. in Otricoli gefunden. Eine Junostatue verbindet den Ausdruck des Wohlwollens mit dem der gebieterischen Hoheit, wie es sich für die Gemahlin des allgewaltigen Olympiers geziemt.

Der Serapis, den man vor mehr als eineinhalb Jahrtausenden draußen an der Via Appia in einem Tempel göttlich verehrte, trägt eine Fruchtschale am Haupte, sein Antlitz erinnert an Zeus, Sonnenstrahlen, welche um sein Haupt standen, deuten an, daß er sich Helios, die Sonne, untertan gemacht und die Fruchtschale zeigt, daß auch der Gott der Erde von ihm abhängig ist. In der Statue lebt eine Erinnerung an den Eingottglauben der Urzeit.

Ceres, wenn sie es wirklich ist, die Göttin der Erde, steht im reichsten Gewande und Faltenwurfe mit meisterhaft gebildetem, lebensvollen Haupte ernst und feierlich da.

Auch Halbgötter haben sich in die Versammlung gemischt. Der Flußgott, dessen Haupt sich in Schuppen verwandelt, dessen Haar von Wasser trieft, in dessen Bart sich muntere Delphine tummeln, ist ein geniales Werk, bei dem man nicht weiß, was mehr anzustaunen, die meisterhafte Ausführung des Problems, ein Wesen halb Mensch, halb Tier, halb Gott zu veranschaulichen oder die Fülle von Ideen, die zusammengehäuft sind, ohne den Gesamteindruck im mindesten zu stören.

Herkules in schwerfälliger Masse und doch so lebendigem Bewegungsausdruck, schien uns mit seiner Keule nie recht in diese feine Umgebung zu passen, wiewohl er sich mit 10.000 Talern (Scudi) seinen Eintritt erkaufte; er ist fast vier Meter hoch und die größte aller antiken Bronzestatuen.

Noch andere sind in den Götteraal gedrungen.

Kaiser Nerva sitzt mit vergöttertem Antlitz und Imperatorenmiene auf seinem Stuhl, Antinous, mit dem schönen, aber weichlichen Kopfe, der Liebling Hadrians, dem der Kaiser Tempel baute und Götterstatuen errichtete, steht schmachkend auf seinem Sockel.

Die Gemahlin Trajans, Plotina, und die des Antoninus Pius, die ältere Faustina, die Gattin des Septimius Severus, in deren Armen ihr Sohn Caracalla den Bruder ermordete, und der Kaiser Pertinax blicken sich gegenseitig in die Augen.

Welcher Glanz überall und welche Kunst und doch müssen wir nicht wehmütig werden bei Betrachtung dieses einen kleinen Saales, der ein so beredtes Dokument all der dunklen Seiten des Heidentums uns bietet. Menschenanbetung und Menschenvergötterung war das Ende aller Herrlichkeit.

Die Statuen, vor denen man einst räucherte und opferte, vor denen man betete, und deren eine oder andere vielleicht die Veranlassung zum Märtyrertode eines Christen waren, werden nun auch verehrt und bewundert, aber von englischen Gouvernanten und deutschen Professoren, von katholischen Mexikern und blasierten Juden. Die Statue, die wie ein Gott geherrscht, muß sich die Kritik jedes Baarischen gefallen lassen.

Nur fünf Schritte und ich bin in einer neuen Welt. Es sind die berühmten Museen, züchtig gekleidet, mit einem Ausdruck von Lieblichkeit und Anmut, durch den das Besondere einer jeden doch wieder hervorleuchtet. Ihr Gott und Führer, Apollo, schlägt eben in die Seiten seiner Veier, in seinem Antlitz leuchtet die Begeisterung, von seinen Lippen strömt der Zauber des Liedes, holde Anmut umkleidet seine ganze, in lange wallende Gewänder gehüllte Gestalt. Begeistert durch seine eigenen Klänge schreitet er vor und wird bald die noch sinnenden Musen in seine Gefolgschaft bringen. Die Statue stand im Apollotempel am Palatin.

Die Köpfe berühmter griechischer Staatsmänner, Redner, Dichter und Philosophen schauen in den heiteren Kreis.

Wieder fünf Schritte und wir meinen in der Arche Noas zu sein; doch nein, in der Arche Noas vertrugen sich die Tiere gegenseitig und waren friedlich gestimmt. Hier hält ein Leopard seine Beute zwischen den Klauen, ein Iltis zerrt an einem Vogel, ein Panther an den Eingeweiden eines Schafes. Ein Löwe hat ein Pferd überfallen und während es gräßlich aufwiehert, beißt er es in den Nacken.

Nach Szenen des Friedens folgen. In höchster mütterlicher Zufriedenheit hockt ein Mutterfwein ober ihren Jungen, die sich quietschend und balgend unter ihren Füßen drängen.

Ein Krokodil schaut aus der Flut empor, ein kleiner Hahn spreizt sein Gefieder, ein Wasserhuhn schwebt über den Wellen, ein Eber zeigt seine Hauer. Herkules hält einen Stier beim Horn und schwingt mit der Rechten die Keule über den dreiköpfigen Höllehund.

Da steht eine Kuh aus grauem Basalt, dort kriecht ein Hummer aus grünlichem Marmor, der See Krebs ist aus Porphyr, der Leopard aus orientalischem Marmor, eingelegerter schwarzer und gelber Marmor bezeichnet die Flecken seines Felles.

Der Pfau und der Pelikan, das stolze Roß und der Frosch, die Hirschkuh und der Storch sind hier mit der täuschendsten Naturwahrheit aus dem Marmor gemeißelt. Der Reichtum ist unerschöpflich.

Wir besuchen noch die schlafende Ariadne und die sinnende Penelope, den eidechsentötenden Apollo und den träumenden seelenvollen Amor von Praxiteles, die Galerie der Kaiserbüsten und die Dichter Menander und Posidippos und eilen dann ins Belvedere, wo die populärsten Lieblingsgestalten der Skulptur Hausrecht im Vatikan gefunden, Laokoon, Apollo, Meleager.

Unter dem großen Reichtum vortrefflicher Bildwerke zählt Winkelmann den Laokoon, dies Wunder der Kunst, zu dem hervorragendsten. Über diese Marmorgruppe allein sind ganze Bücher geschrieben worden. Zur Strafe für einen Frevel wird der Apollopriester Laokoon mit seinen beiden Söhnen von zwei

Niesenschlangen überfallen und getödet. Verzweifelt wehrt sich der Vater, doch vergebens. „Eben erhält er den tödlichen Biß, ein furchtbarer Schmerz durchzuckt plötzlich den ganzen Körper, er krümmt sich krampfhaft und fällt auf den niedrigen Altar zurück, tiefes, schmerzliches Stöhnen dringt aus dem offenen Munde. Der jüngere Sohn hat bereits in der Brust die Todewunde und haucht sein Leben aus, während der ältere, noch unverletzt, die Umwindungen abstreifen will. Wie unter dem furchtbarsten Schmerzgefühl alle Muskeln des Körpers sich krampfen und spannen, das ist mit wunderbarem Geschick im Steine gezeichnet. Die Meister hatten dafür kein Modell, kein Vorbild; sie schöpften das allein aus ihrer außerordentlichen Kenntnis des menschlichen Körpers.“ (Kuhn.)

Noch lange Reihen hätten wir zu durchwandern, das Museum Chiaramonti und den Braccio Nuovo mit dem berühmten Athleten des Hippios, mit Demosthenes, dem größten Redner des Altertums, mit Vater Nil, den reizende Kinder umkrabbeln, mit Pallas Athene und der flinken Diana, das ägyptische und das etruskische Museum, den Saal mit der Aldobrandinischen Hochzeit, den Saal des Ziveigespannes und die Galerie der Kandelaber mit der würdevollen Stadtgöttin von Antiochia und der jugendlichen Wettläuferin, eines Meisterwerkes der älteren griechischen Kunst, rein und edel in der Auffassung, frei von jedem Haschen nach sinnlichem Reiz. Kann man mit den Museen im Vatikan überhaupt fertig werden?

Wir haben erfahren, daß das vatikanische Statuenmuseum „ein großes Pantheon antiker Skulpturen ist, worin die Arbeit von Jahrhunderten, die Kindheit, die Vollendung und der Verfall des menschlichen Genies und die innersten Gedanken der alten Religionen und Völker ihren monumentalen Ausdruck gefunden haben.“





## Ein deutsches Heim in Rom.

In Gold, nicht in Tinte möchte ich meine Feder tauchen, wenn ich von der Anima schreibe, alle Liebe, die ich da erfahren, möchte ich zusammenschließen, um sie auszugießen in diese Zeilen. \* Es ist anderen auch so gegangen. Ich brauche nur das Gedebuch des Hauses aufzuschlagen, was treffe ich da für Zeilen!

Wenn ich dein vergesse, o Rom, so sei vergessen meine Rechte. Meine Zunge klebe am Gaumen, wenn ich nicht dein gedenke, wenn ich nicht Rom sehe in den Anfang meiner Freude.

Die Seele dem Himmel, das Herz Rom, den Leib dem Vaterlande, schreibt ein zweiter.

Ich bin dein, o Petrus! In Ewigkeit mit Rom, ruft begeistert ein dritter.

O Rom, die dich genießen, hungern noch; und die dich trinken, dürsten noch. So schrieb ein vierter Kaplan und Doktor, bevor er die gastlichen Pforten der Anima verließ.

Die Liebe gilt Rom, der ewigen, unvergleichlichen, heiligen Stadt, aber die Anima hat uns Rom gegeben und uns Rom lieb gemacht und uns gehegt und gepflegt, wie ein treues deutsches Herz im weiten, fernen Lande.

Als ich nach langer Fahrt, noch unkundig der italienischen Sprache, zum erstenmal das Thor des deut-

\* Hr. Dr. Kleinich war 1891 bis 1893 Kaplan der Anima.

ichen Hospizes in Rom öffnete, mich der biedere tirolische Portier deutsch begrüßte, mich die Marmorfliesen emporführte, dort das Herz Jesu-Bild mich deutsch ansprach, hier die Bilder deutscher Cardinäle und Fürsten und Kaiser mich anblickten, am Gange mich deutsche Kollegen begrüßten, da saß mein Herz schon fest in der Anima zu Rom. Und nun kamen die schönen Tage.

Von allen Seiten der Welt strömten uns deutsche Priester als liebe Gäste ins Haus. Da kamen Pfarrer aus Amerika und erzählten uns von den Prärien und dem Urwald und den merkwürdigen kirchlichen Verhältnissen der Neuen Welt, da kamen auch wohl Missionäre aus dem Innern Afrikas. P. Ohrwalder hat uns lange Abende hindurch erzählt, was er in seinem Buch über den Mahdi so schön beschrieben. Über Rußland erzählte uns Prof. Dr. Gloßner, über Indien und Norwegen, über England und Palästina, über Ägypten und Frankreich erhielten wir Kunde.

Fast jede Diözese Deutschlands und Oesterreichs schickt im Laufe der Jahre einen Vertreter. Die jungen Priester, welche zwei Jahre hier bleiben, eine kleine Seelsorge, deutsche Predigt und Beicht übernehmen, bilden sich an einer der Universitäten Roms höher aus und machen nach Ablauf von zwei oder drei Jahren das Doctorat aus Jus, Theologie oder Philosophie, mancher guckt nebenbei in den Archiven herum oder stöbert orientalische Codices auf, mancher studiert auch christliche Archäologie oder Kunstgeschichte und läuft zwischen Inschriftsammlungen und dunklen Katakombengängen herum, kurz, jeder sucht den kostbaren Romaufenthalt aufs goldigste zu verwenden.

Ich fand hier in zwei Jahren Herren aus Brixen, Brünn, Freiburg, Köln, Raibach, Marburg, München, Münster, Olmütz, Passau, St. Pölten, Prag, Salzburg, Speier, Straßburg, Wehta, Wien, Würzburg. Was hat es da für interessante Tischgespräche gegeben. Man hätte sie manchmal gleich in Druck geben können, alle Fragen aus der Philosophie, Theologie und Juri-  
sterei, und zwar die schwierigsten am liebsten, tauch-

ten auf und mußten Nebue passieren. Da gab es Jesuiten- und Dominikanerschüler, Anhänger verschiedener Lehrmeinungen, und da gab es denn manchmal auch Feuer, und wenn die frutti und der schwarze Kaffee manchmal nicht mehr ausreichten, dann wälzte sich der gelehrte Disput auf die Terrasse, wo wir uns im Freien erholten, und es wurden wohl auch alte Rodices, ein Suarez und Thomas, ein Cajetan und Billuart herbeigeschleppt, um authentische Texte zu liefern.

Manchmal geriet Würzburg mit Passau in Streit, oder Köln neckte über Münster, oder Straßburg kritisierte das kleine Gurf, aber alles verlief in caritate, in christlicher Liebe, und man lernte nicht nur Bescheidenheit, sondern erbaute sich auch an den schönen Charakterzügen edler Seelen.

Sehr oft beglückten uns deutsche Kirchenfürsten mit ihrem hohen Besuche; dann wurde es an der Mittag- und Abendtafel im Unterhause etwas ruhiger.

Wir lernten einen großen Teil des deutschen Episcopats kennen und welchen Nutzen dieses Nähertreten an tief verehrungswürdige Gestalten des katholischen Priestertums für uns junge Kapläne hatte, braucht wohl nicht erwähnt zu werden. Da alle mit dem besten Eindruck von hier schieden, wurde in uns der Entschluß bestärkt, die Ehre des deutschen Hauses in Rom hoch zu halten.

Das deutsche Nationalinstitut der Anima hat seine Wurzeln im 14. Jahrhundert, wo ein Flamländer drei Häuser zur Beherbergung deutscher Pilger schenkte. Im Laufe der Jahrhunderte vermehrte sich der Besitz durch deutsche Wohltätigkeit ungemein. Im Jahre 1510 wurde die herrliche Kirche eingeweiht, im Buche der deutschen Bruderschaft, welche die Andacht zu den armen Seelen besonders pflegen sollte, stehen die Namen fast aller Päpste und deutscher Kaiser eigenhändig eingeschrieben.

Die Anima hat viele Privilegien von den Päpsten erhalten, nicht nur Kardinäle und Kirchenfürsten, berühmte Gelehrte und Bischöfe, auch Päpste und Kai-

fer haben sie besucht. Die österreichischen Kaiser waren ihre Protektoren.

Noch immer werden Pilger, die sich durch ein Zeugnis ihres Seelsorgers als solche ausweisen können, durch drei Tage im Hause verköstigt und beherbergt und bekommen Anleitung zu einer guten Beichte und zum Besuche der 7 Kirchen. Neben der vielen Wohltaten, welche die Anima in der Verborgenheit übt, ist ihr Hauptzweck nach den jetzt geregelten Statuten, die Ausbildung deutscher Priester, namentlich im Kirchenrecht, und auch die praktische Einführung in die Wissenschaft. Papst Leo XIII. war dem Hause sehr gewogen und sprach immer gern von der Anima; ebenso auch Pius X.

Was Sebastian Brunner einst geschrieben, gilt bis auf die Tage, wo Monsignore Dr. Nagel, der spätere Bischof von Triest, und Monsignore Dr. Lohninger wie Väter ihren Kaplänen vorstanden:

Rektor der Anima, Jänig, Pilgern bist du ein Vater.  
Und ein Bruder zugleich, helfend mit Rat und mit Tat,  
Die deiner Obhut vertraut sind, fühlen sich nicht mehr als  
Fremde,  
Denn es wird einem hier ganz so, als wär' man zu Haus.  
Rom, 7. Mai 1873.

Nun etwas von der deutschen Nationalkirche. Jede Kirche ist ein Gotteshaus und ein Tempel der Anbetung, aber in Rom ist jede größere Kirche auch ein Urkundenbuch der Geschichte, ein Album der Kunst, eine Chronik vergangener Jahrhunderte und ein Friedhof berühmter Männer. Rom's Nationalkirchen sind außerdem ein Stück ihrer Nation und ihres Landes.

In Rom haben sich ihre Kirchen gebaut die Bruderschaften und Orden, die Handwerksverbände und Vereine, doch dies kommt auch in anderen Städten vor, aber in Rom haben sich auch ihre Kirchen erbaut die verschiedenen Nationen des Erdkreises. Die Deutschen, Franzosen, Engländer, Spanier, Portugiesen, Irländer, Griechen usw. können vaterländischen Boden in Rom betreten.

Die Anima-Kirche ist ein Stück Deutschland in Rom. In ihr schläft ein deutscher Papst und ein deutscher Fürstensohn, in ihr ruhen deutsche Cardinäle, deutsche Ritter, deutsche Handwerker und deutsche Frauen, an Festtagen prangen am Hochaltar die Büsten deutscher Heiliger mit ihren Reliquien, die Altarbilder erzählen uns deutsche Heiligenlegenden und die Grabchriften verraten deutsche Laute.

Schon beim Eintritt imponiert die Kirche, man überschaut mit einem Blicke den ganzen schönen Raum, in dem sechs Mittelpfeiler hoch emporsteigen. Goldstuckaturen und blaue, mit goldenen Sternchen gezierte Stüchfappen blinken herab, dazwischen leuchten die schön gemalten Brustbilder deutscher Heiliger, ein hl. Petrus Canisius, eine hl. Elisabeth.

Bramante hat bei den Bauberatungen mitgearbeitet, ein deutscher Architekt hat die Kirche gebaut, ein Kärntner Fürstbischof (M. Lang) den Grundstein gelegt.

Die Eingangswand schmücken zwei Grabmäler. Das eine gilt dem Sohne der schönen Philippine Welser, dem Cardinal Andreas von Oesterreich; er kniet betend auf seinem Marmorarkophag, das Antlitz zum Hochaltar gewendet. Ein Relief im Hintergrunde stellt die Auferstehung Christi dar. Das zweite verherrlicht den Cardinal Entenordt, welchem Hadrian VI. am Sterbebette den Purpur verliehen. Es ist der gleiche, der dem frommen, unglücklichen Papste, dessen Gebeine in der Kirche hier ruhen, das prächtige Grabmal im Chor errichtet hat.

Der hl. Karl Borromäus soll gern die Anima-Kirche besucht haben.

Wenn gleich dem Leibe nach ich scheide heut von hier,  
So bleibt mein Herz, o Petrus, doch in Rom bei dir,  
Und du, o Mutter hilfbedürftiger Seelen,  
Laß nie mir deine mächt'ge Fürsprach' fehlen;  
Wie unter deinem Schuß du nimmest mich in Rom,  
So laß zu dir mich kommen in des Himmels Dom,  
Und dort in Freud' vereint mit jenen Leben  
Die hier zu Brüdern du mir hast gegeben.

(Dr. Steffens' Abschied von der Anima.)



## Pilgerfahrt zu den sieben Hauptkirchen.

In der Kirche St. Pantaleon liegt unter dem Hochaltar der heilige Josef von Calasanz begraben. In dem anstoßenden Hause, das teilweise noch die Piaristen innehaben, zeigt man das Zimmer, wo er in seiner Schule die Kinder unterrichtete, wo er oft mit eigener Hand den Fußboden auskehrte und die niedrigsten Dienste demütig verrichtete. Dieser bewundernswürdige heilige Mann, der sich den ganzen Tag über keine Ruhe gönnte, machte dann fast jede Nacht viele Jahre hindurch die Wallfahrt zu den sieben Hauptkirchen in Rom. Was das sagen will, kann nur der begreifen, welcher die Entfernung kennt, die fast einen Tag für einen Fußgänger in Anspruch nimmt.

Nicht weit von St. Pantaleon liegt die Chiesa nuova, eine geräumige Kirche. Es ist das Mutterhaus der Oratorianer und der Erbauer dieser Kirche, der heilige Philipp Neri liegt in einer Seitenkapelle unter dem Altare. Von prächtigem Marmor glänzen die Wände, stille Lampen brennen davor und stets knien andächtige Beter vor ihrem lieben San Filippo, dem Apostel Roms, den sie nur nostro Santo („unser Heiliger“) nennen. Dieser liebenswürdige und großartige Heilige gehörte auch zu jenen vielen, welche unzähligemal die Wallfahrt zu den sieben Kirchen machten. Viele Männer, Frauen und Kinder

begleiteten ihn unter Gebet und Gesang und der immer heitere Philipp behandelte sie wie gute Kinder.

Dem Beispiele dieses Heiligen wollen wir heute folgen und, nachdem wir St. Peter schon besucht, die



Die heilige Stiege beim Ceteran.

anderen sechs Hauptkirchen noch auffuchen. Zuerst geht es nach S. Maria Maggiore, der größten Mutter-Gottes-Kirche in Rom.

Entzückend schön schaut die auf dem Esquilin erbaute Kirche von dem Hügel herab, Im Innern über-

raucht uns ein Wald von Marmorsäulen, es sind die selben, die einst im Tempel der esquilinischen Juno standen. Die kostbaren Mosaiken auf den Friesen des Mittelschiffes sind von hoher Bedeutung, das Gold, das von der Decke herabschimmert, hat Christoph Columbus mit seinem ersten Schiffe aus Amerika gebracht. Vorn an der mit kostbarsten Marmortafeln erbauten Confessio knien wir uns nieder. In der Porphyrwanne des Altars sollen Johannes, ein römischer Patrizier, und seine Frau liegen. Sie lebten, so berichtet die Legende, in kinderloser Ehe und flehten zur seligsten Jungfrau um eine Offenbarung, wie sie ihr großes Vermögen am besten verwenden könnten. Da erschien den beiden und auch dem Papste Liberius in derselben Nacht die Gottesmutter und erklärte, man möge sie zur Erbin machen und ihr an dem Orte, der mit Schnee bedeckt erscheinen werde, eine Kirche errichten. Es war im glutheißen August, am Morgen lag der Esquilin teilweise mit Schnee bedeckt. Papst Liberius zeichnete selbst den Plan der Kirche in den Schnee und ließ den Bau auf Kosten des frommen Ehepaares durchführen. Im Jahre 432 wurde die Irrlehre des Nestorius, der die Mutter des Herrn nicht als Gottesgebärerin anerkennen wollte, auf dem Konzil zu Ephesus verurtheilt. Zur Erinnerung daran ließ Papst Sixtus III. (432—440) die herrlichen Mosaiken am Triumphbogen anfertigen — eine wunderbare Verherrlichung Mariens aus alter Zeit.

Nebst einer Unzahl von Reliquien birgt die Basilika in einer Kristall-Urne die Krippe oder Wiege des Herrn und jenen großen Gelehrten und Heiligen, der sich im Leben zu ihr nach Bethlehem geflüchtet, den heiligen Hieronymus.

Die Seitenkapellen rechts und links gehören zu den glänzendsten und reichsten Roms. In der einen befindet sich das uralte Bild, das man dem heiligen Lukas zuschreibt, in der anderen das Denkmal und der Leib des heiligen Pius V. Als er sein Ende herannahen fühlte, pilgerte er noch einmal zu den sieben Hauptkirchen und starb wenige Tage darauf. Na

seinem Feste ist der gläserne Sarg ausgestellt, man erkennt an dem halb vermorschten Haupte des Heiligen noch sehr gut seinen charakteristischen weißen Bart. Das große marmorne Grabmal gegenüber verherrlicht den strengen Sixtus V. In Montalto hütete er als Knabe Vieh, als Greis gebot er über Fürsten und Völker. Fünf Jahre reichten für ihn hin, Rom zu erneuern.

Vor der Basilika werfen wir einen Blick dem Obelisk zu, der vor 3000 Jahren in Aegypten stand und nun das Lob der unbefleckt Empfangenen verkündet, dann geht es am Bahnhof und an der Kirche Don Boscos vorbei durch das Stadttor nach San Lorenzo fuori le mura.

Dunkle, hochaufragende Zypressen verkünden uns die Nähe des Friedhofes. Es befindet sich hier der Campo Verano, der Gottesacker Roms.

Die Basilika ist ein edler, stiller Raum. Heute, am Tage des heiligen Laurentius, wo ich dies schreibe, ist großes Fest dort; denn in der Krypta liegt der Leib des liebenswürdigen Blutzeugen, noch zeigt man hier den Stein, auf dem sein Kopf lag. Im selben Grabe mit dem Märtyrer Roms ist der erste Märtyrer Jerusalems, der heilige Stephan. Farbenfrische Bilder im Mittelschiff stellen auf der einen Seite das Leben und den Feuertod des heiligen Laurentius, auf der anderen das Leben und die Steinigung des heiligen Stephanus dar.

Wir verrichten unser kurzes Gebet und besuchen noch das Grab des unvergeßlichen Papstes Pius IX. an der Rückwand der Krypta. Er verbat sich jedes Grabmal, deshalb deckt ein einfacher Grabstein seinen Leib, aber die Liebe seiner Getreuen konnte es sich nicht versagen, wenigstens die Umgebung dieses einfachen Grabes zu schmücken. Alle Diözesen der Welt haben dazu ihren Anteil beigetragen; die prächtigen Mosaiken sind von einem deutschen Maler, Professor Ludwig Seib, entworfen.

In alten Wasserleitungen und neuen Zinkasternen vorbei geht es zur Kirche Santa Croce in Gerusalemme,

welche die Kaiserin Helena erbauen ließ, um die aus dem Orient gebrachten teuren Reliquien zu bergen. Es ist kein schöner Bau, dicke, unförmliche Mauern, die für die Ewigkeit erbaut erscheinen, einige unschön ausgeführte Bilder bilden einen merkwürdigen Gegensatz zu den übrigen Kirchen Roms. Aber dieser düstere, ernste Bau birgt wertvolle heilige Kleinodien. Ein freundlicher Olivetaner führt uns viele enge Stufen empor zu den Leidensreliquien. Ein Nagel vom Kreuze des Heilandes, von dem man genaue Nachahmungen in der Sakristei haben kann, und ein Dorn von seiner Krone werden hier verehrt.

Über den weiten, auf der einen Seite mit unschönen Mietkasernen bebauten Platz, winkt schon die gewaltige Fassade des Laterans, Mutter und Haupt aller Kirchen des Erdkreises, herüber. Hierher an dieses ruhige Plätzchen mit dem herrlichen Blick in die Campagna, in die Sabiner- und Albanergebirge, kommt man gern. Immer wieder schaut man entzückt die mächtigen Travertinquadern der Fassade empor zu den mächtigen Gestalten des Heilandes, der Mutter Gottes und der Apostel. Treten wir durch die weite Vorhalle in die große Basilika S. Giovanni in Laterano, so überkommt uns ein neues Staunen. Dieses Rom ist doch unerschöpflich an köstlichem Marmor. Wie licht und weit und frei erheben sich hier die Räume! Die prachtvolle Holzdecke mit ihrer Farbenharmonie und reichen Vergoldung soll Michelangelo entworfen haben. Aus den Nischen mit grünen Marmorsäulen blicken die weißen, mächtigen Gestalten der zwölf Apostel herunter.

Der Mosaikboden ist von Martin V. gelegt, der sein Grabmal in der Confessio hat. Der Altar, ober dem sich der hohe Baldachin wölbt, schließt die uralte Tischplatte aus Zedernholz ein, welche der heilige Petrus beim heiligen Messopfer benutzt haben soll. Im Tabernakel des Baldachins befinden sich die Häupter des heiligen Petrus und Paulus. Das Querschiff und die Tribüne sind mit wahrhaft königlicher Pracht von Papst Leo XIII. restauriert, der seit 1924 hier

begraben ist. Links neben der prächtigen Orgel sehen wir eine blasse, grün und rot gestreifte Fahne wehen. Es ist das Banner Sobiskis, welches der Befreier Wiens in dieser Kirche seines Namenspatrons aufbewahrt wissen wollte.

Das neue, schöne Grabmal Innozenz III., dessen Gebeine von Perugia hiehergebracht worden, ist 1891 von Leo XIII. errichtet worden. Am Sakramentsaltar links ragen wie von lauterem Golde mächtige, bronzene Säulen empor. Es sollen die aus den Schiffschnäbeln der bei Antium eroberten Flotte gegossenen Säulen sein, die Kaiser Augustus in einem



Kirche des heiligen Sebastian.

Tempel aufstellen ließ. Hoch oben, wo die zwei Lampen brennen, befindet sich der Tisch des letzten Abendmahles in kostbarer Fassung.

Das berühmte Mosaik der Tribüne zu bewundern und die ehrwürdige hl. Stiege zu besuchen, gestattet uns die Zeit nicht. Wir trennen uns schwer von dem stolzen Bau, um durch stille Gassen, nahe an der Stadtmauer vorbei, und dann über die Königin der Straßen, über die berühmte Via Appia nach S. Sebastiano zu kommen. Diese Basilika des bekannten Märtyrers ist viel unscheinbarer, als ihre berühmten Schwestern.

Sie liegt draußen vor der Stadt in ländlicher Abgeschiedenheit. Das große, runde Grabmal der Metella steht in nächster Nähe. Der Grund, auf dem die Kirche steht, ist weithin durchzogen von den dunklen Gängen der Katafomben. Hieher zog sich schon als Jüngling der heilige Hieronymus zurück, und in welch glühenden Gebeten durchwachten hier die Nächte der heilige Karl Borromäus und der heilige Philipp! Ähnliches wissen wir von der heiligen Brigitta von Schweden und ihrer Tochter, der heiligen Katharina.

Die uralte Kirche (aus der Mitte des 4. Jahrhunderts) hat bei einer gründlichen Renovierung durch Kardinal Scipio Borghese 1612 ihren alten Charakter fast ganz verloren. Unter dem ersten Altar links, der die Gebeine des heiligen Sebastian birgt, liegt die Marmorstatue des heiligen Offiziers, die nach Berninis Entwurf Giorgetti ausgeführt hat. Auch der heilige Papst Fabian und der Märtyrerbischof Quirinus aus Siscia an der Save wurden hier beigesetzt, letzterer in der Platonica, einer eigenartigen Rundkirche, zu der man links hinabsteigt.

Die Kirche des heiligen Sebastian ist uns auch deshalb ehrwürdig, weil hier einige Zeit hindurch die Apostelfürsten Petrus und Paulus bestattet waren, wie durch die neuesten Ausgrabungen bewiesen wurde, die Dr. Paul Styger auf Anregung des hochverdienten, nun in Gott ruhenden Monsignore de Waal seit 1915 durchführte. Diese hochinteressanten Ausgrabungen unter der Kirche sind durch eine Treppe bequem zugänglich gemacht.

Nun gilt es, mit einer der wundervollsten Kirchen Roms unsere Rundfahrt zu schließen. Es ist Sankt Paul vor den Mauern.

So stehen wir am Beginn und am Schlusse der Siebenkirchenfahrt am Grabe eines Apostelfürsten.

O Rom, du hochbeglückte, Dir beider Fürsten Gut  
Vertraut ist! Du geweiht durch ihr glorreiches Blut,  
Das, purpurrot erglänzend, Dir solche Schönheit leiht,  
Daß Du der Erde Städten vorragst an Würdigkeit.

(Hymnus aus dem 6. Jahrhundert)



## Am Grabe des Völkerapostels.

„Jenseits an Ostias Straße erhebt sich das  
Grabmal des Paulus,  
Wo zur Linken der Strom wogend den  
Rasen umfaßt;  
Königlich pranget der Ort, es erbaute  
den ragenden Tempel,  
Schließend den hellen Kreis, glänzend ein  
gütiger Fürst. (A. Prudentius.)

Dürfte man ein Buch über Rom schreiben und nicht ein Kapitel darin über St. Paul, das „einsam und groß aus der menschenleeren Umgebung wie ein Palmyra in der Wüste emporragt“, über Sankt Paul, in dessen Grundfeste niedergelegt sind die Gebeine des Weltapostels und seines Schülers Thimotheus, über St. Paul, das mit St. Peter und S. Giovanni in Laterano, mit Maria Maggiore und Gesù einen Schönheitskrieg führt, aus dem es kaum zweifelhaft als Sieger hervorgehen wird?

Ist das Auge schon geblendet durch die Spiegelflächen des edelsten Marmors, der die Basilika des Völkerapostels in ein unvergleichliches Festgewand hüllt, so bemächtigt sich auch der Phantasie und des Geistes freudige Erregung bei der Nachricht, daß alle Jahrhunderte und alle Länder vom Orient und Ozeident ihren Tribut zu diesem prächtigen Gottesbau geliefert. So ist St. Paul geworden eine Weltausstellung kostbarer Steine, ein aus den Gaben von Fürsten und Königen und von ganzen Völkern zusammengelegter Triumphbau, „der würdige Ausdruck einer Idee, in welcher die gesamte Christenheit sich eins weiß.“ (Hettinger.)

Viermal zwanzig gewaltige Granitsäulen schreiten in langen Beilen durch die glänzende Basilika und teilen sie in fünf Schiffe. Sie sind sämtlich aus den Steinbrüchen des Simplon herausgeschnitten. Eine jede mußte, wenn sie neben dem Berge zugehauen war, nach der See hinabgeführt, in ein Schiff von besonderer Bauart geladen und um Sizilien herum in den Liber gebracht und der Kirche gegenüber abgeladen werden.

Die Säulen tragen die herrlichen Bogen, oben denen Mosaikbilder aller Päpste auf uns niederschauen. Ein einziges solches Mosaik erfordert für einen Arbeiter der päpstlichen Fabrik die ununterbrochene Arbeit eines ganzen Jahres.

Die Mabaster Säulen an der Haupteingangswand sind ein Geschenk des Bizekönigs von Agypten, Mohamed Ali. Wo die heiße, afrikanische Sonne auf die Wüste niederbrennt, wurden sie dem Boden entrungen.

Der wunderbar grüne Malachit, den man immer wieder mit der Hand berühren möchte, weil man nicht glauben will, daß dies Stein ist, wurde von Kaiser Nikolaus von Rußland als Beitrag gewidmet. Der grasgrüne edle Stein schloß in den schneebedeckten Bergen des Ural.

Der rotschimmernde Marmor, welcher die Wände der mit goldig leuchtenden Lampen geschmückten Confessio bedeckt, hat das klassische Taigetosgebirge Griechenlands zur Heimat.

Die zwei kolossalen, mächtigen Granitsäulen unweit der Marmorstatuen der Heiligen Petrus und Paulus sind eine Gabe des Kaisers von Osterreich.

Die mattgelbe, mit herrlich vergoldeten Kassetten geschmückte Basilikadecke ist aus Fichtenstämmen gezimmert, die einst in den reichen Wäldern Norwegens standen.

Es war am Morgen eines Julitages 1823, als Rom durch die Kunde in Schrecken gesetzt wurde, die uralte, ehrwürdige Basilika des heiligen Paulus sei nur mehr ein rauchender Trümmerhaufen. Ein Arbeiter hatte seine brennende Pechpfanne am Dache stehen lassen und der zündende Funke fand bald in den

tausendjährigen, ausgeglühten Libanonzedern des Dachgebälkes eine widerstandslose Beute. Blutrote Feuerjulen stiegen zum nächtlichen Himmel empor und fünf Stunden genügten, um jenen Bau zu zerstören, der noch aus dem Jahrhundert Konstantins des Großen stammte und fast anderthalb Jahrtausende überdauert hatte. Rauchgeschwärzte Mauerreste bezeichneten am Morgen des 16. Juli den Ort des ehrwürdigen Gotteshauses, die herrlichen Säulen und Marmorstatuen waren infolge der Gluthitze zu Kalk gebrannt. Ein Schrei des Entsetzens ging durch die ganze gebildete Welt und tiefer Schmerz erfüllte alle gläubigen Christen.

Dem todkranken Papst Pius VII., der im Kloster von St. Paul lange als Mönch gelebt hatte und der die Kirche über alles liebte, verheimlichte man aus Schonung das Unglück und der große Dulder starb, ohne davon gehört zu haben. Sein Nachfolger Leo XII. beschloß den Wiederaufbau in den großartigen Formen des alten Gotteshauses und wandte sich deshalb an die Christenheit des Erdkreises, welche bereitwillig seinem Rufe Folge leistete. Die bald gesammelten 1,600.000 Franken reichten, wie Kardinal Wiseman erzählt, kaum für die ersten Ausgaben hin. Man kann daher ermessen, welcher Reichtum und Opfersinn Gott in diesem Tempel dargebracht ist. Am 10. Dezember 1854 weihte Papst Pius IX. in Begleitung von 185 Kirchenfürsten, welche aus allen Theilen der Welt gekommen waren, den Neubau ein.

Als die Juden nach der babylonischen Gefangenschaft zurückkehren und den Tempel wieder aufbauen durften, da weinten die alten Leute, wenn sie der Pracht und Herrlichkeit des alten Tempels gedachten, von der trotz aller Bemühungen der neue nur ein schwacher Abganz war. So ähnlich mag es vielen ergangen sein, als St. Paul nach dem Brande wieder aufgebaut wurde. Versuchen wir es an der Hand eines hervorragenden Kenners der frühen christlichen Kirchenbauten\* uns in den Geist der alten Pauls-

\* Hartmann Grisar, Rom beim Ausgang der antiken Zeit.



Basilika des heiligen Paulus vor den Mauern.

kirche hineinzuleben, dann werden wir verstehen, daß trotz der Schönheit des neuen St. Paul der Verlust der alten Basilika ein nie genug zu beklagendes Unglück war.

Zunächst fällt uns der große Unterschied zwischen den heidnischen Tempeln und den altchristlichen Basiliken auf. „Die ganze Herrlichkeit der antiken Tempel die glänzenden Marmorwände, die Giebel mit ihren reichen Bildwerken, das sorgsam behandelte und oft mit vergoldeten Bronzesiegeln belegte Dach: alles das schloß einen engen und wenig beleuchteten Tempelraum ein, die Cella mit dem Götterbilde. Das Volk versammelte sich nicht im Tempel, sondern im Freien, in einer lärmenden Umgebung, die eher zu allem andern als zur geistigen Sammlung vor einem höchsten Wesen anregte. Ganz anders die altchristliche Basilika. Da muß sofort der Gegensatz zwischen der äußeren Unscheinbarkeit des Baues und der wirkungsvollen Größe und Herrlichkeit im Inneren desselben einen tiefen Eindruck auf das Gemüt machen. Die Basilika hat gleichsam ihre Schönheit vor der lauten Welt verborgen; sie offenbart sie aber dem gottsuchenden Gläubigen in der Stille.

Es ist ein Bild der damaligen Stellung der christlichen Religion inmitten der Gesellschaft zur Zeit der Auflösung des Heidentums. Denn so bereitwillig auch die Kirche alles in sich aufnahm, was in der Bildung des klassischen Altertums Gutes und Bleibendes lag, so sehr sie auch mit allen Strömungen der Zeit in Verbindung trat, um sie religiös zu erheben und zu vergeistigen, so blieb doch eine Kluft zwischen der Welt mit ihren heidnischen Erinnerungen einerseits und den reinen Regionen andererseits, in welchen die Kirche dem Schöpfer aller Dinge, im Geist, und in der Wahrheit diente. Den Gegensatz zu der Welt lehrte das Evangelium, lehrten die heiligen Kirchenväter. Er drückte sich also mit Recht auch in der christlichen Baukunst aus, und zwar in der äußeren Abkehr der Basilika von der Gepränge und dem Treiben der Welt.

Schon der Vorhof mit seiner Abgeschlossenheit und Stille, wo nur der sprudelnde Cantharus rauscht, um an die innere Reinigung zu gemahnen, enthält eine eindringliche Aufforderung zur Sammlung und religiösen Verinnerlichung.



Das Innere der St. Pauluskirche.

Wenn wir in das Heiligtum eingetreten sind, so umgibt uns nicht das Dunkel der gotischen Dome, sondern ganze Lichtströme ergießen sich durch ebenso viele hohe Fenster, als Bogen die Säulen überspannen. Unter dem Gesetze der Ordnung und Gleichmäßigkeit streben die herrlichen Säulenreihen zu einem Punkte hin zum Opferaltar, der das Zentrum des Glaubens und Hoffens ist. Der freudig hereinströmende Tag beleuchtet die Farbenpracht der Heiligengestalten, die im Triumph ihre Kronen zu Christus tragen. Er strahlt von den marmornen Wänden und Säulen wider, als fordere er die Versammelten auf, sich des Sieges der Kirche über die feindlichen Gewalten der Hölle zu freuen. Der farblichschimmernde Boden, der noch frei von den Bänken der Neuzeit, ungehindert das Licht zurückwirft; die blendende Fülle der angezündeten Lichter, insbesondere bei Abend- und Vigilfeiern großer Feste, wo beim Widerschein die glatten Säulen, mit senkrechten Glanzlinien überkleidet, wie Riesenfandelaber erscheinen; endlich die Mosaikfiguren, welche sich in diesem Lichte wundersam vergrößern und fast Leben und Bewegung anzunehmen scheinen: alles dies wirkt bezaubernd zusammen und schafft ein Schauspiel von einzigartiger Pracht." Dieser mächtige Eindruck der alten Basilika konnte trotz aller Bemühungen nur mehr zum Teil erreicht werden. Glücklicherweise wurde einiges aus dem Brande gerettet, so wurde der herrliche gotische Baldachin aus dem dreizehnten Jahrhundert, der das Grab des Völkeranostels überschattet, zwar von herabstürzenden Dachbalken zerschmettert, konnte aber wieder zusammengesügt werden. Auch der Triumphbogen wurde gerettet.

Kardinal Wiseman berichtet, daß beim Brande der alten Basilika der gelehrte Archäologe Fea vor Kummer beinahe den Verstand verlor. Unter dem wahnsinnigen Geschrei Feas hörte man immer wieder den Ausruf: „Rettet den Triumphbogen!“ Der geschickten Leitung und umsichtigen Sorge gelang die Rettung und so steht die kostbare Mosaikinschrift heute

noch am gleichen Orte, an den sie die Kaiserin Galla Placidia unter dem Beistand des großen Papstes Leo hinbringen ließ, und die ernstesten Bilder des Heilands und der Apostel blicken auf uns nieder, wie einst auf Karl dem Großen oder auf Dante, den Sängers der Göttlichen Komödie.

In erhabener Ruhe thront dort oben das Brustbild des Heilands mit den tiefen ernstesten Augen, die so gewaltig blicken, daß es scheint, als flöge daraus ein himmlisches Leben und erfülle mit geheimnißvollem Leuchten das strahlende, schimmernde, vom losen Sonnenschein sanft durchflutete Heiligtum.

Hoch über dem Altar steht Christus, damit die Christen beim Eintritt dessen gedenken, der hier regiert, und daß sie innemerden, wo hinaus das ganze Christentum wolle.

Trete ich zum erstenmal, trete ich zum hundertstenmal in die säulengeschmückte Basilika, ein gleiches Gefühl der Freude und Wonne, des Glanzes und der Heiterkeit durchzieht meine Brust. Da ist alles Farbenshimmer, es leuchtet der Wald von Säulen mit den zierlichen korinthischen Kronen, es blitzt der Fußboden wie ein glänzender Spiegel, es flammt das Gold von den Wänden, die Steine sind wie kostbar blühende Blumen des Mineralreiches.

P. A. Ruhn sagt: „Niemand betritt St. Paul, ohne vom Eindruck überwältigt, von Bewunderung ergriffen zu sein, ohne sich bei dem ersten Blick zu sagen: Das ist schöner, erhabener, als St. Peter im Vatikan. Der erste Eindruck hier ist reiner, harmonischer, erhabener.“ (Roma, S. 214.)

Seb. Brunner schreibt: „Dieser Bau weiß einem noch Bewunderung abzuwingen, wenn man selbst die größten Kirchen Roms gesehen hat.“ — Ihn zu sehen soll niemand versäumen, „er steht einzig in der Christenheit da, es gibt nichts Zweites von so großartiger Konstruktion in der Basilikenform.“

Und nun verlassen wir St. Paul. Doch nach dem Orte solcher Schönheit können wir uns nicht versagen, noch einen Blick zurückzuwerfen. Da sehen wir Sankt

Paul von außen. Eine graue Masse, liegt es lang und wuchtig vor uns in der Einöde, „still und träumerisch wie der Gegenwart fremd und in die Tage der Vergangenheit versunken.“ Wer ahnte in diesem unscheinbaren Mauergrau solch entzückende Schönheit! Sankt Paul ist wie viele Kirchen Roms von außen unscheinbar, innen voller Pracht, ein Bild von dem Wesen und Leben der Kirche, von außen unscheinbar, gedrückt, verfolgt, verachtet, innen voller Triumphe und voller Schönheit.

Nur eines stört beim Bau von außen, der ganz verunglückte Turm, die unauslöschliche Schmach seines Baumeisters Poletti, wie Hettinger sagt. Jeder würde ihn viel eher für einen Leuchtturm als für den Glockenturm einer Basilika ansehen. Auch die Radio-station, eine der größten Europas, paßt nicht recht in die Umgebung der herrlichen Basilika.

Am meisten aber wird jedes katholische Gemüt dadurch verletzt, daß St. Paul, obwohl mit Gaben aus der ganzen katholischen Welt erbaut, vom italienischen Staat der Kirche geraubt und als „Nationalmonument“ erklärt wurde. Dieses traurige Schicksal hat nicht nur viele Kirchen, sondern auch die meisten Klöster und andere Kulturstätten getroffen, die, wie z. B. Monte Cassino, aus einer Zeit stammen, in der es noch keinen einzigen Italiener, geschweige denn einen italienischen Staat gegeben hat.





## Römische St. Laurentius-Legenden.

Ein Besuch in S. Lorenzo fuori le mura.

Beim heiligen Laurentius genügt der Name, um alles zu sagen. Jedes katholische Kind, jeder Greis weiß seine Geschichte. Nicht nur Rom, nicht nur Spanien, dessen Städte sich um seine Geburt streiten, auch die grünen Alpenländer kennen den liebenswürdigen Märtyrer. Viele Bergdörfer meiner Kärntner Heimat sind nach ihm benannt. Sagen und Märchen haben sich an seinen Namen geknüpft, Naturerscheinungen hat man mit ihm in Zusammenhang gebracht. Das Meer der Sternschnuppen, die Feuergarben, die im Monat August am Himmel aufleuchten, nennt das Volk an vielen Orten das Lorenzofeuer oder Laurentiusstränen. In Spanien geht die Sage, wer immer an seinem Festtag auch nur ein wenig in die Erde grabe, der finde Kohlen, welche an seinen Feuertod erinnern.

Keine Stadt aber hat Laurentius so lieb gewonnen, wie Rom, das seinem Liebling acht Kirchen erbaut hat. Laurentius war ob seiner Tugenden der Liebling des Papstes Sixtus II. Sein zweifaches Amt bestand im Dienste beim Altar und bei den Armen. Als nun der Papst auf die Via Appia geführt wurde, wo er enthauptet wurde, lief Laurentius hin und rief: „Verlaß mich nicht, Heiliger Vater, da ich deine Schätze schon ausgegeben habe, die du mir übergeben.“ Dadurch aufmerksam gemacht, verlangte man Schätze von ihm und wollte ihn zum Gözenopfer zwingen.

Am Monte Celio hatte die fromme Zyrjaka, die durch 32 Jahre im Witwenstand lebte, ein Haus, das den Christen allzeit offen stand. Nun steht die Kirche S. Maria in Domnica oder in Navicella daselbst. Hier verteilte Laurentius das Almosengeld der Kirche unter die Armen. Während er ihnen die Füße wusch, warf sich Zyrjaka vor ihm, der als Wundertäter schon bekannt war, nieder und bat ihn, sie von Kopfschmerzen zu heilen. Er tat es durch das Zeichen des heiligen Kreuzes; so die Legende.

Andern Tages zeigte er dem Präfecten als die Schätze der Kirche die Armen und Krüppelhaften, Witwen und Waisen: „Was immer ihr dem Geringsten von diesen getan, das habt ihr mir getan,“ hatte ja der Heiland gelehrt. Im Palaste des Tiberius soll er das Verhör bestanden haben, wonach er zu entsetzlichem Feuertode verurteilt wurde.

Am Viminal steht die alte Kirche San Lorenzo in Panisperna. Der Hochaltar daselbst soll die Stätte seines Martyriums bezeichnen. In San Lorenzo in Lucina wird noch ein Teil des Rostes, nun ganz verwittert und verrostet, gezeigt, auf dem er langsam, aber freudigen, mutigen Herzens den Feuertod erlitt. In San Lorenzo vor den Mauern ist an der Wand hinter seinem Grabmal der Stein eingelassen, auf dem der Rost ruhte. Bekanntlich hat Philipp II. aus Dankbarkeit für einen glänzenden Sieg, welchen er am 10. August 1557 bei St. Quentin gegen die Franzosen erfocht, dem heiligen Laurentius zu Ehren, den Escorial in Spanien in Form eines Rostes erbaut.

Ungemein schnell verbreitete sich seine Verehrung in die fernsten Länder. Sage und Legende flochten um ihn und seine Grabeskirche einen holden Blütenkranz. Letztere soll frühzeitig Asyl gewesen sein und daß sie schon im Anfang des 5. Jahrhunderts stand, steht historisch fest aus dem herrlichen Hymnus, den Aurelius Prudentius über den Märtyrer gedichtet. Es scheint nicht zweifelhaft, daß schon Konstantin die ursprüngliche Basilika erbaute.

Petrus Damiani erzählt uns eine Legende, die ob ihres poetischen Inhaltes hier folgen soll.

Zu Konstantinopel war ein blinder Kaiser, den keines Arztes Hilfe mehr heilen konnte. Im Traum erfuhr er, wenn er die Kirche des seligen Märtyrers Laurentius besuchen würde, würde er sein Augenlicht wieder erhalten. So will er sich denn auf die Reise machen. Seine Gattin indes ist besorgt um Kinder und Thron und Reich, wenn der König sein Land verlasse, und befiehlt den Schiffern geheim, den König in der Nähe von Konstantinopel am Meere herumzufahren, ihm verschiedene Städte und Punkte zu nennen und ihn in der Meinung, er sei in Rom, in Konstantinopel nach bestimmter Zeit wieder auszushippen. Inzwischen hatte die Königin daselbst eine Kirche in gleicher Form und Größe, wie San Lorenzo vor den Mauern in Rom, zu Ehren des gleichen Heiligen erbauen lassen. Dahin führte man nun den blinden König. Um die Täuschung voll zu machen, hatte man gesorgt, daß um ihn herum nur lateinisch gesprochen wurde. Und siehe da, kaum war der König in die Kirche getreten, so erhielt er sein Augenlicht wieder.

Wie anziehend mußten solche Erzählungen den Pilgern klingen, wenn sie San Lorenzo besuchten.

Sein Lob erscholl ununterbrochen. Der heilige Augustin sagte schon: „So wenig als Rom verborgen werden kann, so wenig die Krone des heiligen Laurentius.“ Und wieder: „Es sind zu Rom seine Wohlthaten so bekannt, daß man sie nicht zählen kann.“ Leo der Große sagte in einer Rede an seinem Feste: „Wie Jerusalem berühmt durch Stephanus, so Rom durch Laurentius.“ Petrus Chrysologus und Ambrosius haben desgleichen seinen Ruhm verkündet.

Eine ergötzliche Geschichte, aufgezeichnet von Ioannes de Stabelis im Jahre 1428, wurde durch uralte Fresken in der Vorhalle von San Lorenzo in mittelalterlich komischer Manier illustriert. Zur Zeit Alexanders II. und des Kaisers Heinrich IV. lebte ein sächsischer Graf, auch mit Namen Heinrich, voll Laster und Sünden, ein Raubritter, dem wenig heilig war. Nur

den einen Festtag des heil. Laurentius hielt er stets in hohen Ehren, machte da seine Andacht und ließ ein Kirchlein schmücken, wo durch eine ganze Nacht die Richter zu Ehren des Märtyrers brennen mußten. Auch machte er dem Heiligen einmal einen kostbaren, goldenen Kelch zum Geschenke. Da kam's zum Sterben und frohlockend zogen die bösen Geister aus, um seine Seele zu holen. Am Wege saß in seiner Hütte ein frommer Einsiedler, der hörte Lärm und jubelndes Geschrei vor seinem Fenster, ging hinaus und sah die Schar der Teufel triumphierend vorbeiziehen. Den letzten derselben konnte er gerade noch anhalten und unter der Drohung, falls er nicht alles wahrheitsgetreu berichte, werde er ihn sofort im Namen Jesu Christi in die Hölle schleudern, erfährt er von dem Teufel, daß seine Kameraden die Seele des Grafen Heinrich holen, und erhält auch das Versprechen, ihm später nochmals den Ausgang genau zu berichten.

Sieh da, nach einer Stunde kommt der Zug zurück, aber ohne Freudengeschrei, traurig, mit hängenden Schweifen. Der letzte Teufel erstattet nun den schuldigen Bericht dem Einsiedler. Alles sei fast beschlossen gewesen, der heilige Michael habe die guten Werke des Grafen in die eine Wagschale gelegt und die bösen in die andere; die bösen hätten so sehr überwogen, daß die Wagschale so tief sank, als sie nur konnte. Da sei ein junger, herrlicher Mann im Diakonskleide gekommen, es sei jener, der einmal um Christi willen am Bimial verbrannt worden sei. „Er trug einen goldenen Kelch in den Händen, den warf er nun mit solcher Kraft in die leichte Wagschale, daß sie sofort lief niedersank und die Seele so für uns verloren war. Willst du dich überzeugen, daß es wahr ist, sprach er zum Schluß, so gehe zum Kloster, dem der Graf einmal einen goldenen Kelch für den heiligen Laurentius geschenkt, laß ihn dir vorzeigen und du wirst in demselben einen starken Sprung bemerken, der von dem Wurfe herrührt. Erzähle den Mönchen die Geschichte, damit sie nicht untereinander streiten, wer den Kelch gebrochen habe.“



Ordination des heiligen Stephanus. Nach dem Gemälde in S. Lorenzo vor den Mauern.

Die Erzählung ist eine Fabel, entbehrt aber nicht eines Hauches voll tiefster Poesie und gewiß nicht irgendeines historischen Hintergrundes. Wir erzählten sie, weil sie beweist, wie sehr man sich mit dem heiligen Laurentius beschäftigte, und weil sie uns bei dem Besuche seiner Kirche einen duftigen Schleier mehr um sein reizendes Grab weben wird.

Daß der Heilige als Wundertäter und besonderer Helfer in vielen Nöten sich erwiesen hatte, geht aus den Worten des heiligen Augustin hervor: „Wer hat da (an seinem Grabe) gebetet und nicht erlangt.“ Im übrigen wurde die mißverständene Erzählung eines Pilgers oft weiter ausgeschmückt, der Kern eines Ereignisses voll Phantasie erweitert und mit möglichst vielen himmlischen und übernatürlichen Zusätzen bereichert. Ursprünglich als Parabel oder Gleichnis zum leichteren Verständnis des realistisch denkenden Volkes erzählt, wurde es als Geschichte überliefert und was anfangs nur als Dichtung gelten wollte, später als historische Tatsache genommen.

Nun aber wollen wir uns selbst auf den Weg machen und zu seiner lieblichen, berühmten Basilika an der Tiburtinischen Straße hinauszuilen, die auch die äußere Gestalt des altchristlichen Gotteshauses treu bewahrt hat.

Hier heraus brachten an einem Augusttag des Jahres 258 zwei Männer unter Tränen den halbverkohlten Leichnam des jungen Diakons. Nachts begruben sie ihn schweigend im ager Veranus, wo die edle Zyrifa den Christen ihr Landgut als Begräbnisstätte dargeboten hatte.

San Lorenzo fuori le mura mit den roten Wänden, dem viereckigen Turme, dem Säulenvorhofe mit ionischen, kannelierten Säulen, der Oberfassade voll farbenreicher Gemälde liegt so still und friedlich, daß man meint, gleich dahinter muß noch Zyrifa wohnen auf ihrem idyllischen Landgut und es sei dies nur ein stilles Mausoleum, das sie ihrem verehrten Freund voll Pietät geschaffen.

Viele Friedhofszypressen schauen über die hohe.

Mauern zum Kirchlein her, Laurentius, der auf einjamer Granitsäule steht, scheint den Ort voll heiliger Weihe gesegnet zu haben.

Wir schreiten durch die ehrwürdige Vorhalle an altchristlichen Steinfärgen vorüber in das Innere des Heiligtums. Heilige ahnungsvolle Dämmerung und Schwermut weht durch die Räume, aber Schwermut, die durch lichte Himmelsaussicht verklärt ist. Die lange Reihe der gewaltigen Säulen aus orientalischem Granit, die farbenfrischen Wandmalereien von Fracassini, die rechts das Leben des heiligen Stephanus, links das des heiligen Laurentius darstellen, die beiden mächtigen Ambonen (Marmorkanzeln) für Epistel und Evangelium, wohl die schönsten Roms, mit ihren zierlichen Mosaiken, der alte Osterleuchter, der auf dem Rücken zweier Löwen steht, der schöne Baldachin über dem freistehenden Hochaltar, endlich der offene Dachstuhl mit seinem mittelalterlichen Farbenspiel — das alles vereinigt sich zu einem großartigen und erhabenen Eindruck.

Unsern Gruß zuerst dem Heilande, der verborgen im Tabernakel thront, dann knien wir uns vors Märtyrerggrab, das die beiden Diakone Stephan und Laurentius hier vereinigt und noch eine Anzahl anderer Märtyrer und Heiliger deckt. Die aus Jerusalem nach Rom geflüchteten Gebeine des heiligen Stephan wurden durch Papst Pelagius II. (im 6. Jahrhundert) hier beigesetzt; von ihm stammen auch die ehrwürdigen Mosaiken an der Rückseite des Triumphbogens.

In der Oberkirche hinter dem Hochaltar stehen wir im ersten Stockwerk der alten konstantinischen Basilika; wir sind von schönen Marmorbänken umgeben, aus der Unterkirche ragen herrliche antike Säulen aus phrygischem Marmor empor, gefesselten Titanen gleich, die aus der Tiefe steigen; im Hintergrund steht ein prächtvoller Bischofssthron, mit Marmorlöwen, die Rückwand des Chorgestühls ist ein Werk der berühmten Cosmaten aus dem 13. Jahrhundert.

Kommt denn niemand herein in diese Einsamkeit? Doch, ein Franziskaner mit weißem Bart schürst über

die Stufen und ein Knabe im weißen Sackgewand mit rotverbrämten Kragen hat sich mit einer Blechbüchse an die Türe gesetzt. Er sammelt Almosen für die Waisenkinder. Ein paar Fremde kommen durch den Ledervorhang, den ihnen ein Bettler emporhält, sie blicken auf und ab, rechts und links und wissen nicht recht, was anzufangen, sie kehren sich um und gehen wieder mit den gleichen Gesichtern, mit denen sie gekommen, weiter. Daheim werden sie dennoch sagen, daß sie St. Lorenzo gesehen. Ich möchte nur wissen, was in ihrem roten Reisehandbuch stand, daß sie die Basilika so interessierte?

Noch ein wichtiger Ort wäre da zu besuchen, das Grab Pius IX., des unvergeßlichen Dulders. Aber die Dämmerung bricht herein, wir müssen scheiden. Ein Bettler murmelt an der Türe, draußen schreien spielende Kinder, ein Straßenbahnwagen klingelt, doch das alles dient nur dazu, um den tiefen Frieden und die Campagnaruhe, die sich hier ausbreiten, um so fühlbarer zu machen. Die Tausende, die da drüben im Friedhof und in der Katakombe ruhen, lieben auch die Stille.





## An Särgen von Heiligen.

Am Corso Vittorio Emmanuele in Rom steht ein kleines, stilles Kirchlein, San Pantaleone, das Mutterhaus der Piaristen. Wie verlassen es auch erscheint, es fehlt darin doch nie an Betern. Oft sieht man Väter oder Mütter ihr Kind, dem die Schultasche am Arme hängt, ins Kirchlein führen.

In solchen Massen strömt das Volk allerdings nicht hin, wie im August 1648, wo der Platz davor und die benachbarten Straßen von einer wogenden Volksmenge besetzt waren. Alles eilte an die Bahre des heiligen Josef Calasantius. Die ganze Stadt kannte den guten, altherwürdigen Mann, der Hunderte ihrer Kinder unterrichtet und so heiligmäßig gelebt hatte. Man sah Gelähmte, Stumme, Kranke, Schwache aller Art, die nach dem Kirchlein wallten. Hier trugen fromme Frauen auf ihren Armen eine Freundin, die seit sechs Monaten ans Bett gefesselt war, dort kam ein kräftiger Mann mit einer Kranken. Um die Bahre, auf welcher der tote Greis lag, als ob er schlief, so ruhig und friedlich, wogte die Menge, so daß die Patres, die als Wächter dastanden, bald nicht mehr ausreichten; selbst die Schweizer Soldaten, welche man holen mußte, richteten kaum noch etwas mit dem vom frommen Eifer erregten Volke aus. Die vor der Kirche sich stauende Masse drückte in ihrer Ungeduld die Türen ein, und einzelne brachen durch das Dach des Hauses ins Kloster und in die Kirche ein, weil sie fürchteten, man möchte den Heiligen in der Stille begraben.

Heute, nach 250 Jahren, können wir uns ruhig vor den Hochaltar hinknien. Auf demselben sehen wir den Heiligen in einem Relief dargestellt; zwei Schulknaben stehen vor ihm, mit den „Konstitutionen der frommen Schulen“ deutet er zu einem Muttergottesbilde in die Höhe. Unter dem Altar schläft er, der bescheidene Spanier. Schon auf der Universität gewöhnte er sich daran, nur einmal des Tages zu essen, um für Studium und Andacht Zeit zu gewinnen. Als sich eine junge, reiche Dame in ihn verliebte, entfloh er und machte das Gelübde der Keuschheit. Priester geworden, bekehrte er eine verwilderte Gemeinde in den Pyrenäen. Sein Bischof machte ihn zum Generalvikar; allein im Traum sah er sich in Rom auf der Straße, von kleinen Kindern umringt. Bald sollte es wirklich so werden.

Als Pilger kommt er in die heilige Stadt und besucht nun fast täglich mehr als dreißig Jahre hindurch vor Sonnenaufgang die sieben Hauptkirchen. Dann liest er Mess und Brevier, geht in die Spitäler und beginnt die armen, verlassenen Kinder auf der Straße zu unterrichten. Bei dem Kirchlein S. Dorothea in Trastevere, das noch steht und wo sich unter dem Hochaltar der Leib der lieblichen Märtyrerin befindet, gründete er seine erste Schule. Bald hatte er 900 Schüler und brauchte noch 18 Gehilfen. So wurde er der Stifter des Maristen-Ordens. Mehrmals versuchte man, den gelehrten Mann zum Bischof, ja selbst zum Kardinal zu machen, allein er wollte seine Kinder nicht verlassen. Von diesen unterrichtete er am liebsten die schwächsten, kleinsten, am meisten verwahrlosten. Wenn wir uns im Kloster nebenan die Treppe hinaufführen lassen, wird man uns das Zimmer zeigen, in dem er gewohnt und Schule gehalten hat. Es ist noch alles wie zuvor. Hier lehrte er selbst das Schulzimmer aus, säuberte die Bänke, reinigte die Aborte und schnitt den Kindern die Gänsefedern.

Als sechsundachtzigjähriger Greis wurde er von einem schlechten Priester seines Ordens verleumdet; er aber blieb der gleich Sanfte und Milde. Zweiundneunzigjährig kniete er hier unter seinen Kindern,

wenn sie die heilige Kommunion empfangen, und betete mit ihnen, Tränen in den Augen.

Über die prachtvolle Piazza Navona gehen wir nach S. Agostino. 16 steinerne Stufen führen empor. Wir aber bewundern weder die schöne Fassade aus der Frührenaissance, noch die berühmte, leider ganz verblichene Freske des Propheten Jesaias von Raffael, noch verweilen wir lange bei einem der verehrtesten Muttergottesbilder Roms, der marmornen Madonna von Sansovino, einem berühmten Kunstwerk, uns interessiert vielmehr der Sarg der hl. Monika, in der Seitenkapelle links neben dem Hochaltar. Sie ruht hier in der Kirche ihres heiligen, berühmten Sohnes Augustin, den sie mit ihren Tränen für die Kirche ersuchte. Der ehrgeizige junge Mann wäre ohne seine Mutter, die ihn mit Gebet und Opfern mehr als zwölf Jahre hindurch verfolgte, wohl nie der große christliche Bischof geworden.

Die berühmteste der christlichen Mütter ruht in einer Urne von grünem Porphyre. Die Kapelle ist mit hübschen, neueren Malereien geschmückt, eine Inschrift an der Seite berichtet von der Übertragung ihrer Reliquien von Ostia, bei welcher Gelegenheit Papst Martin V. predigte.

Bevor wir die Kirche verlassen, müssen wir noch die Marmorgruppe in einer der Seitenkapellen von Sansovino, darstellend die heilige Anna und die heilige Maria, bewundern. Es ist eine treffliche Charakteristik der drei Lebensalter. Vasari sagt davon: „In der alten Mutter Anna die natürlichste Freude, die Madonna von göttlicher Schönheit, das Kind von unübertroffener Vollendung und Anmut, so daß es verdiente, jahrelang mit Sonetten bedacht zu werden, von denen die Brüder ein ganzes Buch sammelten.“ Das Muttergottesbild am Hochaltar, welches nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken aus der Sophienkirche nach Rom kam, und das Kreuzifix, vor dem der heilige Philipp Neri so oft betete, sind leider fast stets verhüllt.

Der Weg zu den Jesuiten nach S. Ignatio ist nicht

weit. Es ist, wie Gregorobius sagt, „ein großer Aufschwung des 17. Jahrhunderts und zugleich ein merkwürdiges Zeugnis jesuitischer Talente; denn nicht allein sind viele Skulpturen und Malereien in ihr von Jesuiten ausgeführt, sondern auch der Bauplan selbst rührt zum Teil von einem Mitglied dieses Ordens her“. In einer Kapelle neben der Tribün steht das Grabmal Gregors XV. Ludovisi (1621—1623), eines eifrigen Gönners der Jesuiten. Von ihm wurden die großen Helden des Ordens Ignatius Loyola und Franz Xaver heilig gesprochen und das Kollegium der Propaganda zur Verbreitung des Glaubens gegründet. Sein Grabmal mit der sitzenden Figur des Papstes mit alabasternen Draperien und schwebenden Genien ist prunkvoll und reich. Dem Sarkophag zu Füßen steht der seines einst mächtigen Neffen, des Kardinals Ludovico Ludovisi. Er war es, der San Ignatio baute und die herrliche, durch ihre Kunstschätze bekannte Villa Ludovisi anlegte.

Die Kirche ist groß und weit, von ihrem Gewölbe strahlt uns in wunderbarer Perspektive der geöffnete Himmel entgegen mit Engelsgestalten, die den heiligen Ignatius in die Glorie des Himmels geleiten. Es ist ein Meisterwerk des genialen Jesuitenpaters Pozzi.

Die zwei Sterne der Kirche sind der heilige Moisius und der heilige Johannes Berchmans, die hier bestattet sind. Verschwenderische Pracht des Marmors ziert ihre Altäre, die einander gegenüberliegen. Der eine ist geziert mit dem Relief des heiligen Moisius, der andere mit dem seines jugendlichen Nachseferers. Es sind liebe, engelhafte Gestalten. Hinter Glaswänden ruhen ihre mit lapislazuli ausgelegten blauen Säрге. Ich bin nie in die Kirche gekommen, ohne dort Beter zu finden. Besonders nach Schluß der Vorlesungen in der nahen Gregorianischen Universität strömen die Studenten scharenweise herein, um ihre großen heiligen Mitschüler zu grüßen; denn sowohl der heilige Moisius als auch der heilige Johannes Berchmans studierten einst an der Alma Mater Gregoriana und S. Ignatio ist heute noch Universitätskirche. Hier wird

das Studienjahr mit einem Festgottesdienst begonnen und geschlossen, dann versammeln sich hier über 1000 Hörer: Philosophen, Theologen und Juristen aus aller Herren Ländern. Da kniet der Engländer friedlich neben dem Deutschen, der Ungar neben dem Spanier, der Italiener neben dem Franzosen, der Belgier neben dem Österreicher, der Schweizer neben dem Südamerikaner, der Pole neben dem Portugiesen, der Böhme neben dem Schotten, der Mexikaner neben dem Kroaten — ein ergreifendes Bild der einen katholischen Weltkirche.

Wir gehen zuerst zum heiligen Moïsius, an dessen Altar sich auch das heiligste Sakrament befindet. Mit silbernen Lilien und Rosen ist der Sarg umwunden, silberne Herzen, eine goldene Krone und einen Orden sehen wir in seiner Umgebung. Ein silbernes Relief stellt den Tod des Herzogssohnes vor, der, nachdem er siebzehn Jahre in der vornehmen Welt, als Kind auf dem väterlichen Schlosse oder als Schüler und Page an verschiedenen Fürstenhöfen, und endlich fünf Jahre als Novize und Studierender des Jesuitenordens wie ein Engel gelebt, hier, wo er so oft gebetet, sein Grab und seinen Altar gefunden hat.

Die sogenannte Weltgeschichte, schreibt Pater Kreiten, hat keine einzige seiner Taten verzeichnet, und die engere Geschichte seines Geschlechtes und Landes weiß von ihm nur zu berichten, daß er zugunsten seines Bruders auf die Erbfolge verzichtete. In den Jahrbüchern des Ordens findet sich ebensowenig die Erwähnung einer auffallenden Tätigkeit auf dem Gebiete der Wissenschaft, Verwaltung oder Seelsorge. Und doch ist heute der Name des Hingeshiedenen nicht bloß zu einem geschichtlichen, sondern zu einem katholischen und volkstümlichen geworden; ja, er zählt zu den wenigen großen Namen, die ein Ideal aussprechen und als solche in den Schatz aller christlichen Sprachen übergegangen sind.

Der heilige Johannes Berchmans hat unzählige-mal am Grabe des heiligen Moïsius gebetet und sich entschlossen, ein zweiter Moïsius zu werden. Es ist

dem jungen Holländer gelungen; er liegt nun seinem verehrten Vorbild gegenüber.

An dem berühmten Bilde vorbei, vor welchem die Sodalen der ersten Marianischen Kongregation gebetet, steigen wir zu den Wohnungen der beiden Jünglinge empor. Sie liegen, wie ihre Gräber, nahe beieinander; in dem einen Zimmer, das in eine Kapelle verwandelt wurde, steht der hölzerne Sarg, der zuerst die irdischen Reste des Herzogssohnes aufnahm; im andern mit der alten Zimmertüre, deren Klinke die Hand Berchmans täglich faßte, zeigt man viele Reliquien, ein Buch, von der Hand des heiligen Moisius geschriebene Briefe, Kleidungsstücke und andere Gebrauchsgegenstände der Heiligen. In einem weitem Saale finden sich 14 schlechtgemalte Bilder aus dem strengen Leben des heiligen Moisius, wie er in der Küche dient, das gebotene Stillschweigen auch einem Cardinal gegenüber nicht brechen will, wie er sich geißelt und die Pestkranken pflegt u. a. Sein schönster Ruhm ist durch seinen Namen ausgedrückt, da es für eine edle, reine Jünglingsseele kein schöneres Lob gibt als die Worte: er ist ein Moisius.

Sant Ignatio ist mit dem berühmten Collegio Romano, einem großartigen Gebäude mit mächtiger Vorderansicht, verbunden. Immer wieder sieht man gern an dem hohen Bau empor. In seinen weiten Räumen saßen vor den Lehrstühlen der berühmtesten Gelehrten und edelsten Charaktere, wie Bellarmin, Suarez, de Lugo, Franzelin, junge Leute aus aller Welt. In den Biographien von Päpsten und Cardinälen nicht minder wie in den Lebensbeschreibungen der Heiligen kehrt unzählige Male der Satz wieder: Er studierte am Collegio Romano. Es ist nun von der italienischen Regierung unterdrückt. Der „klassische“ Viktor Sehn fuhr einmal an demselben vorbei und konnte es dabei nicht unterlassen, seiner Freude Ausdruck zu geben, daß diese „Höhle der Finsternis“ einem Hyzeum Platz gemacht hat und so endlich Aufklärung und Bildung atmet. Er wird mit seinem Ausdruck wohl die Sternwarte des großen Astronomen Pater

Secchi gemeint haben, welcher hier oben seine berühmten Entdeckungen über die Sonne machte, in ungemein fleißiger Arbeit als erster Gelehrter mehr als 5000 Fixsterne auf ihre chemische Zusammensetzung untersuchte und in der Pariser Akademie der Wissenschaften allein 182 Abhandlungen veröffentlichte.

Ein englischer Protestant, der vorurteilslos spricht, urteilt richtiger: „Die Hallen des römischen Kollegs, in denen die Väter der Gesellschaft Jesu durch Jahrhunderte den Lehrstuhl inne hatten, werden jetzt durch den hohlen, religionslosen Unterricht der Professoren Neu-Italiens entweiht; sie sind nunmehr eine Schule des Irrtums geworden, wo die Jugend gelehrt wird, alles zu verspotten, was einst in hoher Verehrung stand.“

Man hätte nach der Einziehung des Hauses der Jesuiten und des daneben liegenden Dominikanerklosters „Minerva“ keine bezeichnenderen Monumente der wissenschaftlichen Tätigkeit der beiden hochverdienten Orden in den Gebäuden unterbringen können, als zwei große Bibliotheken, im Collegio Romano die aus 49 Klosterbibliotheken zusammengestohlene Bibliotheca Vittorio Emanuele mit 500.000 Bänden und etwa 5000 Manuskripten und in der Minerva die Bibliotheca Casanatense mit 200.000 Bänden und 2000 Manuskripten. Beide sind durch einen Gang miteinander verbunden.

Um zu unserm nächsten Heiligengrabe zu kommen, zur lieblichen heiligen Katharina von Siena, die in der anliegenden Dominikanerkirche liegt, umschreiten wir das große Minervakloster. In ihm wohnte als Abt viele Jahre lang der gelehrte heilige Antonius, später Bischof von Florenz, in ihm starb der berühmte Maler der Seligen, Fra Giovanni Angelico da Fiesole, in ihm residierte der Dominikaner-General, bis das Kloster in die Hände der Piemontesen fiel. Vor der mit einer unscheinbaren Fassade gezierten Kirche steht ein steinerner Elefant von Bernini, mit einem ägyptischen Obelisken auf dem Rücken.

Wir treten in die der jungfräulichen Gottesmutter

geweihte Kirche: Santa Maria über der Minerva. Sie steht an der Stelle, wo der römische Feldherr Pompejus der Minerva einen Tempel baute.

Vom Hochaltar leuchten uns zwei Ampeln entgegen; sie stehen am Grabe der Blume von Siena. Hier ruht jene liebliche Heilige, die man als „eine der wunderbarsten Erscheinungen der Weltgeschichte“ bezeichnet hat, deren Schriften ein feiner Kenner (Reumont) „ein unübertroffenes Muster, wie dem Geist nach, so in Form und Sprache“ und deren Briefe er als „unvergängliches Monument des echten italienischen Volksgeistes des Mittelalters“ bezeichnet hat, die heldenmütig zur schlimmsten Zeit der Pest (1374) durch Gebetserhörungen und Wunder, die ihre Schritte begleiteten, den Zauber ihrer Persönlichkeit noch erhöhte und Scharen von Männern und Frauen voll ehrfurchtiger Verehrung in ihrem Gefolge hatte. Hier ruht sie, deren große Tat und großes Verdienst die Rückkehr des Papstes von Avignon nach Rom war, sie, die mehr eine Erscheinung vom Himmel als eine Erdgeborene zu sein schien, „deren Leben einem so wundervoll vorkommt, als sähe man in eine andere Welt.“ (N. Stolz.) Selbst ein Kreigeist wie Gregorovius schreibt über sie: „Ihre merkwürdigen Briefe, melodisch wie Sprache von Kindern, und wie in einer fremdartigen Sphäre des Gedankens ausgesprochen und empfunden, zeigen uns dies Geschöpf einer ätherischen und kaum begreifbaren Natur, zugleich in praktischem Verkehr mit allen hervorragenden Personen ihrer Zeit.“ (VI. 512.)

Wie gern kniet man vor ihrem Grabe! Wenn die Lichtflämmchen aufflackern und das feine Gesicht der in einer bemalten Statue wie schlafend daliegenden heiligen Dominikanerin beleuchten, meint man manchmal, sie schlafe wirklich nur, und es überkommt uns fast wie Angst in der Nähe der jungfräulichen Gestalt. Links schaut ein berühmtes Werk Michelangelos auf uns nieder: Christus, der auferstandene Heiland, der Sieger über den Tod.

Es sind noch viele Gräber hier, die uns interessieren

könnten, die Gräber der Päpste Urban VII. und Paul IV., Leo X. und Klemens VII., des Cardinals Malabranco, des heiligmäßigen Capranica, über dem mehrmals die Papstkrone schwebte und dem S. Pastor eine so schöne Lobrede gehalten. Wir könnten uns in die von Klemens VII. errichtete und nach ihm benannte Kapelle Adrobrandini begeben, wo dieser Papst seinem Vater und seiner Mutter schöne Leichensteine setzte, oder in die von Benedikt XIII. renovierte Kapelle des hl. Dominikus, wo der Papst unter dem marmornen Grabmal schläft. Vor allem aber zieht uns noch ein stiller, unscheinbarer Grabstein an, der im Boden eingelassen, uns im Relief einen toten Dominikanerfrater mit gekreuzten Händen zeigt. Es ist der selig gesprochene Meister der Malerei Fra Angelico von Fiesole, von dem Michelangelo gesagt: „Mir scheint, dieser Mönch ging zuerst in den Himmel, um jene seligen Angesichter zu betrachten, die er, zu uns zurückgekehrt, gemalt hat.“ Die einfache Grabchrift, die ihm sein Gönner Nikolaus V. gesetzt hat, lautet:

„Spendet nicht Lob mir, daß ich ein zweiter Apelles gewesen, Sondern daß allen Gewinn, Christus, den Deinen ich gab; Anders verhalten sich Werke der Erde und Werke des Himmels. Tusciens blühende Stadt hat mich, Johannes, geboren.“

Unter den Andächtigen, welche gern diese Kirche besuchten, ragen der heilige Ignatius von Loyola und der heilige Philipp Neri hervor; oft kamen sie, um hier zu beten, das heilige Messopfer darzubringen und den großen kirchlichen Funktionen beizuwohnen. Der heilige Philipp fiel hier oft in Ekstase. Der heilige Alfons von Biquori wollte 1763 die Bischofsweihe innerhalb der Mauern der Minerva empfangen. Die Bruderschaften vom heiligsten Sacramente und vom heiligen Rosenkranze nahmen von hier ihren Ausgang.

Der Weg oder der Rundgang, den wir nun beschrieben haben, erfordert, wenn man sich nirgends lange aufhält, nur etwa eine Viertelstunde. So kann man in Rom täglich Spaziergänge machen, die das Herz veredeln, den Blick erweitern und den Willen zum Guten anregen. Rom nennt man nicht umsonst die heilige Stadt.



## Grabmale von St. Peter.

St. Peter ist kein einzelner Dom, sondern eine Sammlung von Kirchen und Kathedralen, deren jeder ein Kunsttempel ist, ein kostbares Reich in Stein gehauener Ideen und Gedanken.

Wir kennen kaum eine bedeutsame katholische Idee, die im Dom des hl. Petrus nicht ihre Verkörperung gefunden. Der Weg von den Höhen des Himmels mit seinen Engelscharen bis in die Abgründe der Hölle wird hier künstlerisch durchmessen, der Pfad der Erlösungsgeschichte, bei den Gestalten Adams und Evas beginnend, die Verkündigung und Geburt des Heilands, seine Verklärung und sein Leiden, ist in die goldig schimmernden Mosaiken der vielen Kuppeln eingegraben, die Gestalten der Propheten und Evangelisten, der Sibyllen, der Kirchenväter und Kirchenlehrer, der christlichen Ordensstifter bilden eine marine Chronik der Kirchengeschichte.

St. Peter ist ein überwölbter Gottesacker der Heiligen. In ihm ruhen gegen 150 Päpste, liegen Sprößlinge von Fürsten und Königsgeschlechtern in prunkvollen Grabmälern.

Sie wurden durchschnittlich von den allerbedeutendsten Künstlern ihrer Zeit verfertigt, mit fürstlicher Großmut honoriert, mit dem kostbarsten Material ausgestattet. Daß sie nicht alle tabellöse Meisterwerke geworden sind, liegt nicht an den hohen Auftraggebern, sondern an der Zeit, welche nicht immer einen Michelangelo oder Phidias aufzuweisen hatte. Hätte es durch die Zeiträume, die wir durchschreiten, stets auch nur einen solchen gegeben, wir zweifeln nicht, daß wir ihn in St. Peter fänden.

## Leo XII.

Nähe dem berühmten Kunstwerke Michelangelos, der herrlichen Pietà, steht hoch in einer Nische die milde segnende Marmorgestalt Leos XII. Er war aus der Familie der Genga (Hannibale), welche einen gekrönten Adler im Wappen tragen. Daher sehen wir zwei dieser zersiederten Fürsten der Lüste an der Ecke des Stuhles. Die Halbfiguren der vier Kardinäle, die seitwärts zu seinen Füßen stehen, sind schwer von unten zu erblicken. Der eine derselben trägt die Büge Gregors XVI., der seinem Vorgänger aus Dankbarkeit dieses Denkmal gesetzt hat. Der Kopf des Papstes ist vorzüglich lich. Die einfachen Worte Memoriae Leonis XII. sind ein Bild der Bescheidenheit und Demut des frommen Papstes.

## Christine von Schweden.

Gegenüber befindet sich das Grabmal der Königin Christine von Schweden (1626—1689). Sie war das einzige Kind des stolzen Schwedenkönigs Gustav Adolf und gehört zu den gelehrtesten Frauen aller Zeiten. In der Jugend widmete sie über zehn Stunden täglich dem Studium. Sie sprach und schrieb nicht nur schwedisch, sondern auch deutsch, französisch, holländisch und lateinisch; Plato las sie im griechischen Urtext. Sie zog an ihren Hof eine Reihe hervorragender Gelehrter, so den Staatsrechtslehrer Hugo Grotius, den Philologen Wolf, den Begründer der neueren Philosophie Descartes u. a. Die Stelle bei Cicero, die wahre Religion könne nur eine sein, machte auf sie einen tiefen Eindruck. Fünf Jahre lang verglich sie in eifrigem Studium die verschiedenen Religionen miteinander und erkannte schließlich die Wahrheit der katholischen Kirche. Da die schwedischen Gesetze den Katholizismus nicht duldeten, verzichtete sie 1654 im 22. Jahre ihrer Regierung auf Szepter und Krone und vollzog im nächsten Jahre zu Innsbruck die feierliche Rückkehr in die katholische Kirche.

Diese Szene hat Carlo Fontana im Grabrelief

künstlerisch dargestellt. Wir sehen Christine von Schweden in der Franziskanerkirche zu Innsbruck zu Füßen des päpstlichen Legaten, des berühmten Msgr. Lukas Holste \* das Glaubensbekenntnis ablegen. Die gekrönten Gestalten beiderseits sind Erzherzog Ferdinand von Oesterreich und seine Gemahlin, welche in Gegenwart illustrer Persönlichkeiten und einer großen, sich drängenden Menge Volkes dem feierlichen Akte beiwohnen. Der Bischof Sigismund steht abseits. In den Seitenflächen des Sarkophags bildete der Künstler in Reliefs den über die Häresie triumphierenden Glauben und die Seele Christinens, die, nachdem sie dem Satan und dem Pomp der Welt entsagt hat, von Engeln in den Himmel geführt wird.

#### Mathilde von Toskana.

Gegenüber dem Denkmal Innozenz XII. erhebt sich machtvoll das zweite Denkmal einer Frau, der die Ehre zuteil geworden, im ersten Tempel der Christenheit zu ruhen. Es ist jenes reine, starke Weib, welches Gehässigkeit in Vers und Prosa so tief zu entwürdigen versuchte, das aber männlichen Geist und Stärke besser befundete als ihre Verleumder. Urban VIII. ließ ihr 1635 das Denkmal setzen: Bernini hat hier Lobenswerthes geleistet. Das Basrelief der Hauptseite des Sarkophags ist nach seinem Entwurfe gemeißelt von Stephan Speranzo, einem Römer und hoffnungsvollen Schüler Berninis, und stellt die Lösung des Bannes dar, die Gregor VII. am 25. Jänner 1077 an Heinrich IV. im Kastell zu Kanossa vollzog.

Gegentwärtig sind die Gräfin Mathilde, die Markgräfin Abelaide von Turin und Susa, deren Sohn Amadeus, Markgraf Azzo d'Este, Abt Hugo von Clugny und andere angesehene Persönlichkeiten. Heinrich im Büßergewande küßt dem tiarageschmückten Papste den Fuß, ein Page hinter ihm hält Kaiserkrone

\* Lukas Holste, 1596 zu Hamburg als Protestant geboren, einer der berühmtesten Altertumsforscher seiner Zeit, wurde später katholisch und starb 1661 als Präsekt der vatikanischen Bibliothek in Rom.

und Zepter, Abt Hugo steht seitwärts. Von den zwei reizenden Putten, die die Inschrifttafel über dem Sarkophag halten, ist die eine von einem Bruder Bernini's. Die krumm bemerkbaren Bienen zwischen den Verzierungen aus Eichenlaub erzählen, daß ein Barberini das Werk setzen ließ. Majestätisch, fürstlich imponierend ist die Statue Mathildens, einer der schönsten, edelsten Köpfe, die Bernini je gemeißelt, Tiara und Petruschlüssel, die in ihrer linken Hand lehnen, spielen auf den Schutz an, den sie der Kirche geleistet.

### Innozenz XII.

Wo Innozenz XII. Bignatelli († 1700) jetzt sein Denkmal hat, stand früher eine schmucklose Marmorurne, die der Papst für sich bereitet hatte.

Kardinal Petra setzte ihm 1746 ein majestätisches Monument. Der Papst sitzt feierlich mit zum Segen erhobener Rechten da, die Liebe und Gerechtigkeit lehnen sich seitwärts leicht an seinen Sarg; beides schöne Frauengestalten, die erste ein schlafendes Kind an der Brust und ein zweites, das sich lieblich an ihr Gewand klammert, zur Seite.

Die Gerechtigkeit hält Schwert und Wage sinnend in den Händen, ein kleiner Knabe drückt mit wichtiger, kindlicher Miene ein Faszienbündel an sich. Rührende Grazie an Haltung und Bewegung zeichnet die Statuen aus, welche in wahrer Weise die Haupttugenden des frommen Papstes ausdrücken. Etwas maniert und auch technisch mangelhaft in den einzelnen Statuen, zeigt das Monument durch seine Zusammenstellung Geschmack, kommt aber durch die ungünstige Lage nicht zur vollen Geltung. Selbstlosigkeit, Ernst und Liebe spricht sich in den Zügen des segnenden Papstes aus.

### Klemens XIII.

Dem edlen Venezianer Klemens XIII., dessen Regierung ein ununterbrochener Kampf gegen die sittenlosen Höfe der Bourbonen in Frankreich, Spanien und Italien ausfüllte, erbaute sein Landsmann, der

große Bildhauer Canova, eines der schönsten Denkmale in der Peterskirche. Die am Mausoleum trauernd und klagend dahingestreckten Söwen wurden als die besten bezeichnet, welche die Kunst gebildet. Der Kopf des viel zu weichlich aufgefaßten Genius wurde von Canova selbst für sein bestes Werk gehalten. Die Religion mit dem Strahlenkränze und dem Kreuze ist steif und langweilig, hingegen die am Sarkophag knieende Gestalt des Papstes von unübertroffener Meisterschaft.

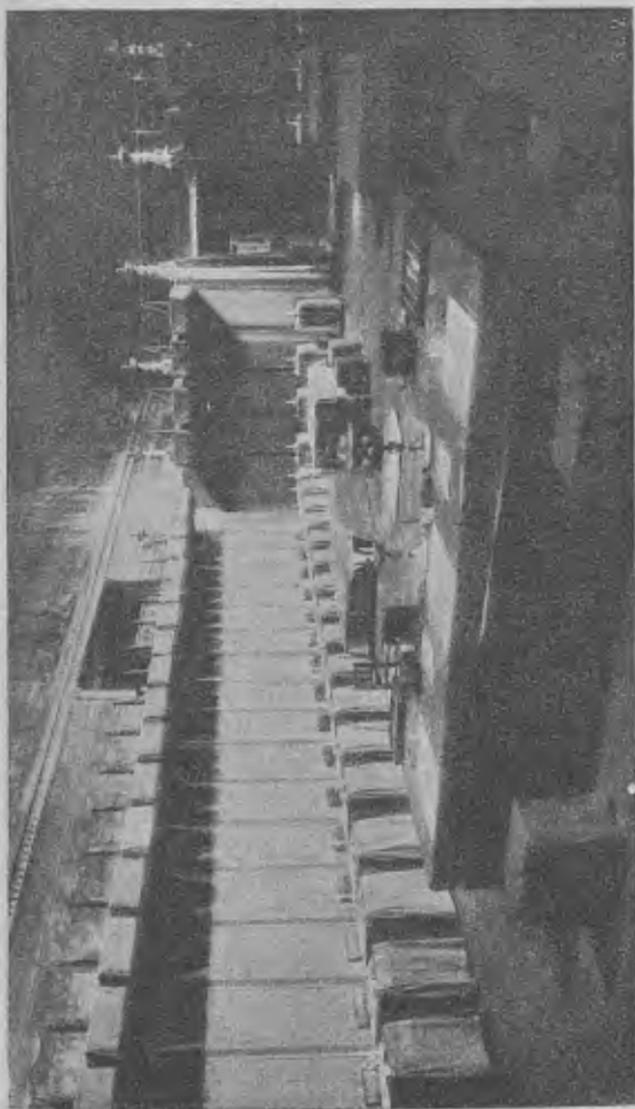
Schon zu Lebzeiten Canovas bildete sich um jedes seiner Werke eine verherrlichende Literatur. Sein unbestreitbares Verdienst ist es, die Plastik aus der Verirrung, welche Bernini verschuldete, gerettet zu haben.

Kardinal Durini dichtete lateinische Epigramme auf das Monument Clemens' XIII., an welchem Canova acht Jahre arbeitete und bei dessen Enthüllung der Künstler als Mönch verkleidet auf die Urtheile der bewundernden Menge lauschte

### Paul III.

Paul III., unter welchem der hl. Ignatius und der hl. Philipp Neri wirkten, welcher das Konzil von Trient eröffnete und unter dessen Regierung Michelangelo mehrere seiner berühmtesten Werke ausführte, hat nach dem bisherigen Urtheil das schönste Grabmal im Petersdomo. Es ist ein Werk des Wilhelm della Porta, eines Schülers des großen Michelangelo. Auf dem Sarge sitzt der greise Paul III. in Erz gegossen, einfach, ohne jeglichen Prunk, das Haupt mit der hohen, kahlen Stirn und dem langen Barte sanft geneigt, wie in ein tiefes Sinnen und Nachdenken versunken, die rechte Hand in der Schwäche der Jahre und unter dem Drucke der Gedanken mühsam und langsam zum Segen erhebend, während die Linke anspruchlos und ungesucht auf dem Knie ruht, — ein Bild voll Naturwahrheit, aus dem Leben gegriffen, und doch durch einen hohen Adel der Auffassung verklärt. Unten liegen auf den Walzenschnecken des Unterbaues zwei marmorne Statuen, rechts die

betagte Klugheit mit den Züger der Mutter des  
Papstes, links die jugendlich, allzu sinnlich aufgefaßte



Sixtinische Kapelle beim Konklave 1914.

Gestalt der Gerechtigkeit mit Porträtzügen seiner  
Schwägerin Julia Farnese.

## Urban VIII.

Fünf Jahre vor seinem Tode gab der Papst dem berühmten Cavaliere Bernini den Auftrag, ihm das Grabmal zu entwerfen.

Zwischen den Schnecken des Sargdeckels sitzt der bronzerne Tod, ein geflügeltes Gerippe, und hält zwischen den Händen eine schwarze Totentafel, in die er den Namen Urbanus VIII. Barberinus einträgt. Zur Seite stehen zwei Tugenden, die Liebe, ein Kind an der Brust und zur Seite einen kleinen weinenden Knaben, zu dem sie liebevoll herablickt, und die Gerechtigkeit mit dem Schwerte, rauernd über einen ihrer treuesten Nachfolger, der daneben im Sarge liegt.

Auf kostbarem Marmorsockel hoch oben schaut aus der Nische der segnende Papst in Pontificalgewändern, die sich nach Berninis Manier wüß emporbauischen. Er ist voll Ausdruck und Leben, wohl die beste Figur am ganzen Monument.

## Alexander VII.

Das letzte Werk des Cavaliere Lorenzo Bernini, welches die Kritik weiser Kunstprofessoren oft zur Siedehitze bringt. „Der barocke Stil hat hier das Äußerste von Unnatur erreicht,“ klagt einer derselbe... Ober einer Eingangstür kniet auf marmorernem Sockel die Statue des berühmten Papstes mit gefalteten Händen, die Augen zum Himmel erhoben, in dem schönen Antlitz den Ausdruck tiefer Andacht. Unterhalb des Piedestals wirft eine massige, ungeheure Draperie von Marmor ihre gewaltigen Falten. Die bronzerne, vergoldete Figur des Knochenmannes verhüllt das kahle Haupt und zeigt mit dem Gerippe der Hand das abgelassene Stundenglas dem Papste ober sich. Unbeirrt von der Schreckgestalt des Totenskeletts, welches gewiß nicht in Reihe der Kunstobjekte paßt, weil die vier weiblichen Gestalten der Liebe, Klugheit, Stärke, Wahrheit.

## P i u s VII.

Dieses Monument ist von einem der größten protestantischen Künstler, einem vom Schicksal am meisten geprüften Papste errichtet. Es ist das Grabmal Pius' VII. von Thorwaldsen. Etwas Frisches, Ernstes, Würdiges liegt unbestreitbar in den Arbeiten dieses nordischen Künstlers.

Welche Tugenden zierten den Papst-Geiz mehr als Weisheit, Sanftmut und unbezwingliche Charakterfestigkeit? Dies ist im Monument trefflich ausgedrückt. Mild und gütig sitzt der Papst auf seinem Thron, die Hand sanft erhoben. Zwei Butten halten ober dem Gesimse das Wappen, Pax (Friede) lesen wir darin. Die Tapferkeit steht am Marmorsockel zur Linken, die Weisheit zur Rechten. Aber in der ersteren Tugend hat der Künstler eine neue, tiefe Idee ausgedrückt; sie ist nicht das stahlgepanzerte, kühne Weib, wie wir früher gesehen, sondern mit gekreuzten Armen, ein Löwenfell, das Symbol der Stärke, mantelartig um Kopf und Leib geschlungen, steht sie mit zum Himmel gewandtem Blick ruhig und erhaben da; ihr linker Fuß tritt auf eine Keule. Es ist nicht mehr die menschlich-weltliche Tapferkeit, sondern jener Mut, der, wenn er auch die Arme kreuzen muß, doch nicht besiegt ist, sondern unbeugsam und vertrauensvoll zum Himmel blickt.

Rechts steht die Weisheit, die Bibel in der einen Hand, die Finger der anderen, still und tief nachsinnend, an die Lippen gelegt, ihre reichen Flechten sind mit Lorbeer, dem Lohne der Wissenschaft, umwunden. Zu Füßen sitzt ein Käuzchen, das Symbol der Wachsamkeit, ohne die keiner gelehrt wird. Im Dunkel der Nächte, beim Scheine der Studierlampe, wenn das Käuzchen am Dache schreit, holte sich auch der durch das Monument Gefeierte die Tiefe seiner Gelehrsamkeit.

In kleinen Figuren sind die Genien der Zeit und der Geschichte dargestellt; erstere blickt zum Papste und zeigt hin auf die Sanduhr, die abgelaufen ist. Die Geschichte mit dem Griffel in der Hand ist bereit,

die Verdienste und Kämpfe eines so erlauchten Mannes den späteren Zeiten aufzubehahren.

Am ganzen Monument hat man den Mangel an der nötigen Einheit gefadelt; in allen Theilen zeigt es den fleißigen, geübten Meißel, die Tiefe der Auffassung, den Ernst des Gedankens.

Gregorobius nennt es: Ein Werk von großer Feinheit, Grazie und Einfachheit,“ aller Pomp ist verschwunden.

#### Alexander VIII.

Ein mächtiger Sockel aus afrikanischem Marmor erhebt sich über dem Fußboden. Das Relief stellt die von Alexander VIII. vollzogene Heiligsprechung (1690) der Heiligen: Laurentius Justinianus, Johann Capistran, Johann von San Secondo, Johann von Gott und Pasqual Baylon vor.

Ein schwarzer Marmorsarkophag mit vergoldeten Metallverzierungen trägt den Namen des Verstorbenen und den des Errichters des Denkmals.

Der sitzenden, segnenden Statue des Papstes mit dem männlich schönen Antlitz stehen zur Seite, so daß die Häupter bis zu den Knien des Heiligen Vaters reichen, die Klugheit mit Spiegel und Schlange und die Religion, die Himmelschlüssel und die Gesetzestafeln in der Linken; das Kreuz, leicht gestützt durch die Rechte, steigt aus den Falten ihres weit flatternden Mantels empor. Zu ihren Füßen liegen Bücher in Flammen; es sind die vom Feuer der Wahrheit verzehrten Irrlehren.

Außere Pracht und Kostbarkeit des Materials soll den Mangel an innerem Kunstwert ersetzen.

#### Innozenz XI.

Innozenz XI. stammte aus dem edlen Hause der Odescalchi. Die Idee seines Grabmales ist von Carlo Maratta, die Ausführung von Stephano Monnot, einem Franzosen, der seine Geschicklichkeit auch für Kopien antiker Statuen verwerten mußte.

Auf einem Er<sup>o</sup> I von Cippolino liegen zwei metallene, grimmige Löwen, Wappentiere der Odescalchi.

Sie tragen auf ihrem Rücken einen schwarzen Marmorjarg. Über demselben erhebt sich ein gelbmarmor-nes Piedestahl, welches das majestätische Bild des segnenden, energisch blickenden Papst<sup>r</sup> trägt. Ein Relief in der Längswand des Sarkophags stellt die Befreiung Wiens durch die Türken im Jahre 1683 vor, eine That, die nicht zum kleinsten Theile das Verdienst des Papstes war. Dieser Sieg hat Europa vor einem Zurücksinken in barbarische Roheit bewahrt.

Zwei herrliche Frauengestalten lehnen halb am Sarge und halb am Sockel über demselben; die linke in einfachem, schlichtem Kleide, ein nacktes Kreuz in der Hand, blickt vertrauend und erwartend zum Papste empor, es ist die Religion, der er treu gedient; die rechte, Schwert und Schild in Händen, den Helm auf dem edel geformten Haupte stellt die Tapferkeit dar.

Leo XI. aus der Familie der Medici.

Nachdenklich macht vor allem die Inschrift: Er war der Kirche mehr gezeigt als gegeben. Er regierte nur 27 Tage. Blühende stein. ne Rosenbutetts an der Seite tragen die Schrift Sic florni. (So blühte ich.) Der Sarg unter seinen Füßen erzählt uns im Marmorbilde das bedeutsame Ereignis der Abschwörung des hugenottischen Glaubens von seiten Heinrichs IV.

Der spätere Papst Leo XI. wurde von Clemens VIII. abgesandt, um aus der Hand des Herrschers selbst die Bestätigung dessen zu erhalten, was der König durch seinen Gesandten vom Heiligen Vater erbeten hatte.

Das Grabmal ist ein geistvolles Werk Algardis, des geschickten Bolognesen, der lange als Uhrmacher sein Leben fristete, bis er durch seine tüchtigen Skulpturarbeiten die Aufmerksamkeit auf sich lenkte.

### Innozenz VIII.

Eines der ältesten Papstgrabmäler in der Oberkirche von St. Peter, ist das Innocenz' VIII. Zum größten Teil in Bronze ausgeführt, umrahmt von verschieden gefärbtem Marmor, steigt es hoch empor,

daß der Blick nur schwer das Einzelne prüfen kann. An der Spitze stehen brennende Randelaber in weißem Marmorstein, dazwischen das Wappen des Papstes, der ein geborener Genueser, aber von griechischer Abkunft war. Im oberen Teil des Grabmals sitzt der Papst segnend im päpstlichen Ornat, in der Linken die heilige Lanze haltend, die ihm Sultan Bajasid II. geschenkt hat. Die vier Tugenden zur Seite erinnern sofort an den künstlerischen Urheber des Werkes, die Stärke, die Gerechtigkeit, die Mäßigkeit und die Klugheit verraten selbst in den Symbolen und in den Einzelheiten die gleiche Idee, die derselbe Künstler Antonio Pollajolo beim Denkmal Sixtus IV. ausgedrückt hat.

Im unteren Teile des Monuments liegt die Gestalt des Papstes mit den ruhig erröthenden Flügen des Todes ober dem Sarkophag dahingestreckt.

#### Die letzten Stuarts.

Die letzten Glieder des glorreichen Geschlechtes, das lange den Thron Schottlands und später auch Englands inne gehabt hatte, ruhen hier im fremden Lande, aber doch im Schoße der Mutter Kirche, vertrieben durch den Haß der Häresie. Hier liegen die sterblichen Reste jenes Jakob III. Stuart, der, kaum geboren, aus seiner Heimat fliehen mußte. In Rom fand er nach vielen Schicksalsschlägen eine Friedensstätte. Hier ruhen auch seine zwei Söhne Karl III. und Heinrich IX., Cardinal und Herzog von York.

Ihr Grabmal, das Werk des großen Meisters Canova, wurde 1821 hier aufgestellt. Gegenüber steht das Grabmal der Gemahlin Jakobs III. von England, Maria Clementine Sobieski, einer Nichte des Polenkönigs Johann III.

Das berühmte Grabmal Sixtus IV., das früher in der Sakramentskappelle aufbewahrt war, wurde in das von Benedikt XV. neugeschaffene Museum der Peterskirche übertragen, das sich südlich vom Petersplatz außerhalb der Kolonnaden Berninis erhebt.

Die meisten Grabmäler von St. Peter befinden sich aber nicht in der Oberkirche, sondern in der Unter-

Kirche, den sogenannten Vatikanischen Grotten, die mit ihren drei Schiffen von 16 Meter Länge und 18 Meter Breite sich unter dem Boden der Peterskirche hinziehen. Durch einen der vier gewaltigen Pfeiler, welche die Kuppel tragen, steigen wir hinauf. Wir besuchen zunächst die reich geschmückte Kapelle, welche dem ehrwürdigen Grabe des Apostelsürsten Petrus am nächsten liegt. Wir betrachten dann den herrlichen Marmorsarg des römischen Stadtpräfecten Junius Bassus, der im Jahre 359 bald nach der Taufe starb.



Papst Pius X. auf dem Totenbette.

In den parischen Marmor dieses großartigsten aller altchristlichen Sarkophage sind zehn große und sechs kleine Reliefs eingemeißelt; eine ganze Reihe christlicher Glaubenswahrheiten ist mit wunderbarer Feinheit und Gedankentiefe dargestellt.

Auch viele der hier ruhenden Päpste sind in solchen altchristlichen Sarkophagen beigesetzt. Für uns Deutsche ist das Grab Gregors V., des ersten deutschen Papstes von besonderem Interesse: er war der Sohn des Herzogs Otto von Kärnten und starb im Jahre 999 nach dreijähriger Regierung. Di. Inschrift

auf den Sarkophag erinnert daran, daß er in Worms am Rhein erzogen wurde und nennt ihn „von Aug' und Antlitz schön, für die Armen reich, jeden Samstag zwölf Kleider austeilend und das Volk in drei Sprachen unterrichtend.“ Neben ihm ruht der deutsche Kaiser Otto II., der 993 in Rom starb. Wir schauen in das steinerne Antlitz des gelehrten Mik-Sawa' V., Bonifaz' VIII., mit den strengen aber edlen Linien, Alexanders VI. des Spaniers, wir stehen vor dem rotgranitenen Sarg des englischen Papstes Hadrian IV. Auch Papst Pius X., dem der Weltkrieg 1914 das Herz gebrochen, wurde hier beigesetzt. Wie er sich in seinem Testament gewünscht hatte, ruht er in einem schmußlosen Steinsarg, der keine andere Inschrift trägt als seinen Namen. Er lebte und starb so heiligmächtig, daß man ihn vielfach unmittelbar nach seinem Tode schon wie einen Heiligen verehrte.\* Noch viele andere Träger der päpstlichen Tiara haben hier ihr müdes Haupt zur Ruhe gebettet.

Die Vatikanischen Grotten sind in der Tat, wie Gregorovius schreibt, die Katafomben der Papstgeschichte.

\* Am 1. Juni 1908 empfing Papst Pius X. den Fürstbischof von Gurk, Dr. Josef Rahn in längerer Privataudienz und überreichte ihm am Schlusse seine Photographie mit einem persönlichen Handschreiben, in welchem er unter allen Werken des tatkräftigen Bischofs, die Gründung der St. Josef-Pflichterbruderschaft als das Wichtigste bezeichnete, das er ganz besonders segne.





## Von einem Stein am St. Peters- plaze.

Christus siegt,  
Christus herrscht,  
Christus regiert.

(Inschrift am Obelisk.)

Wie viele die voll Begierde nach St. Peter eilen, werfen auf den Obelisk mitten am Plaze zwischen den beiden schäumenden Springbrunnen kaum einen Blick. Andere ziehen den Hut ab oder machen das Kreuzzeichen, wenn sie vorbeigehen. Da oben auf der höchsten Spitze hat man vor 300 Jahren einen Splitter vom wahren Kreuze Christi befestigt. Alte Chroniken erzählen: Als der Obelisk noch nicht auf diesem Flecke, sondern einige hundert Meter weiter entfernt stand, da hat mancher fremde Pilger mit heimlichem Grausen und Verwundern zur Kugel oberhalb des ägyptischen Felsens emporgestarrt. Es hieß, da wäre das Grab des arcken römischen Feldherrn Julius Cäsar. Er hatte im Leben das Römervolk beherrscht und wollte auch im Tode hoch über ihren Häuptern sein. Als man die Kugel öffnete, fand man jedoch keine Asche, ja die Kugel war fest, es konnte nie etwas darinnen gewesen sein.

Der Herr Goethe ging im Schatten des Obelisk gern spazieren und verzehrte Weintrauben. Wer von astronomischen Uhren etwas versteht, den unterrichtet der Schatten des Obelisk an den grünen und roten Granitsteinen des Pflasters.

Romantische Köpfe setzen sich gern am alten Steine nieder und überdenken träumend die Lebensgeschichte dieses tausendjährigen Felsenflozes. Schon den alten Römern hat er von gleich dunklen, fernen Zeiten erzählt, wie uns. Mag er auch nicht, wie der lateranensische, wildzerhackte und wieder zusammengeflackte Bruder, schon von den Söhnen des Patriarchen Jakob gesehen worden sein, so kann ihn doch Moses schon leuchtend vor einem ägyptischen Götentempel geschaut haben. Vielleicht trafen ihn die Blicke der hl. Familie, als sie mit dem kleinen Jesusknaben in der Nähe von Heliopolis in der Verbannung lebte. Der Schein der Kackeln Neros fiel auf ihn.

Das große Reich der Ägypter stürzte und das stolze Römervolk hob ihre der Sonne geweihten Denksteine, auf denen die ägyptischen heiligen Schriften und Großtaten ägyptischer Könige zolltief in Hieroglyphenschrift eingegraben waren, von den Sokkeln und führte sie auf eine unseren Ingenieuren unverständliche Weise übers weite Meer in ihre Marmorweltstadt; aber auch das römische Weltreich stürzte und auf die Höhe des dem Götzen geweihten Granits kam das Kreuz.

Sixtus V. wollte, daß der Obelisk, der seit Caligula (39 n. Chr.) an der Stelle des Sakristeieinganges von St. Peter im alten Sixtus stand, wo jetzt ein Gedenkstein in den Boden eingelassen ist, die Mitte des Petersplatzes ziere. Wie nun die ungeheure Steinmasse fortzuschaffen?

Es wurde eine Kommission eingesetzt von vier Kardinälen und noch zwölf Sach- und Kunstverständigen, ein Schreiben wurde ausgesandt an Architekten, Ingenieure, Mathematiker und Literaten, daß, wer die Arbeit auszuführen wage, sich in Rom versammle. Es kamen 500 verständige Männer aus allen Gegenden und Städten Italiens, ja auch aus Sizilien, Rhodus und Griechenland.

Die Kommission wurde nicht einig über die Art der Weiterschaffung, doch Sixtus V. entschied sich für den Plan des genialen Fontana. Sogleich wurde die

Stelle für die Grundfesten gegraben, es zeigte sich sumpfiger Boden und mußten Pfähle aus Eichen- und Kastanienholz gezimmer't diese mit Balken verbunden und ein eigener Mörtel zur Verbindung der eingesenkten Steine verwendet werden.

Das Gerüst, wie ein förmliches Kastell, wurde gebaut. In Subiaco und Roncialione wurden eiserne Klammern und Stangen gehämmert, im Wald von Nettuno fielen Hunderte von uralten Eichen, in Foligno wurde die ganze Hanfernte auf 44 Laue, jedes 100 Ellen lang, und  $\frac{1}{2}$  Spanne Durchmesser, dann auf drei noch stärkere Laue, jedes 200 Ellen lang, aufgewendet, die Laue in Rom gedreht. Terracina mußte die Bohlen liefern, anderes Holzwerk wurde aus Santa Sivera herbeigeführt, das halbe Territorium des Kirchenstaates war in Bewegung. Fontana mußte, Cirtus war kein Freund der Langweile; der ganze Obelisk wurde nun mit einem förmlichen Netz aus festen Eisenstangen umkleidet und eine Menge eiserner Rollen und Klackenzüge daran befestigt und die ganze eiserne Umkleidung und sonstige Teile des Mechanismus genau abgewogen.

Vierzig Rinden nebst 140 Pferden und 800 Arbeitern für die Laue zum Senken und Heben des Obelisken wurden verwendet, ungezählt die Masse von Arbeitern im inneren Räume des gewaltigen Gerüstes.

Am 10. September 1586 war alles zum Aufstellen bereit, die Vorbereitungen hatten gegen ein Jahr gewährt. Alle Arbeiter wohnten zwei hl. Messen bei und empfingen die hl. Kommunion. Bei Tagesanbruch wurden alle an ihre Plätzen verteilt, um fünf Uhr nachmittags stand der 3500 Zentner wiegende und über 25 Meter hohe Kolos glücklich auf seinem Sockel.

Eine Masse Menschen sahen den ganzen Tag zu und litten Hunger, nur, um nicht ihren Posten aufzugeben. Als das Werk vollendet war, ertönten die Kanonen der Engelsburg, ein Jubelschrei durchschallte ganz Rom, mit Tamburinen und Trompeten wurde das Haus Fontanas angeschmettert, er war der Mann des Tages.

Aus aller Welt empfing der Papst Glückwünsche

und Gedichte zur Verherrlichung des Ereignisses, zur Erinnerung ließ er eine eigene Medaille prägen. Die Kosten der Übertragung beliefen sich auf 37.000 Studi (ungefähr 160.000 Goldmark).

Vorstehendes haben wir nach der genauen, in einem Foliobande hinterlegten Beschreibung Fontanas, wi. sie Sebastian Brunner mittheilt, erzählt. Fontana selbst berichtet nichts von dem Matrosen Bresca von S. Remo, welcher, obwohl es bei Todesstrafe soll verboten gewesen sein das Schmeigen zu unterbrechen, gerufen habe: Aqua alle funi! (Wasser auf die Taue!) Dadurch wurde das Unternehmen, welches ob der mangelhaften Berechnung der Laur stockte, zu Ende geführt. Bresca wurde nicht bestraft, sondern durfte sich eine Gnade erbitten. Noch heute liefert seine Familie die Palmzweige, welche der Hl. Vater am Palmsonntag weihet und an hohe Würdenträger verteilt.

Viele deutsche Poeten haben den Obelisken von St. Peter besungen. Viktor v. Scheffel hat ihn einmal belauscht, scheint ihn aber nicht verstanden zu haben. Er soll geklagt haben, daß es „in Italien frierend kalt ist“.

Da hat es der westfälische Dichter von „Dreizehnlinden“, J. W. Weber, besser gemacht. Er kam auf den St. Peters-Platz, wo Bernini den steinernen Säulwald gepflanzt hat und wo die gewaltigen zwei Springbrunnen rauschen, setzte sich am Steine nieder und vernahm folgende Geschichte:

„Lang ist's her, lang her! Tief, kühl in den libyschen Bergen  
Manch Jahrtausend hindurch lag ich im steinernen Schlaf.  
Blöcklich Gedröhn und Geschrei und des Lichts scharfbohrende  
Pfeile,

Sengende Gluten und rings Menschengewühl in der Gruft;  
Winziges Volk, nur stark durch Hammer und Hebel; ein  
Graubart,

Winkel und Stab in der Hand, führt gebietend das Wort.  
Drauf unsägliche Qual: ein Brechen und Meißeln und  
Schleifen,

Bis sich der Grimmige selbst sah im geglätteten Stein.  
Fort vom heimischen Grund, durch Wüsten von langen Kamel-  
reih'n

Ward ich geschleppt; mit Gebräus grüßte die Woge des  
Nils.

Talabwärts nun auf dem Floß! Tief bog sich das Zedern-  
gebälke,

Nils mich der ätzende Strom nach Heliopolis trug,  
Hoch zu den Sternen empor hub dort mich der Sohn des  
Sesostris;

Tanzend umsprang mich das Volk, tanzend der Pharao selbst,  
Und dem Osiris ward ich geweiht auf ewige Zeiten: —

Wie sich nur atmender Staub ewiger Zeiten vermißt! —  
Sommer auf Sommer entwich, und der Fluß schwoll auf und  
versiegte,

Ich und die Sphiny, nur wir blieben im Wechsel uns gleich.  
Zahllos, wie ein unendlicher Schwarm Heu, recken daherfliegt,  
Zog des Kambyses Heer, persische Reiter, in<sup>2</sup> Land.

Philipps Sohn, der Gewaltige, kam; erzklirrende Männer  
Lehrten die Träumer am Nil seinen hellenischen Brauch.  
Floh er, dem man nie weihte für ewige Zeiten? — Der arme  
Nabichtsköpfige Gott schlief der Vergessenen Schlaf.

Dichten und Denken verwerf! Unsterbliche sterben und länger  
Als ihr ganzes Geschlecht währt der verachtete Stein.

Aber dem Stein auch kam sein Schicksalstag; von der Tiber  
Trug meerüber der Sturm Romulus wölflische Art.

Nühn durchzog sie die Welt; vierzehn Jahrhunderte stand ich,  
Als ihr frebelnder Stolz höhrend mich zertr ins Exil.

Über die weitaufschauende See zu der Höhle der Wilden  
Ward ich geführt und vom Troß müßiger Schwämer begafft.

Cäsar Caligula war's, der neu mich erhob an der Rennbahn,  
Und mich den Manen Augustus weihte — für ewige Zeiten.

Wieder für ewige Zeiten! Kurzsichtiger Wahn! Der Tyrannin  
Sank von der üppigen Stirn taumelnd das Goldbdiadem.

Spät, doch sie nahen mit Macht, der Gewalttat strafende  
Rächer;

Ich von des Nord's Eishöhe brach die Lawine herab:  
Gotisches Volk, vandalisches Volk, blauäugige Riesen;

Unter dem eisernen Schritt barst die lateinische Welt.  
Dann war's still; ich entschlief. Mich weckte der wühlende  
Spaten,

Kurbel und Seil und empor schwebt' ich bei Glockengeläut.  
Einer, ein Hirt und ein König zugleich, der gewaltige Sigtus,

Pflanzte mich hier, wo der Mensch einst mit der Bestie rang.  
Nochmals ward ich gewidmet, geweiht, um auf ewige Zeiten

Dienend zu tragen das Kreuz, das auf dem Scheitel mir  
strahlt. —

Schleift ihr mich nochmals fort, um zu dienen auf ewige Zeiten,  
Über das brausende Meer, fern zu den Inseln im West? —

Manches erlebt ein Granit: Die Geschlechter wanken und  
wechseln;

Dauert die Welt, vielleicht mach' ich die Reif' um die Welt!"



## Schlendereien am Quirinal.

An der rauschenden Fontana Trevi vorbei wollen wir zum Quirinal emporsteigen.

Märchenhaftschön spielen die Wasser, schäumend ergießt sich die Flut aus malerisch angeordneten Felsblöcken, bis sie als ruhige Spiegelfläche im Becken ausruht. Der Gott Oceanus tritt aus seinem Palaste hervor und besteigt seinen Muschelwagen, der von feurigen Meerferden gezogen und von Tritonen geleitet wird. Tauben flattern um die schöne Ornamentik, die Statuen des Ueberflusses und der Fruchtbarkeit schreiten aus den Nischen und hoch oben liest man in der Inschrift, daß Clemens XII. und Benedikt XIV. die Erbauer dieser schönsten Fontäne Roms sind. Das Wasser kommt 23 Kilometer weit und strömte bereits zur alten Römerzeit, wo es unzählige Brunnen des Marsfeldes speiste.

Eine Sage erzählt, daß derjenige, der von den Wassern der Fontäne Trevi einmal gekostet hat, immer wieder von der Sehnsucht nach Rom zurückgezogen werde. Wenige Brunnen sind von deutschen Dichtern so viel besungen worden, wie die Fontäne Trevi:

„Wer Roms ernst hinträumendes Antlitz kennt,  
Wer Roms sonnenfreudiges Lächeln sah,  
Aus deinen Wassern trinkt er heimlich  
Künftiges Sehnen, Fontana Trevi.“

singt H. Hoffmann.

Das Kirchlein S. Vincenzo ed Anastasio, neben dem rauschenden Brunnen, durch Kardinal Mazarin 1600

erbaut, mit seiner anspruchsvollen Stirnseite ist die Pfarrkirche des Quirinalgebietes. Die Herzen aller Päpste, welche seit Sixtus V. im Quirinal gestorben sind, sind in einer Krypta der Kirche beigesetzt. Ihre Namen liest man an einer Marmortafel im Chor.

An Balästen, welche den vornehmen Stil des Papsttums zeigen, vorbei, steigt man neben Marmorstatuen auf schön angelegten Stufen hinan.

Wir stehen vor dem Quirinal. Den geräumigen Platz, der frei und luftig hier sich ausbreitet, schließt eine Travertinrampe ab. Unvergleichlich schön schaut St. Peter herüber. An der Front des päpstlichen Palastes, der von General Lamarmora am 20. September 1870 gewaltiam erbrochen wurde, prangen noch die steinernen Figuren des heiligen Petrus und des heiligen Paulus zwischen der Madonna.

Eine monumentale Gruppe, die Rosse mit den Dioskuren, in der Mitte ein Obelisk, zu Füßen ein altes granitenes Wasserbecken von 25 Meter Umfang, beherrscht durch ihre Größe und Lebendigkeit den Vorplatz. Die Kunstkritiker tadelten die gegenwärtige Zusammenstellung eines ägyptischen, griechischen und römischen Werkes, und Professor Braun saut, wenn die künstlerisch bewunderten Marmorfiguren von einem Mauerhintergrund in harmonischer Schöne sich abheben würden, würden diese prachtreichen Gebilde in gleicher Weise angestaunt und von der Menge umlagert werden, wie der Apollo und Laokoon. Die Dioskuren sind in dem Augenblicke dargestellt, wo sie ihren sich bäumenden Rossen die Gewalt des Zügels fühlen lassen und mit dem Ausdruck edeln Hornes Gehorsam verlangen. Thorwaldsen und Canova haben an den Kolossen viel studiert: auf den gewöhnlichen Mann machen die steifen Rosse mit dem dicken Halse und die nackten ungewaschenen Jünglinge, zumal bei dem Mißverhältnis der Größe, nie den Eindruck, den die Kunstkritiker wollen. Jeder Bauer, hörte ich einmal jemand äußern, wird sagen, daß so kein Ross aussieht.

Goethe sagte, daß beim ersten Anschauen weder Auge noch Geist hinreichend sei, sie zu fassen.

Das Rauschen der Fontäne ist das einzige Lebenszeichen auf dem stillen Platze, dessen Unregelmäßigkeit und hohe, einen Teil der Stadt beherrschende Lage, ihn im Verein mit jenem kolossalsten aller erhaltenen Werke der antiken Plastik zu einem ganz eigenartigen Platz machen.

Mancher Fremde, der die unendliche Längsfront des würdig gebauten Quirinal-Palastes entlang schlendert, blickt nach dem berühmten Schornstein, aus dem so manchemal welthistorischer Rauch emporstieg. Im Quirinal fanden seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die Papstwahlen statt, die *Via del Quirinale* wurde durch Mauern vom Verkehr abgeschlossen, wenn aber der Rauch der verbrannten Stimmzettel hier aufstieg, wußte das harrende Volk, daß der neue Papst gewählt sei. Von der Loggia über dem Tore wurde sein Name verkündet. Der letzte hier gewählte Papst war Pius IX.

Sant Andrea al Quirinale ist ein Rundkirchlein mit goldgeschmückter, flacher Kuppel. In seinen Marmorkapellen hängen schöne Gemälde, in dem prächtigen Sarg von Lapislazuli ruht der achtzehnjährige heilige Jüngling Stanislaus Kostka. Weit aus nordischer Heimat war der junge Pole gekommen, um Rom durch seinen Tod zu erbauen. In seinem Sterbezimmer oben ist noch der Brief des seligen Petrus Kanisius zu sehen, in welchem er dem heiligen Franziskus Borgias die Aufnahme des Jünglings in die Gesellschaft Jesu empfiehlt. Weiße Lilien stehen in Töpfen vor seinem Sarge, das Zeichen J. H. S. in Goldrahmen sagt uns, daß wir bei Jesuiten sind. Die Kirche ist mit braunrotem und weiß gesprenkeltem Marmor umkleidet, weiße Engel schweben über den Fenstern, durch die das Licht rötlich hereinkommt. Sie ist ein Friedhof berühmter Jesuiten. Wir nennen nur den berühmten, frommen Prediger Pater Segneri und den klassischen Verfasser der Geschichte des tridentinischen Konzils, Kardinal Pallavicini. Der heilige Aloisius hat oft im Kirchlein gebetet. Auch heute noch wird es besonders gern von der studierenden Jugend besucht.

Man besucht noch sein Zimmer, das nach der jüngsten Zerstörung des ehemaligen Klosters hierher übertragen wurde. Leo XIII. hielt seine Krönungsfeier in demselben, noch jetzt zelebrieren gern Kardinäle und hohe Prälaten hier.

Einfach, aber mit Geschmack dekoriert, mit roter Seide die Wände umkleidet, zeigt es uns in der Mitte das marmorne Lager mit der liegenden Statue des jugendlichen christlichen Helden.

Das Bild über demselben zeigt die heilige Jungfrau mit der heiligen Cäcilia und Barbara, die dem Sterbenden erscheinen. Am Nebenaltar befindet sich die erste Kopie vom berühmten Mutter-Gottes-Bilde in S. Maria Maggiore; vor demselben kniet der Heilige am liebsten. Die Vorzimmer sind reich an Erinnerungen und großen Reliquien von Märtyrern und Heiligen. Besonders interessieren mag ein Brief des heiligen Johannes Berchmanns, in welchem derselbe die Schönheit der Heiligensprechungsfeier des heiligen Janatius seinen Eltern beschreibt. In der Kirche ruht auch der heiligmäßig gestorbene König Karl Emanuel IV. von Sardinien; er verzichtete 1802 auf sein Reich und starb 1819 als armer Laienbruder der Gesellschaft Jesu.

Wir wandeln die Straßen weiter. Die frische Luft erquickt die Brust, nichts stört den wohlthätigen Eindruck, als die Erinnerung an das Unrecht, das man hier den Päpsten angetan. Spaziergänger und baumlange Hofgendarmen ziehen paarweise an uns vorbei. Denn der König läßt sich scharf bewachen.

Wir sind im Mittelpunkt eines bedeutenden Straßenkreuzes. Roms, an den vier Quersässen (quattro fontane) mit den verstaubten Flußköpfen, die sich unter ihren spinnenumzogenen steinernen Bäumen und Wasserpflanzen zu schämen scheinen. Niemand wäscht sie, niemand putzt sie, die Augen sind ihnen schon erblindet, und doch sprudeln sie unaufhörlich das hellste, klarste, reinste Wasser. Porta Pia, Quirinalplatz, S. Maria Maggiore und S. Trinità dei Monti am Pincio sind die Enden der vier Kreuz-

arme. Das Kirchlein da gehört den Trinitariern, es atmet noch an allen Ecken Erinnerungen an die selige Anna Maria Taigi, die hier in den Dritten Orden der Trinitarier eingekleidet wurde. Es hat die Größe eines Pfeilers der Peterskirche und gilt doch nur in Rom für klein.

Schnurgerade laufen hohe Paläste, und mitunter reizend decorierte Häuser und Bauten durch die Via Venti Settembre (20. September) bis zur Porta Pia. Das Datum erinnert an den Tag des Raubes im Jahre 1870. Pius V. legte die nach ihm benannte herrliche Pia-Straße an.

Die Rundkirche an der Ausbuchtung der Straße war ein Ausläufer der großen Bäder Diokletians. Sie sieht aus wie ein achteckiges Baptisterium. Der Eintritt überrascht wie im Pantheon, dem der Bau nachgeahmt ist. Hätte das Bild des heiligen Bernhard über dem Kirchentore es uns nicht gesagt, so wüßten wir's jetzt, daß wir bei Zisterziensern sind. Mit dem weißen Leichentuch, das schwarze Kreuz am Rücken, kniet der Pater Sakristan vor dem Allerheiligsten.

Jedem Deutschen ziemt es, das Grabmal Friedrich Overbeck's, des Altmeisters der christlichen Kunst, zu besuchen. Er ruht nach seinem Wunsche hier in seiner Pfarrkirche, und zwar in der Seitenkapelle, wo er an Sonntagen mitten unter dem armen Völklein der Christenlehre anzuwohnen pflegte. Er starb am 12. November 1869. Auf seinem Sterbebett liegt er dahingestreckt, die langen weißen Locken im Nacken, im glatten, scharfgeschnittenen Gesicht den friedlichen Ausdruck des Todes. Pinself und Palette mit einem Lorbeerkranz umwunden, liegen zu seinen Füßen. Einer, dessen Leben Einfachheit und Reinheit war.

S. Bernardo gegenüber ist Kirche und Kloster der Zisterzienserinnen. S. Susanna steht am Platze des Gabinus, eines Verwandten des Kaisers Diokletian. Susanna, die Märthrerjungfrau, war des heiligen Gabinus Tochter, Kajus, der Märthrerpapst, sein Bruder. Ihre Reliquien ruhen in der Confessio der Kirche. In den ältesten Urkunden kommt die Kirche

vor unter dem Namen *Ad duas domos*, zu den beiden Häusern. Ein vergoldetes Basilikendach, ungeheure Freskogemälde zwischen gemalten gewundenen Säulen, merkwürdige Grabsteine an den Wänden. In den Freskogemälden des Presbyteriums ist das Martyrium des heiligen Papstes, der hier gewohnt, und das seiner heiligen Nichte Susanna, die hier in ihrem Wohnhause wegen ihrer Christus geweihten Jungfrerschaft enthauptet wurde, dargestellt.

Nur einige Schritte weiter, und wir können zur Karmelitenkirche *Maria vom Siege* emporsteigen. 1606 wurde die Kirche erbaut; bald nachher brachte man ein kleines Mutter-Gottes-Bild hierher, von dem eine genaue Kopie zwischen silbernen, von goldenen Engeln bevölkerten Wolken am Hochaltar steht. Der Pater Dominikus des anliegenden Klosters hatte zu Prag ein kleines Marienbild gefunden, dem die Irrgläubigen die Augen durchstoßen hatten. Bei der Schlacht am Weißen Berge trug er es dem Heere voran, die Soldaten auffordernd, den Spott an der Gottesmutter zu rächen. Man erfocht einen glänzenden Sieg. Türkensahnen wehen an Festtagen um den schönen Marmoraltar. Sie wurden als Siegeszeichen aus verschiedenen Türkenschlachten hierher gebracht.

Das in kostbarstem Marmor prangende Kirchlein ist fast immer mit Vetern gefüllt. Am Nachmittag wird es sehr früh dunkel, so daß man von den einzelnen kostbaren Gemälden wenig unterscheiden kann. Am 12. September wird die Erinnerung an die Entsetzung Wiens im Jahre 1683 durch ein Fest gefeiert, am 7. Oktober die über die Türken 1571 gewonnene Seeschlacht von Lepanto. Eine der kläglichsten Verirrungen Berninischer Kunst ist die Gruppe der vom Pfeile des Engels getroffenen heiligen Theresia. Einst galt sie als Meisterwerk.

Vor der Kirche sprudelt der Hauptbrunnen der *Acqua Felice*. Die gewaltige Wassermasse kommt 33 km weit vom Monte Falcone und speist 27 Brunnen Roms. Die Leitung war das erste Werk des Papstes Sixtus V., der früher Felix hieß — daher der

Name — und zeigt die ganze eiserne Tatkraft des großen Mannes, der in 18 Monaten das Werk vollendete. Zwei- bis viertausend Mann arbeiteten daran täglich, die Ausgaben beliefen sich auf ein und eine halbe Million.

An dem Platz, auf dem wir jetzt stehen, begannen die Callustianischen Gärten. Ein wahrer Aufenthalt der Wollust, sagt Gaume, waren diese in der Geschichte der römischen Schwelgerei so berühmten Gärten mit dem Raube Afrikas gekauft, gebaut, geschmückt worden. Durch Ausschweifung geschwächt, mit Schulden überhäuft, wegen seiner Schandtaten um den Senatorenrang gebracht, wusch sich Callust von jedem Flecken rein, indem er sich zur Partei Cäsars schlug. Statthalter in Numidien geworden, haute er mit dem Golde und Plute seiner Untertanen hier einen prächtigen Palast und legte so kostspielige Gärten an, daß selbst die verwöhnten römischen Kaiser hier eine Sommerresidenz errichteten.

Die Gärten Callusts sind längst verschwunden, aber noch heute ist hier der gesündeste Stadtteil Roms; stattliche Wohnhäuser und vornehme Hotels ragen empor, auch das deutsche Kolleg ist aus der ungesunden Niederung beim Pantheon hier heroisch gezogen in die Via S. Nicola da Tolentino; an der Stätte, wo einst sittenlose Römer ihren Leidenschaften fröhnten, bereiten sich jetzt blonde deutsche Küniglinge auf das Priestertum vor und studieren christliche Weltweisheit und Moral.





## Das Totenreich in Rom.

Keine Stadt ist so wie Rom in Wahrheit auch eine Totenstadt. Bevor sie noch der Wanderer betritt, schreitet er durch den Völkerfriedhof der Campagna, der sie von allen Seiten wie ein Kranz umgibt. Der Boden, über den die Geleise der Eisenbahn gelegt sind, deckt eine ihm unsichtbare weite Stadt von Kirchlein und Kapellen, Gängen und Hallen, Grüften und Altären, ein unterirdisches Rom, das Totenreich der Katakomben. Und haben den Fremdling die altehrwürdigen Mauern Roms umfassen und schreitet er durch die Kirchen und Basiliken, welche Geschichte und Legende ihm teuer gemacht haben, so tritt sein Fuß wieder auf Leichensteine und Totenmasken und rechts und links umgeben ihn Grabmäler. Und könnte er die Pflastersteine aufreißen und Marmorplatten sprengen, er würde wieder in Gräber mit vermorschten Gebeinen blicken. Ja selbst der Brennpunkt des öffentlichen Lebens im gewaltigen Römerreich, das römische Forum, war in grauer Vorzeit ein Gräberfeld, wie 1902 durch Ausgrabungen nachgewiesen wurde. Die Toten lagen teils in Tuffsärgen, teils in ausgehöhlten Baumstämmen. Nach fast 3000 Jahren ist ihre Grabesruhe gestört worden, aber nicht für lange Zeit; denn schon 1907 mußten wegen anhaltender Regengüsse die Ausgrabungen wieder zugeschüttet werden.

Das römische Gesetz der Zwölf Tafeln verbot innerhalb der Servianischen Stadtmauer einen Toten bei zu-

setzen. Naturgemäß sind mit der Vergrößerung der Stadt auch die Begräbnisstätten immer weiter hinausgewandert. Die nachfolgenden Generationen legten dann über den alten Gräbern ihre Häuser und Gärten an. So hat z. B. der sprichwörtlich gewordene Kunstfreund Caius Maecenas beim Anlegen seiner Gärten auf dem Esquilin (südlich des jetzigen Centralbahnhofes) zahlreiche alte Massengräber aufgedeckt, die, mit einer Menge von Leichen gefüllt, die ganze Gegend verpesteten; er ließ sie daher mit einer hohen Lage von Erde zuschütten und so wurde die Stätte der Verwesung zum Schauplatz des Luxus und üppigsten Wohllebens. Die Reichen erbauten ihre Brunstgräber an den großen Heerstraßen oder auf ihren Landgütern, um wenigstens in der Erinnerung ihrer Mitmenschen fortleben zu können; wer einem Bestattungsverein angehörte, und seine Beiträge pünktlich bezahlt hatte, erhielt ebenfalls noch ein anständiges Begräbnis; die Arr. n hingegen wurden kurzerhand in Massengräber geworfen.

Das wurde mit dem Christentum anders. Es entsprach dem Adel jedes Menschen, wie ihn das Christentum lehrte, daß alle, ob reich oder arm, ein ehrenvolles Begräbnis in den Katakomben erhielten. Als daher im 6. Jahrhundert bei der Kirche Sankt Eusebius auf dem gleichen Boden der Gärten des Maecenas wieder ein Friedhof errichtet wurde, da waren die Gräber auch für die Armsten keine scheußlichen Gruben mehr, in welche die Leichname übereinander hinabgeworfen wurden, sondern enge, aber reinliche Einzelkammern mit schlichten Ziegelwänden ausgemauert und meist in geringer Tiefe unter der Erde. Der Hohe wie der Niedrige erhielt den gleichen Grabstein und den durch die Gebete um den ewigen Frieden so schön ausgedrückten liturgischen Abschiedsgruß der Kirche. (Grisar.)

Im Laufe der Jahrhunderte wurden immer mehr Friedhöfe, besonders um die 60 Pfarrkirchen angelegt. Vornehme Personen, namentlich aus dem geistlichen Stande, durften in den Kirchen selbst beigesetzt wer-

den. In der Kirche der Minerva allein sind 3. B. 60 Kardinäle begraben.

Was soll man von St. Peter sagen? Es ist ein Gottesacker von Heiligen und Märtyrern, von heiligen Päpsten deren 35 hier ruhen, und Königsprossen. Wenn man durch die herrlichen Räume der Oberkirche wandelt, vorbei an den Grabmälern mit ihren schönen Totensymbolen, erschallt fortwährende Totenpredigt, in Marmor gemeißelt und in Erz gegossen, jedem eindringlich ins Ohr. Und erst die vatikanischen Grotten, „jene größte Katakombe der Weltgeschichte, die der führende Mensch nicht durchwandert, ohne von dem Wehen der Geschichte berührt zu sein!“

In der deutschen Kirche der Anima besucht man zu Allerseelen die unterirdischen Grüfte, wo unter gemauerten Gräbern viele Verstorbene Landsleute schlafen. Der eigentliche Friedhof der Deutschen aber ist der Campo Santo mit Erde vom Heiligen Lande. Schon Kaiser Karl der Große hat das Gebiet südlich der Peterskirche teils durch Kauf, teils durch Schenkung vom Papst Leo III. erworben, um daselbst einen Gottesacker und ein Pilgerhaus für die nach Rom kommenden Untertanen seines Reiches zu gründen. Nach wechselvollem Schicksal ist diese nationale Stiftung bis auf den heutigen Tag deutsches Besitztum geblieben. 1876 durch Pius IX. mit einem Priesterkollegium verbunden, wurde es zu einer wichtigen Pflegestätte der christlichen Altertumswissenschaft und Geschichtsforschung. Beim Eintritt in dieses Haus begrüßen uns deutsche Worte und Inschriften:

Ein Schwälbennest am Niesendom,  
Ein deutsches Heim im gold'nen Rom.

Auch der anstoßende Friedhof heimelt uns an. Manch wohlklingender Name steht da auf den Leichensteinen. Künstler, wie Koch, Ahlborn, von Rohden, Martin Wagner, Achtermann, zu den Füßen des schönen, von ihm selbst geschaffenen Bronzekreuzes, die Familiengruft Overbeds, Gelehrte, wie Platner, Dörner, Diekamp, P. Theiner, die Königin-Mutter von Dänemark, Carlotta, eine geborene Prinzessin von

Mecklenburg, die 1840 in Rom zur katholischen Mutterkirche zurückgekehrt war, Kardinal Hohenlohe, dem sein Bruder, der Deutsche Reichskanzler, ein Denkmal setzte, die einfache Gruft des Kollegium Germanikum, die Gräber von Diplomaten usw. Ein kleiner Grabstein in der Nähe des Einganges kündigt uns den Elternschmerz über den Verlust des einzigen Kindes: „Im Leben unsere Lust — im Tode unser Leid — und unser Engel in der Ewigkeit“.\* Vor allem aber muß ein Grab erwähnt werden, das des langjährigen, verdienstvollen Direktors des deutschen Campo santo, Monsignore Anton de Waal. Er war nicht nur ein hervorragender Gelehrter auf dem Gebiete der christlichen Altertumswissenschaft, sondern auch ein treubeforgter Bildevater, der vielen Tausenden deutscher Rompilger ein unvergeßlicher Berater und Führer war. Er starb mitten im Weltkrieg, am 23. Februar 1917, im 80. Jahre seines arbeitsreichen Lebens.

Über dem Friedhofportal stehen die schönen Worte: „Teutones in pace“, Die Deutschen im Frieden. Ja, hier unter den gewaltigen Zypressen, am Fuß der mächtigen Peterskuppel, in der nächsten Nähe des Apostelfürsten, ruht sich's gut. Unsere hier schlummern- den deutschen Brüder und Schwestern werden am großen Auferstehungsmorgen unter den ersten sein, die mit dem Himmelspförtner St. Petrus auferstehen.

Während hier auf dem deutschen Gottesacker der Tod mit dem Hauch der Poesie verklärt erscheint, tritt er uns im unterirdischen Friedhof der Kapuziner an der Piazza Barberini in grauenhafter Wirklichkeit entgegen. Wer schwache Nerven hat, möge nicht hingehen. Hören wir: „Vor uns liegt ein schmaler Gang, der uns eine unheimliche Perspektive von Knochen und fleischlosem Menschengebein enthüllt und sich dann im rabenschwarzen Dunkel eines Hinterraumes verliert. In diesen Gang eingetreten, öffnen sich rechter Hand

\* Studenten wird es interessieren, daß u. a. auch der von Scheffel so viel bejüngere trunksüchtige Herr von Rodenstein in der Friedhofkapelle bestattet ist. Er wurde über 82 Jahre alt und starb im Jubiläumsjahre 1500.

nacheinander fünf Grabkapellen, wo in der terra santa (Erde vom Heiligen Lande) die schwarzen Grabkreuze ragen und an die Weihe des Todes gemahnen. Doch der Blick kann nicht an den Inschriften dieser Kreuze haften, er wird mit magnetischen Gemalten an die Wände und zur Wölbung gezogen, und diese Magneten sind hohnlächelnde Totenschädel, sind dräuende Knochenhände, sind aus ihren Nischen tretende, vom Habit umkleidete und mit der Kapuze bedeckte Menschenstelette; das Kreuz, das Zeichen der Erlösung, halten sie zwischen den modernden Fingern — einst der Inhalt und die Hoffnung ihres verachteten armen Lebens, ihr Trost im Sterben und einmal ihre Krone, ihre Siegestrophäe am Tage des Gerichtes! Rings um sie, in wohlgeordneten Reihen und streng abgeforderten Schichten, Gebein um Gebein, Arm- und Schenkelknochen wie Holzscheite übereinander gelegt; darüber an den Wänden Rosetten und Kondelle aus Rückenwirbeln; dazwischen — wie geflügelte Engel — Totenköpfe mit Schulterblättern zu beiden Seiten und als Mittelbild an der Wölbung ein Gerippe mit Senne und Hippe aus wirklichem Menschengebein — die wahrste, aber auch fürchterlichste Darstellung des Todes!" (Br. Willram, Heliotrop.) Auch die übrigen Kapellen sind mit Kränzen, Blumengirlanden, Lustern, Nischen und Altären aus Totenköpfen, Rippen, Fingerknöcheln usw. ausgeschmückt.

So sind alle Kirchen Roms in ihren untersten Teilen zu Friedhöfen geworden, so daß ein Schriftsteller die Bemerkung machte: „Die Friedhöfe der ersten Christen waren Kirchen, die Kirchen der nachfolgenden waren Friedhöfe.“ Die ewige Stadt, wo das heitere Sonnenlicht keinen Schatten aufkommen lassen will, wo immer Leben und Bewegung herrscht, ist in Wahrheit auch ein Totenreich.

Heute wollen wir aber noch hinaus nach der lieblichen Basilika S. Lorenzo vor den Mauern; denn dort breitet sich der jüngste Gottesacker der Römer aus, der erst 1837 infolge der Cholera angelegt wurde. Schon beim Austritt durch die aurelianische Stadt-

mauer kündigt sich die Nähe des Friedhofes an. Straßenbuben halten frische Kränze in den Händen, um mit denselben den Kutschen nachzulaufen und ihre Ware womöglich an Leidtragende anzubringen. Da hängen Ogetti funebri, geschmacklose Draht- und Glaskränze, Kreuze, dunkle Schleifen, Blumen, dort ist ein marmista, der bleiche Leichensteine meißelt, hier ein Händler mit gußeisernen Grabkreuzen, in deren Mitte meist nischenartig eine Madonna- oder Engelsstatue eingefügt ist. Selbst die Osterien haben friedhöfliche Bezeichnungen. Antica Osteria delle anime sante nennt sich die eine.

Sinter den dunklen Zypressenreihen ragt der vieredrige ziegelrote Turm, welcher zur Basilika San Lorenzo gehört, allwo die beiden Märtyrerdiafone Stephan und Laurentius und der große Pio nono (Pius IX.) schlafen. Vor uns öffnet seine weiten Gittertore ein ansehnlicher Portikus, symbolische Marmorgestalten zieren ihn. Wir sind an der Schwelle des Gottesackers.

Ein Gang in den Friedhof ist ernst, aber hier tritt man in ein Museum. Soweit das Auge reicht, prunkvolle Marmordenkmale, Granitsäulen mit Frauen- und Männerbüsten, runde Pantheonstempelchen, ein Garibaldianer mit seiner Flagge, in blassen Marmor, tot dahingestreckt, dort ein Engel mit der Bosaune, da ein Sarkophag oder ein Kapellchen.

Römischer Geschmack verrät sich sofort. Während in Florenz gotische Tempelchen in überwiegender Mehrzahl als Grabkapellen die Leichen der Reichen umschließen, findet man hier fast nur Renaissancetempelchen, verschnörkelt und verzirkelt in den verschiedensten Formen. Auch die Palme zwischen dunklen Zypressenspitzen erinnert, daß wir in Rom sind und den frostigen Rücken der Apenninen überschritten haben.

Wir treten in eine gemauerte, quadratische Loggia von bedeutendem Umfange. In Bogenfeldern stehen tröstliche, biblische Bilder gemalt. Ein Genius hebt den Vorhang von der Büste des Bildhauers Lombardi und löschet eine Fackel aus; eine Amphore steht hier,

zwei dreibeinige Weihrauchaltäre dort; eine Mutter sitzt im Lehnstuhle und herzt ihr Kind, die Inschrift sagt: *Figlia. sposa. madre*, Tochter, Braut und Mutter.

Der Maler Tomaso sitzt ober seinem Leichnam marmorn in marmornem Lehnstuhle; ein Engel tritt siegreich auf den Satan oder den Tod, ein anderer sitzt jinnend ober einer Lumba; unter gotischem Tabernakel — endlich etwas Gotisches — liegt ein schlafendes Kind, ober es ist der Todesschlaf, den es schläft.



Kirche des heiligen Laurentius vor den Mauern. Rückwärts der jetzige Friedhof von Rom.

Die um die Sodalität der Töchter unseres Herrn vom Garten (Gethsemane) verdiente Schwester Maria Klara Podesta ist auf einem Relief dargestellt, wie sie Engel in den Himmel tragen, nicht weit davon steht ein Garibaldianer in voller Uniform, wir können aber ruhig sein, er klirrt nicht wieder mit seinem steinernen Säbel; dann wieder ein Relief, der Verstreute theilt einem Schulbruder und einer Nonne Gehen aus für Kinder und Arme, eine verschleierte Frauengestalt trägt Kelch und Hostie, eine andere hält in der einen Hand ein Stück Brot, mit der anderen reicht sie ein Kleidungsstück dar.

Sinks hinauf baut sich noch eine ganze Stadt von Totentempeln, wir können sie nicht länger betrachten. Da ruhen Fürsten und Fürstinnen in ihren Gräften. Was soll dort die Barke, ein Schiff am Grabhügel? Der blühende Jüngling, der darunter schläft, hat seinen Tod in den Wellen gefunden.

Wohlthätig berühren die vielen christlichen und gläubigen Symbole. Das Kreuz findet sich meistens, oft die Friedenstaube oder der Pfau als Bild der Auferstehung. Das griechische Monogramm Christi, der gute Hirt, ein Fisch, ein Dreizack als Symbol des Kreuzes und anderes. „Alle diese Mysterien sind entweder mit Bewußtsein den Katakomben entlehnt,“ sagt Kleinpaul, „oder beruhen wirklich auf einer uralten Tradition, die seit vielen Jahrhunderten nicht erloschen ist.“ Sie sind ein Beweis dafür, daß der Glaube und die Hoffnung des Urchristentums bis auf den heutigen Tag in der katholischen Kirche fortleben.

Wir sind bis jetzt durch Marmor und Stein gewandelt, aber weiter drüben ruhen der Toten noch mehr. Hier, wo stille Hypressen statt prunkvoller Marmordenkmäler ragen, stehen auf weiten grünen Rasenflächen kleine schwarze Kreuzchen, ein weißes Täfelchen gibt den Namen, den nur wenige oder vielleicht niemand mehr kennt. Dann gibt es noch Gräber, wo auch kein Kreuzchen mehr steht und keine Name, aber diese Vergessenen sind doch von einer nicht vergessen, von ihrer Mutter, der katholischen Kirche, die täglich für sie betet.

Wie ist doch jedes Plätzchen hier ausgefüllt! Wo sich eine Erhöhung zeigt oder eine Mauer hinzieht, wird sie benützt wie eine Katakombenwand, in welche Nischen eingebrochen sind.

Es gibt auch andere Gräfte hier, die des Besuches wert wären. Die Kollegien und Ordensgesellschaften haben die ihren, so der Ordo und Clerus Vaticanus, das Kolleg von Nordamerika, die Anima usw. Die Gesellschaft Jesu hat auch ihre Nischen, wie Schubfächer oder Bienenzellen aufgeschichtet, eine Nummer dient zur Feststellung des Namens, die einfache Zif-

fer LIV. steht vor dem Grabe des großen Astronomen P. Secchi.

Bevor wir von den Toten Abschied nehmen, steigen wir auf die Höhe, unter der sich die Katakomben der heiligen Hyriaka hinziehen. Dort oben steht ein schönes Denkmal für die 1867 in der Schlacht von Mentana gefallenen päpstlichen Soldaten. Nach der Wegnahme Roms hat die freimaurerische Stadtverwaltung auf dem Denkmal eine Schandinschrift angebracht, in der die Gefallenen als „fremde Mietlinge“ beschimpft werden. — Bei allen Kulturvölkern wird auch der tote Feind in Ehren gehalten; auf vielen Helden-Friedhöfen aus dem Weltkrieg liegen sogar Freund und Feind friedlich nebeneinander: Der Haß verstummt vor der Majestät des Todes. Wie grenzenlos muß daher der fanatische Religionshaß der „Eroberer“ Roms gewesen sein, daß sie sich nicht schämten, das Grab tapferer Soldaten zu besudeln.

Dafür hat dieselbe Stadtverwaltung an der nordwestlichen Friedhofmauer dem „tapferen und fleckenlosen“ Meuchelmörder Cesare Locatelli, der auf Pius IX. einen Mordanschlag verübte, ein Denkmal errichtet — eine Verherrlichung des Meuchelmordes!

Damit wir nicht mit diesem schrillen Mißton im Herzen das Totenreich verlassen, wenden wir uns in der Nähe des Haupteinganges einem tröstlichen Denkmal zu, das von religiösem Geist geschaffen, nicht Haß, sondern Hoffnung und Liebe predigt. Es ist Christus, der auferstandene Heiland. Er steht „wie ein verkörpertes Osterhalleluja als Überwinder des Todes unter den Toten und segnet sie alle, die an ihn geglaubt und auf ihn gehofft haben; und das Wort am Postamente: Resurrecturis! tönt wie eine Kreuzdenbotschaft über die Gräber, rauscht wie eine Osterhymne durch dieypressen des Friedhofes und weht als Willkommgruß jedem Toten entgegen, den man die tiburtinische Straße entlang zur letzten Ruhe geleitet.“ (Br. Willram.)





## Das unterirdische Rom.

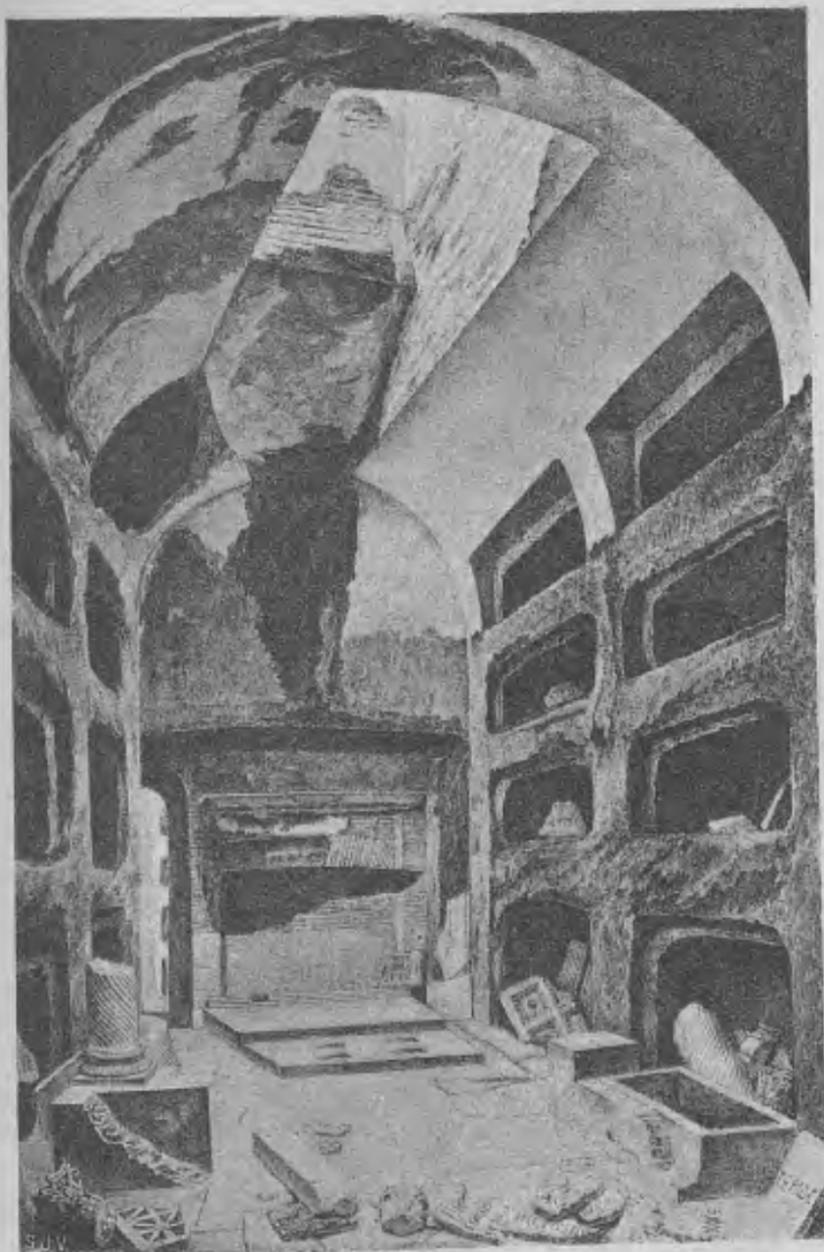
Die Katacomben, das größte von allen Wunderwerken des heidnischen und selbst des christlichen Roms.

(Gauwe.)

Katacomben! Ein geheimnisvoller Schauer überrieselt bei diesen Worten den Fremden, er denkt an labyrinthisch verschlungene Gänge, an Grabkammern voll langsam modernder Leiber, an vom Blute der Märtyrer getränkte Steine. Ein Schriftsteller nennt sie „ein ungeheures Schattenreich der Vergangenheit, ein Labyrinth der Zeit, welches Tod und Geschichte unterhalb Roms in langen Jahrhunderten gedichtet. Die Schilderungen der Danteschen Unterwelt sind nicht schauerlicher, als die Gräfte, wo das Facellenlicht endlose Gänge aus schwarzem Luff, Sarkophage, leere Nischen, Knochen, Gemälde, Inschriften überflackert, und Da te selbst würde, um sich in diesem Tartarus zurechtzufinden, einen Virgil zum Führer gebraucht haben.“

Nein, es ist kein Tartarus, es sind nicht dunkle, melancholische Schatten, nicht trostlose, schwarze Gräfte. Die Steine hier sprechen, die dunkle Nacht strömt helles Licht aus, es ist geweihter, heiliger Boden. Märtyrerkronen flammen auf, Himmelslicht umstrahlt uns.

Die Katacomben, über 70 an der Zahl, umgeben die Mauern Roms wie mit einem Strahlenkranze, sie laufen längs der Straßen, welche die ewige Stadt mit der übrigen Welt verbinden, verästeln sich durch Quersur-



Papstgruft in den Katakomben bei ihrer Entdeckung.

chen, türmen sich galerieartig in drei bis fünf Stockwerke empor und bilden so ein geheimnisvolles, unterirdisches Netz.

Die Gänge sind zwei bis drei Meter hoch und 0.6 bis 1.5 Meter breit. Die Toten wurden, ganz mit Luchern umhüllt, in Nischen gebettet, welche durch Marmor- oder Ziegelsteine verschlossen und mit Namen bezeichnet wurden. Diese unterirdischen Gänge würden aneinandergereiht eine Straße von fast tausend Kilometern, der Länge Italiens, ergeben, an deren Rande dreieinhalb Millionen Gräber stehen.

Wohl gibt es auch anderswo altchristliche Katafomben, aber nirgends von dieser gewaltigen Ausdehnung. Die Erklärung hiefür finden wir theils in der Größe der römischen Christengemeinde, theils in den günstigen Bodenverhältnissen der Umgebung Roms. Unter der Erdrinde befinden sich hier mehrere vulkanische Bildungen, darunter besonders die Puzzolanerde, der Steintuff und der Kiestuff. „Die Puzzolanerde ist zerreibbar, sandig und war schon bei den Alten geschätzt, weil sie den besten Mörtel liefert. Der Steintuff ist hart, ein sehr geeignetes Baumaterial; die Alten nannten ihn wegen seiner Farbe den „roten Stein“. Noch heute wird er massenhaft gebrochen und verwendet. Dem neuen Ankömmling in Rom fallen sofort die dunkelroten Blöcke auf, welche in schweren Ladungen vom Lande in die Stadt geführt werden, besonders wenn die lange Reihe der knarrenden und ächzenden Wagen die engen Gassen sperrt. Der Kiestuff ist endlich körnig, mit Erde vermischt, doch so hart und fest. Zur Bereitung von Mörtel und Zement ist er, weil zu hart und körnig, ungeeignet; um als Baustein verwendet zu werden ist er viel zu weich und brüchig. Für jeden anderen Zweck unbrauchbar, eignete er sich in vorzüglicher Art für Katafombengänge. Die Arbeit wird durch die große Weichheit des Stoffes außerordentlich erleichtert, der Fossor (Totengräber) brauchte als einziges Werkzeug die Pickel. Andererseits besitzt der Körnertuff Festigkeit genug, daß man gefahrlos lange Gänge und Grabkammern in verschiedenen Geschossen anlegen durfte;

infolge seiner porösen, schwammartigen Beschaffenheit läßt er das Wasser sehr leicht durchsickern und abfließen, so daß die Gänge selbst in den tieferen Stockwerken trocken und gesund sind.“ (Kuhn.)

Kein Gräslein grünet hier, kein Röslein öffnet seine Knospen, kein Veilchen duftet — es sei denn am St. Cäcilienstage, wo Kränze bunter, duftiger Blumen den Ort des jungfräulichen Grabes bedecken — und es ist auch gut so. Wir erinnern uns mehr an die Blutrosen der Märtyrer, an die veilchenduftigen Tugenden jener, die hier geketert und geklopft, bis man sie auch eingesargt in einer Nische. Und Blumen, Vögel und Palmen haben uns heilige Hände auf die Wände gemalt. Rosen und Lilien und grünes, blühendes Geranien, um in die edlen Freuden des Paradieses zu erinnern, Palmen, Lorbeer- und Flamböcke, damit wir gedenken des Sieges der Blutzügel. Wären auch die Hl. Schrift und die kirchliche Tradition und alle Lehren und Andachtsbücher unserer Religion verlorengegangen, man könnte ihre Lehren aus den Katakomben wieder ergründen. Man hat wirklich mit Glück es versucht, die katholischen Hauptlehren aus den Epigraphien und dogmatischen Mosaiken der Katakomben zusammenzustellen, so den Glauben an den einen, dreieinigen Gott, an Christus, den Sohn Gottes, an den Hl. Geist, die Kürsprache der Heiligen, das Feuer, die sieben Sacramente, die Auferstehung, die Hierarchie.

In den engen Straßen der dunklen Totenstadt leuchtet matt und melancholisch das Flämmchen unserer Kerze und wirft zitternde Schatten in die Totennischen rechts und links.

An heidnischen Gräbern liest du oft: „Thalusa, eingeschlossen in diesem Grabe, ist des Lichtes beraubt.“ — „Hier liegt in dem Dunkel“ — anders hält es uns von den unterirdischen Christengräbern entgegen: „Im Lichte“ — „Im Lichte ruht . . .“ — „An Christus glaubend besitzt er die Freuden des Lichtes.“ — „Marcian, Neugeborener, dir stehen die Himmel offen, du wirst leben im Frieden.“ — „Alexander strahlt nun im Himmel“, — „Lebe in Ewigkeit“, „Friede sei dir

in Gott", „Gott möge deine Seele erquickten“, „Ruhe in Gott“.

Siehe da, wie sie sich lieben! An dieses Wort erinnert man sich bei den unzähligen Rosenamen, „süßeste Gattin Pudicissima“, „süße Seele“, „unvergleichlicher Sohn“, „Sabatius, süßes Herz, bitte für deine Brüder“.

Wo die Worte verstummen, da sprechen Bilder. Der Fisch bedeutet in der Bildersprache der ersten Christen Christus; oft ist er an einen Dreizack geheftet — ein geheimes Kreuzifix — Christus am Kreuz, oder er trägt Brote, Christus im heiligsten Sakrament; als Hirt weidet er seine Schafe und trägt das verlorne und wiedergefundene Schäfchen auf seinen Schultern. Moses, welcher die Schuhe auszieht, bevor er hingeht, um mit Gott zu reden, versinnbildet die heilige Ehrfurcht, mit welcher der Christ zu den heiligen Handlungen treten soll: die Heilung des Blindgeborenen und die Auferweckung des Lazarus deuten nicht nur als Wunder auf die Gottheit Jesu Christi, sondern erinnern auch an die Heiligung und übernatürliche Wiedererweckung aus der Sünde. Die Samaritanerin am Brunnen als Erinnerung überschwinglicher, göttlicher Barmherzigkeit ist sehr oft dargestellt; öfters begenen uns auch Muttergottesbilder; einmal empfängt Maria sitzend den Gruß des Engels, um ihrer Hoheit und Würde gleich der einer Fürstin und Königin auch äußerlich auszudrücken. Christus unter seinen Aposteln, das Schiffelein der Kirche, Noa mit der Friedenstaube als der Retter des Menschengeschlechtes, ein Vorbild Christi; Moses, Wasser aus dem Felsen schlagend, erscheint als Vorbild des Petrus, der aus dem Felsen Christus die Wasserströme der Gnade schlägt.

Die Heiden verbrannten damals ihre Toten und legten ihre Asche in Columbarien oder errichteten an den Straßen ihren Verstorbenen prunkvolle Monumente. Aber die an die Auferstehung glaubenden Christen übergaben den Leib dem dunklen Schoße der Erde. Sie wollten, wie sie im Leben ein Herz und eine Seele waren, geeint in Christus und der Kirche, auch im

Tode gemeinsam ruhen in Cömeterien, Schlafstätten für vorübergehend Ruhende. Für die ersten Zeiten ist nicht anzunehmen, wie man früher meinte, die Katakomben seien geheim gehalten worden. Es war dies auch nicht nötig, da das römische Gesetz jede Begräbnisstätte und also auch die der Hingerichteten und Verbrecher Betrachteten als einen religiösen Ort schützte und die Verletzung mit Todesstrafe ahndete. Erst nach dem ~~ersten~~ Kaiser Valerians (257) überschritt der Haß gegen die Christen und die Unuldgsamkeit der Kaiser auch dieses Gesetz, und wir erfahren, daß die Christen in den Katakomben überfallen und niedergemetzelt wurden.

Man benannte die Katakomben nach den berühmtesten Märtyrern, welche sie umschlossen. An der Via Appia liegen die Callistus- und Prätexstus-, an der Via Ardeatina die Domitilla-, an der Via Portensis die Pontianus-, an der Via Aurelia die Pancratius-, an der Via Flaminia die Valentinus-, an der alten Via Salaria die Pamphilus-, an der neuen Via Salaria die Priscilla-, an der Via Nomentana die Agneskatakomben. Als Kaiser Konstantin das Christentum freigab, errichtete er christliche Basiliken und Kirchen über ihren Gräbern. Ein fast ununterbrochener Zug von Andächtigen eilte zu den blutgetränkten Stätten, Dichter besangen die Märtyrer und viele wollten in der Nähe derselben begraben werden. Papst Damasus (366 bis 384) restaurierte viele Katakomben, verfaßte herrliche Epigramme; eines derselben, welches der berühmte Gelehrte und Katakombenforscher de Rossi gefunden und aus unzähligen Stücken zusammengestellt hat, verherrlicht das Grab des Papstes Kornelius:

... Sieh, nach Erbauung der Treppen und Helling des  
Dunkels —  
Schaust du Kornelius' Denkmal, schau'st das heilige Grabmal.

Kornelius starb den Märtyrertod mit 23 Gefährten, die neben ihm ruhten, und wurde, weil aus der vornehmen Familie der Kornelien entsprossen, von seiner Verwandten, der edlen Lucina, in der Familien-

grabstätte an der Via Appia begraben. So liegt er nicht bei seinen Amtsbrüdern, den zwölf Märtyrerpäpsten, welche neben der Grufkapelle der hl. Cäcilia, in den Kallistuskatakomben,\* beigesetzt waren.

Aurelius Prudentius beschreibt seinen Gang durch die Katakomben ausführlich:

Nähe der Grenze des äußersten Walles der ewigen Roma  
Senkt sich hinab die Gruft, weit in der Erde Verließ.  
Tief in den dunklen Schacht führt steil die gewundene Treppe,  
Nicht ein sonniger Strahl leuchtet im finstersten Grund.

Doch es kamen schlimme, schwere Zeiten für die ewige Roma. Fremde Völker stürmten ihre Mauern, verwüsteten ihre Umgebung und schonten auch der stillen Totengärten nicht; so die West- und Ostgoten, die Langobarden, die 756 unter ihrem König Aistulf vor Rom rückten und die Katakomben plünderten. Wegen dieser allgemeinen Unsicherheit wurden die Pilger immer seltener und Papst Paul I. faßte den Entschluß, die Märtyrergebeine vor Entweihung zu schützen. Er schreibt: „Das Volk ward saumselig und gleichgültig in der den Katakomben gebührenden Achtung. Man trieb Vieh in die heilige Grüfte hinein und legte darin Schafhürden an, so daß sie von keiner Ungebühr verschont blieben. Gegenüber dieser sorglosen Gleichgültigkeit . . . habe ich es für angemessen gehalten, mit Gottes Hilfe die Überreste der Blutzengen, Bekenner und Jungfrauen Christi von dort wegzubringen. Unter heiligen Gefängen und geistlichen Biedern, ließ ich sie nach Rom übertragen, in die Kirche des heiligen Stephan und des Leiliae. Silvester, welche ich habe erbauen lassen.“ Auch Paschal I. ließ, wie ein Inschrift aus dem Jahre 817 meldet, 2300 Leichname in die Kirche S. Prassede übertragen. Nachdem die Katakomben der kostbarsten Schätze beraubt waren, übten sie auf den frommen Pilger keine Anziehungskraft mehr aus und verfielen, stürzten teilweise ein, Schutt

\* Die Kallistuskatakomben sind die gewöhnlich zugänglichen, aber auch die interessantesten und größten.

bedeckte die Eingänge, Gras wuchs darüber und bald kannte man sie nur aus den alten Überlieferungen und Legenden.

Die Vorsehung hat der Kirche für spätere gefährliche Tage ein einzigartiges Arkundenarchiv aufbewahren wollen, still und tief und gut gebettet unter den Campagnahügeln Roms.

Es war am Anfang des 16. Jahrhunderts, da standen revolutionäre Geister, wie Luther, Zwingli und Calvin, auf, denen keine Überlieferung oder Tradition der Kirche heilig war. Die Sakramente und kirchlichen Einrichtungen sollten, so behauptete man, in späten Jahrhunderten erfunden, Lehre und Predigt gefälscht worden sein.

Am 31. Mai 1578 stießen Arbeiter an der salarischen Straße beim Graben von Puzzolanerde auf die Jahrhunderte unbeachtet und vergessen gelegenen Katakomben. Ganz Rom geriet in Aufregung und pilgerte zu den alten Christengräbern hinaus. „Rom war überrascht und erstaunt,“ schreibt ein Augenzeuge, Casar Baronius, „da es von unterirdischen Städten in seinem Reichbilde Kunde erhielt, von Städten, welche einst in den Verfolgungen die Wohnungen der Christen gewesen, jetzt nur Gräber bargen, und voll Bewunderung schaute das Auge, was es bisher in Büchern gelesen.“

So waren nun Urkunden bloßgelegt, welche in feste Steine geritzt, in guter, tausendjähriger Verwahrung gegen Fälschung geschützt waren. Es tauchten Zeugnisse auf, vor denen sich Wissenschaft und guter Wille beugen müssen. Wer das Urchristentum sucht, wird es nur in der katholischen Kirche finden.

Die Katakomben haben schon viele bekehrt, manchen Irrtum berichtigt, manches Dunkel erhellt. Ihre Erforschung ist noch lange nicht am Ziele angelangt, aber was sie schon enthüllt hat, erscheint uns wie ein wundervoll gruppiertes Buch katholischen Lebens und Denkens, wie eine beredte Verteidigung katholischer Lehren, wie ein tausendstimmiges Echo dessen, was wir als Kinder im Katechismus gelernt.

Jedem Besucher werden sie einen tiefen Eindruck hinterlassen. Wenn man in den Katakomben das hl. Meßopfer feiern oder die hl. Kommunion empfangen durfte, oder wenn man das Glück hatte, mit dem Collegium Cultorum Martyrum unter frommem Psalmengefang durch die duftend geschmückten Grabkapellen und schmalen Gänge zu ziehen, so kann man das nicht mehr vergessen. Es bemächtigen sich der Seele unbekannte, nie erfahrene Gefühle, die Phantasie ruft ihm in den Gängen der Märtyrer diejenigen zurück, die da geweint und gebetet, und tiefe Ehrfurcht und heilige Sammlung werden sich über den breiten, dessen Herz nicht verdorrt und verknöchert ist gegen edleres menschliches Fühlen.

„Wir finden in den Katakomben nicht den strahlenden Marmor, den goldenen Glanz, die herrlichen Werke der Kunst, welche in den Heiligtümern und Kirchen Roms über der Erde im Dienste der Religion ihre schönsten Bestimmungen erfüllen. Die Hallen der Katakomben sind dunkel und kahl, die Grabkammern ernst und düster, die Wandgemälde einfach, ja oft ganz kunstlos, unansehnlich, befremdend, unschön, die Farben sind verblüht und verwässert, die Bildwerke mangelhaft, manchmal roh in der Ausführung. Aber Gänge und Hallen, Bilder und Inschriften sind ehrwürdig. Sie stammen aus der schönsten Zeit des kirchlichen und christlichen Frühlings, aus den drei ersten christlichen Jahrhunderten, wo die Kirche die herrlichsten Heiligen und Blutzengen erzog, wo der Glaube so stark, die Hoffnung so fest, die Liebe so rein war wie zu keiner anderen Zeit.“ (Kuhn.)

Darum seid mir immer wieder tausendfach gegrüßt, ihr stillen Totengrüfte Roms!





## Ein Nachmittag am Palatin.

Wie mögen die kleinen römischen Kinder voll Ehrfurcht und heiliger Scheu den Palatinischen Hügel betrachtet haben, von dem man ihnen Sagen erzählte, von Herkules, der aus Spanien mit einer Herde hiehergekommen, am Tiberufer ausrastete, und dem der scheußliche Halbmensich Cacus, der in einem Schlupfwinkel des Aventin hauste, zur Nachtzeit die Rinder stahl, von Evander, der 400 Jahre vor Romulus hier seinen kleinen Besiß gründete, und mit Ancas, dem Helden Trojas, durch schattige Wälder spazierte, von den Zwillingskindern des Mars und der Königstochter Rhea Silvia, von ihren Schicksalen und den Taten ihrer Nachfolger, der Könige, die alle am Palatin wohnten. Man zeigte ihnen noch den Feigenbaum, unter dem der Hirte Faustulus die vom Tiber angeschwemmten Zwillingebrüder Romulus und Remus fand, daneben die Höhle der Wölfin, von der sie gesäugt wurden.

Man zeigte ihnen auch den von Herkules zum Danke für die Besiegung des Cacus errichteten Altar, sowie die immer wieder erneuerte Hütte des Hirten Faustulus und die strohgedeckte des Romulus, und auf der Höhe des Palatins konnten sie noch zu Caligulas Zeiten den grünenden Kirschbaum sehen, der aus des Romulus Lauze entsproß.

Auch für den Geschichtsforscher ist der Palatin ein denkwürdiger Ort; er entdeckt in all diesen Sagen einen geschichtlichen Kern: Von den sieben Hügeln Roms war der Palatin zuerst besiedelt. Die steilen

Felsgehänge auf allen Seiten machten ihn zu einer natürlichen Festung. An mehreren Stellen haben sich auch noch Reste der ältesten Ringmauer erhalten, welche die kleine Stadt des Romulus schützte. „Das war der kleine Kern, der sich zum ewigen Rom entwickelt hat, das mit seinen Wurzeln bis an die Grenzen der Erde reicht und mit seinen Ästen Jahrtausende überschattet.“ (Kuhn.) Während des Bestandes der römischen Republik zog das politische Leben hinab in die Niederung des Forums, die Kaiser aber machten den Palatin wieder zum Mittelpunkt der römischen Weltherrschaft; hier erbauten sie sich ihre Residenz von solcher Pracht, daß wir heute noch einen Prachtbau nach dem Palatin „Palast“, französisch „Palais“, italienisch „Palazzo“ nennen. Vom ursprünglichen Namen des palatinischen Hügels, (Palatium) nannte man im Mittelalter die Kaiserburg „Pfalz“ und die Großen des Reiches, die am Kaiserhofe weilten, „Paladine“.

Diese und ähnliche Gedanken drängen sich uns auf, wenn wir vom Forum langsam auf den Palatin hinaufschreiten. Dunkle Gewölbe und gewaltige Stützmauern, wie für die Ewigkeit erbaut, umragen uns. Wir sind in den Bauten des Caligula; doch heute wollen wir nicht in den dunklen Gang hinein, in welchem dieser Kaiser ermordet wurde, wir suchen das Sonnige und freuen uns über die Natur die unermüdetlich tätig ist, ihr Grün zwischen die roten Ziegelsteine einzunisten und so den düsteren Ernst der Ruinen zu mildern.

Während wir vormittags die Schneenachrichten aus Deutschland lasen, können wir uns hier am Duft der Rosen erfreuen. Die Drangen an den grünen Bäumchen umziehen sich mit dem ersten Gelb, eine Gruppe Eucalyptusbäume breitet ihre weidenartigen Äste in die Luft.

Kennst Du das Land, wo die Zitronen blüh'n,  
Im dunklen Laub die Goldorangen glüh'n.  
Ein sanfter Wind vom Himmel weht,  
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?

Goethe.

Die Gärten sind ein Überbleibsel von dem Plane Paul III. aus dem Hause Farnese, den ganz Palatin in einen einzigen Prachtgarten zu verwandeln und durch die berühmtesten Künstler ausschmücken zu lassen. Die Historiker sind freilich böse darüber, da dabei manche Mauer zugrundeging, sie möchten am liebsten die Villa Mills und das Kloster San Bonaventura und wo es noch ein zauberisches Plätzchen gibt, auch wegreißen, um noch einige Marmorstücke auszugraben und so die Wissenschaft zu bereichern.

Ein rundes Gitter ist da errichtet, was soll dies mitten im grünen Garten? Wir sehen hin. Es ist ein grünausgelegter Schacht, der in die unter uns befindlichen Gemächer und Wölbungen führt. Überall gehen wir über hohle Räume, der ganze Berg ist bis in seine Tiefen unterwühlt, es sind auch eine Art Katacomben, aber keine Asche, kein Staub, kein Knochen ist darinnen übrig geblieben von den großen Kaisern, vor denen die Erde erzittert.

Welch unermeslich herrlichen Blick mußte Caligula von dieser Höhe haben! Der aberwitzige Tyrann hatte sich an der Stelle einen Palast erbaut, zu dem der Tempel des Castor und Pollux den Eingang bilden mußte. Manchmal setzte er sich daselbst zwischen die Statuen der Halbgötter und ließ sich als einem Gotte opfern. Vom Palatin hatte er eine Brücke zum Capitol geschwungen, weil er als der Herr der Welt mit seinem Vater, dem Herrn des Himmels (Jupiter), so nahe als möglich wohnen wollte. Einen Pfeiler von derselben sieht man noch. Neben seinem Palaste hatte er sich einen Tempel geweiht und mit seinem goldenen Bildnis geschmückt. Als er nach dreijähriger Herrschaft, in der er keine Gattung von Tollheit und Verbrechen scheute, auf dem Rückwege aus dem Circus Maximus in dem oben erwähnten Gange ermordet wurde, ließen seine Nachfolger seine Bauten niederreißen und Nero, der Mutter- und Gattenmörder, der blutbefleckte Komödiant, baute sein goldenes Haus darüber. Es umschloß teilweise drei Hügel, Palatin, Esquilin und Cölius; der römische Schriftsteller Sue-

ton berichtet darüber: „Da war alles mit Gold, mit Edelsteinen und Perlmuscheln ausgelegt; da waren Speisefäle mit getäfelten Decken, deren elfenbeinerne Platten verschiebbar waren, aus der Öffnung ergoß sich über die Speisenden ein Regen von Blumen und wohlriechenden Wassern. Der schönste dieser Säle war rund und drehte sich Tag und Nacht, um die Kreisbewegung des Weltalls nachzuahmen. Nach der Vollendung des Palastes sagte der Kaiser: „Nun kann ich endlich wie ein Mensch wohnen!“ Dieser Größenwahn reizte die Römer zu den Spottversen:

„Rom wird ein einziges Haus: nach Beji ziehet ihr Römer,  
Wenn nicht dies Haus auch Beji ziehet in seinen Bereich.“

Einzelne Marmorbilder sehen noch auf uns herab, es sind nicht mehr die Kunstwerke, welche in unglaublicher Fülle die vielen Tempel und Kaiserwohnungen des Palatin schmückten, dieselben haben sich die Goten und Vandalen geholt, nur wenige stehen im Vatikan und anderen Museen. Ein Wälzchen von Steineichen wächst hier, das Sonnenlicht zittert spielend zwischen den graugrünen Blättern.

Die Aussicht den Rand entlang ist unbeschreiblich. Da mag der letzte römische Poet Claudian gestanden sein, der im Jahre 403 mit dem Kaiser Honorius im Triumphzuge einzog. Vom Palatin aus betrachtete er das noch unbesiegte Rom und von dessen Anblick hingerissen, pries er überschwenglich die unsagbare Pracht der alten Kaiserstadt, ihre goldbedeckten Tempel, „die lorbeerumkränzten, in die Wolken aufragenden Standbilder, die zahllosen Ehrenpforten, buntschimmernd, daß das Auge starrt vor dem flammenden Erz und zitternd sich abwendet von den glänzenden Fluten des Goldes.“ (Kuhn.)

Heute sieht das Auge nur das Gold der Sonne, das in den unerschöpflichen Kuppeln Roms erglänzt, da drüben S. Martina, Maria Maggiore, das Rund des Kolosseums, die Spitzen des Väteran, den mittelalterlichen Turm delle Milizie, das Kapitol und wenn wir weiterschreiten, die sanften Höhen des Janiculus, neben dem die St. Peterskuppel emporsteigt.

Über dem Palaste des Liborius grünen Zypressen und ragt eine Palme. Das Haus der Livia, der dritten Gemahlin des Augustus, welche der Kaiser ihrem Gatten wegenommen hatte, gehört zu den am besten erhaltenen des Palatin, Mosaikboden und schöne Wandmalereien zieren es. Wenn wir an der rechten Wand des Mittelzimmers die Io dargestellt sehen, wie sie der Wächter Argos unverwandt im Auge behält, so erinnern wir uns unwillkürlich daran, daß man heute noch von „Argusaugen“ spricht, um eine scharfe Überwachung anzudeuten.

Stillich davon schließt sich der weitausgedehnte Flavische oder Domitianische Palast an. Plutarch berichtet, daß in dem von Domitian erbauten kapitolinischen Jupiter-Tempel die Vergoldung mehr als 120.000 Talente (etwa 60 Millionen Goldmark) gekostet habe. „Sehe aber,“ bemerkt er weiter, „wer den Prachtaufwand am Kapitol bewundert, nur eine Halle im Palast Domitians, einen Säulengang, ein Nymphäum, ein Buzgemach, er würde sich versucht fühlen, auszurufen: Dir geht es beim Bauen wie Midas, alles, was du berührst, wird zu Gold und Marmor.“ Was aber half dies dem Armen. Vor ständiger Furcht, ermordet zu werden, fand er keine Ruhe am Tage und bei Nacht, er hatte die Wände seiner Gemächer, deren Umriß wir noch genau studieren können, mit Leuchtstein bekleiden lassen, auf daß er alles sehen könnte, was hinter seinem Rücken geschah. Trotzdem entging er dem Morde nicht.

Rote Mauerstreifen, vereinzelt Marmorstücke, unkenntlich gewordene Statuenköpfe, Säulen und Pfeilerstümpfe, das ist alles, was von der alten Herrlichkeit geblieben ist.

„Wie Gespenstererscheinungen“, schreibt Rosegger, „längst vergangener Herrlichkeit und Tyrannei ragen die Überreste von Pracht und Kunst aus schneeweißem Marmor; wie Gespenstererscheinungen dämmern die blutroten Fresken (im Haus der Livia) an den Wänden düsterer Räume, die wohl Abgründe hatten, aber keine Fenster, durch welche das befreiende, seelenver-

edelnde Sonnenlicht in die Paläste der Herrscher hätte dringen können. Aber sie beleuchteten ihre Wohnungen mit dem Gefunkel des Goldes und mit den glühenden Augen der Sklavinnen. — Das war ein wüster Traum der Geschichte!“

Wer die Ruinenwelt des Palatin betrachtet, hat oft die Frage auf den Lippen: Durch welche Wechselfälle ist es so weit gekommen? Man hat herrliche Bilder gemacht, auf denen man die feenhaften Paläste der römischen Kaiser zu rekonstruieren versuchte, in Wirklichkeit war der Palatin einer ständigen Veränderung schon zur Kaiserzeit unterworfen, da, was der eine erbaute, der andere zerstörte. Nur Zeit des Honorius war das Palatium noch bewohnt, wiewohl in manchen Teilen zerfallen und des Schmuckes beraubt. Nach den Goten plünderten die Vandalen unter Geiseric im Jahre 455 die Residenz der Cäsaren und schleppten ganze Schiffsladungen von Schätzen und Kunstgegenständen fort, unter anderem, wie es wahrscheinlich ist, auch die Tempelschätze aus Jerusalem, die teilweise in dem Cäsarenpalaste aufbewahrt worden waren.

Theodorich, dessen Minister, der spätere Mönch Cassiodor Rom begeistert geschildert, verwandte 200 Pfund Goldes jährlich für Arbeiten am Palatin und an den Mauern Roms.

Im Anfang des achten Jahrhunderts scheinen seine Räume noch bewohnbar gewesen zu sein, von da an zerfiel erst der einstige Mittelpunkt der Weltgeschichte. Nachtvögel flatterten durch die leeren und beraubten Kaiserzimmer, scheu wich mancher den Ruinen aus; man meinte, die bleichen Gespenster der Kaiser, die Opfer ihrer Grausamkeit und die Gefährten ihrer Laster gingen nächtlich durch die Ruinen und wimmerten beim einsamen Schrei der Gule.

Den schlimmsten Schlag erhielt der Palatin im Jahre 1084, als Kaiser Heinrich IV. zum drittenmal Rom belagerte und erstürmte, die Brandfahel ins Kapitol schleuderte, das Septizonium, den Prachtbau des Kaisers Septimius Severus verwüstete und die

herrlichen Säulen mit Belagerungsmaschinen zermalmt. Was er noch übrig ließ, zerstörten die Normannen und Sarazenen vollends. Seit dieser Zeit hat sich der einst stark bewohnte Teil zwischen Palatin und Cölius und hin bis zum Aventin nie mehr erholt. Fieberdünste zogen in die Gege<sup>n</sup> ein, die Häuser der Bewohner lagen in Schutt und Asche, die Wasserleitungen waren versiegt. Als 20 Jahre später Bischof Hildebrand von Tours zum Lateran und Kolosseum wallfahrtete, sah er das öde Trümmerfeld und doch konnte er sagen:

Nichts ist Roma, dir gleich, selbst jetzt, da in Trümmern du trauerst,

Was in der Blüte du warst, zeigt der gesunkene Schutt.

Ach, es erblick' dein Glanz, von der Zeit getrübt,

Und es liegen

Cäsars Burgen im Sumpf, Tempel der Götter im Staub. — —

Hier ist, wehe! die Stadt! nun schau ich ihre Ruinen.

Und nachsinnend bewegt rufe ich: Roma, du warst!

Später irrten durch die Wildnis des Palatins, „den Irrgarten Roms“, Cola di Rienzo, Petrarca und Boggio. Ein Fluch des Himmels, sagt der Geschichtschreiber, schien gerade auf den Palatin gefallen zu sein: denn kein Hügel Roms war so ganz verödet, wie dieser Sitz cäsarischer Weltgebieter. Ihre umgestürzten Marmorpaläste hatten Namen und Gestalt verloren, gleich denen der Könige Babylons und der Pyramidenbauer.

Die von Pius IX. begonnenen Ausgrabungen wurden durch die jetzige Regierung fortgesetzt und förderten viele kostbare Funde zutage. Einer der interessantesten ist das im Jahre 1856 in dem ehemaligen Pädagogium aufgefundene in eine Wand gekritzelte Spottkruzifix, das wohl die älteste Darstellung der Kreuzigung Christi sein dürfte. Zur Verhöhnung eines christlichen Knecht oder Soldaten, stellten seine Kollegen einen ans Kreuz genagelten Mann mit Eselskopf dar, dem sich eine die Verehrung bezeugende Gestalt naht; zur Erklärung ist darunter die Spottinschrift eingekritzelt: Alexamenos betet seinen Gott an. Der gekränkte Jüngling Alexamenos schrieb dann

an die Wand einer Nachbarzammer als gebührende Antwort an die höhrenden Kameraden die schlichten Worte: „Alexamenos treu seinem Glauben,“ und in der Nähe: „Mein Schutz ist Gott der Herr.“ Niemand wird dieses gegenwärtig im Kircher'schen Museum befindliche Spottbild ansehen, ohne von Ehrfurcht über den Glaubensmut des christlichen Jünglings erfüllt zu werden.

Tausende, die auf der Palatin gestiegen sind, hat es gelockt, ein buntes Steinchen vom alten Mosaik, ein Marmorstückchen oder dergleichen mitzunehmen. Schon Goethe erzählt, daß er sich hier die Taschen mit dergleichen vollgestopft. Man wird hier zum Kinde. Trotz des Verbotes 'igt heute noch mancher solch ein Andenken in der Tasche von hier fort. Der Boden ist daran unerschöpflich.

Ein kleiner Römer mit blassem Gesichtchen, ein Knirps von etwa drei Jahren, zog ein langes Rohr, das ihm die Mutter aus dem Röhrchen schneiden mußte, hinter sich nach. Doch vom Weiterkommen war keine Rede. Vergebens dröhte ihm die Dame, ihn allein zu lassen. Die neue Peitsche gefiel ihm so gut, daß er sich vor dem ehemaligen Pädagogium niedersezte.

So mußte denn Mama den Kleinen samt dem meterlangen grünen Rohr auf den Arm nehmen, denn auch eine Verkürzung ließ er nicht zu. Ob die alten Römerinnen auch so erzogen?





## Die Kirche Gesù und ihre Er- innerungen

Zu den schönsten und besuchtesten der 400 Gotteshäuser Roms gehört Gesù in der Nähe des venetianischen Palastes.

Die mächtige Fassade ist ein Werk des Giovanni della Porta.

Die Jesuiten verstanden es immer, die bedeutendsten Baumeister, Maler und Bildhauer aufzusuchen, um ihre Kirchen so kunstreich als möglich auszuschnüden.

So ist denn auch Gesù, ihre Hauptkirche in Rom, vom berühmten Bignola (1573) erbaut, abgesehen vom Riesendom des St. Peter, das gewaltigste Werk der damaligen Renaissance, und noch jetzt von hoher künstlerischer Bedeutung.

Wenn wir den bei den Kirchen Roms üblichen Ledervorhang wegziehen und ins Innere treten, so haben wir jenen entzückenden Anblick, der den amerikanischen Dichter Hawthorne sagen läßt: niemand habe eine Vorstellung von der Macht und Herrlichkeit des Katholizismus, der nicht die Pracht der römischen Kirchen gesehen.

Wie leuchtet alles im flammenden Goldschein, wie glüht es im Farbenglanze der Bilder! Wände, Säulen und Bogen sind mit köstlichen Marmorarten bekleidet. Im Gemölbe der Decke und im Innern der weiten Kuppelwölbung leuchten Freskogemälde von solchem Glanze und von so kunstvoller Perspektive,

daß es scheint, als öffne sich der mit heiligen Gestalten erfüllte Himmel über dem Haupte des staunenden Beschauers.

Doch wir senken das vom Prachtanblicke trunkene Auge und schreiten durch die Kirche hinauf zu einem stillen Grabe. Am linken Seitenaltare ruht in einem mit Kristall und Achat bekleideten Bronzefarge der hl. Ignatius, der Stifter des Jesuitenordens.

Es war am Palmsonntag des Jahres 1523, als der ehemalige tapfere Offizier Ignatius arm, bettelnd und halb krank vor Ermüdung in Rom zum erstenmal angekommen war. Von dem letzten deutschen Papste, dem frommen Hadrian VI., erhielt er die nötigen Pässe nach Jerusalem. Während seines neuntägigen Aufenthaltes hatte er die fünf Hauptkirchen und andere heilige Orte besucht. Sein Plan, in Palästina die Sarazenen zu bekehren, scheiterte.

Zum zweitenmal und nun für immer kam er nach der heiligen Stadt im November 1537, Jahre voll heroisch-christlicher Thaten lagen hinter ihm. Diesmal bildeten seine Begleiter Franz Xaver, Bainez und Faber. Während der Zeit, wo sie auf die Genehmigung ihres Ordens warten mußten, fand ihr Eifer in Rom Thätigkeit genug. Franz Xaver predigte in der lieblichen Basilika S. Lorenzo in Damaso, unter dessen Altar der große Dichter und Papst Damasus liegt. Bainez und Faber wurden zu Professoren an der Sapienza, der päpstlichen Universität, ernannt. Der heilige Ignatius selbst predigte und unterrichtete und bewährte sich in allen Seelsorgertugenden an der spanischen Kirche zu unserer lieben Frau von Montserrat. Alle diese Gebäude bestehen noch unversehr wie auch die meisten Orte, an die seine spätere Wirksamkeit erinnert. So z. B. S. Catarina de' Funari, wo er ein wohlthätiges Institut gründete. Klosterähnlich, mit wenigen Fenstern, den Ernst des Innern verkündend, läuft es parallel zum gegenüberliegenden Palast Mattei.

Als Ignatius nach Genehmigung des Ordens einstimmig zum General gewählt wurde, schlug er traurig

diese Stelle unter verschiedenen Vorwänden aus und verlangte eine Neuwahl. Sie traf wieder ihn. Lainez und nach ihm alle anderen erklärten aus der Gesellschaft auszutreten und keinem anderen die Stimme zu geben, wenn er die Führung nicht annehme. Ignatius eilte zu seinem Beichtvater am Janiculus, legte nach dreitägiger Vorbereitung eine Generalbeichte bei ihm ab und legte die Entscheidung in dessen Hände. Derselbe erklärte, daß es für Ignatius eine Gewissenspflicht sei, die Leitung des Ordens zu übernehmen.

Damals lag in vielen Ländern das religiöse Leben arg darnieder. Auch die Geistlichkeit hatte vielfach ihren hohen Beruf vergessen. Ignatius erkannte mit scharfem Blick, daß die Unwissenheit der gefährlichste Feind des Glaubens und der größte Bundesgenosse der Irrlehre ist. Darum sandte er die Seinen von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, um die Leute in religiösen Dingen aufzuklären. Bei den flammenden Worten der Gottesmänner ging oft freudiges Staunen durch das lange vernachlässigte Volk und viele besannen sich wieder auf die hohen Güter des heiligen Glaubens, die ihnen die Irrlehrer rauben wollten. Überall wurden Unterrichtsanstalten und Kollegien gegründet, die nach allen Seiten religiöses Leben ausstrahlten. Der Katechismus, den sein großer Schüler Petrus Canisius für Deutschland verfaßte, wurde in alle Kultursprachen übersetzt und war durch Jahrhunderte das religiöse Belehrungsbuch für jung u. d. alt. Die Exerzitien des heiligen Ignatius dienen bis heute als wichtiges Mittel der religiösen Durchbildung.

Im Alter von 65 Jahren starb der Heilige. Zwei Tage blieb der Leichnam in Gesù ausgelegt. Der Zudrang aller Klassen der Gesellschaft war unermesslich; nur mit Mühe konnte verhindert werden, daß nicht sein Gewand zerrissen und als Reliquie ausgeteilt wurde. Am Abend des 1. August 1556 wurde Ignaz von Loyola in einem einfachen hölzernen Sarge in der Hauptkapelle der Kirche beerdigt. Am Tage seines Todes zählte die Gesellschaft bereits 12 Provinzen und über 100 Ordenshäuser.

Der polnische König Johann Kasimir, der als Jüngling in die Gesellschaft Jesu eingetreten war, hatte eine Summe hinterlegt, zwei Jesuitenkardinäle vermehrten den Schatz und so wurde unter Mitwirkung der über die ganze Erde verbreiteten Gesellschaft Jesu der kostbare Altar dem Stifter errichtet. Reliefs aus seinem Leben, die Belagerung Sampelonas, die Erscheinung des heiligen Petrus, der ihn heilt, die Umarmung mit dem heiligen Philipp Neri und anderes schmücken die Felder; eberne vergoldete Säulen steigen hoch empor, Marmor mit den wundervollsten Zeichnungen und von den kostbarsten Arten, die Darstellung der Dreieinigkeit, die er besonders ehrte, Engel, welche den in Bergkristall eingegrabenen Namen Jesu tragen, die symbolischen Gestalten von Amerika, Asien, Afrika und Europa, Erdteile, die ihm so viel verdankten, sind sinnig über dem Altar angeordnet. Bei festlichen Gelegenheiten ist die gegen drei Meter hohe versilberte Statue des Heiligen, welche sonst durch ein Altarbild verhüllt ist, zu sehen.

Nicht weit vom heiligen Ignatius liegen zwei seiner großen Schüler. In ihren Marmorbüsten, die aus ihren Grabsteinen emporschauen, hat der Künstler nicht umsonst den hohen Geist, der sie beseelte, auszudrücken versucht. Es ist der gelehrte, 1924 selig gesprochene Robert Bellarmin, vom Volke einst nur der heilige Kardinal genannt und der heiligmäßige Vater Bignatelli.

Ignatius gegenüber ist ein Altar einem der größten heiligen Männer aller Zeiten geweiht. Das Bronze-relief verdeckt eine der segensreichsten Hände, die sich je über Arme, Verlassene oder Bedürftige ausgestreckt. Es ist der heilige Franz Xaver, dessen Briefe man nicht ohne Rührung und Bewunderung lesen kann. Die Hand, welche hunderttausende getauft hat, ist hier die einzige Reliquie von seinem Leibe, welcher bis jetzt unverwest in Goa in Indien ruht. Sie ist an seinem Feste, dem 3. Dezember, frei zu sehen. Schon während er in Rom war, sammelte er bei einer ausgebrochenen Teuerung Lebensmittel für die Armen und

speiste damit täglich bei 3000 Menschen. Das Gemälde von Maratta ober dem Altar stellt seinen Tod dar, im Angesichte Chinas, nach dem sich sein Herz sehnte. Im Triumphe wurde sein Leichnam nach Goa zurückgeführt, auf der weiten Fahrt strömten Fürsten und Völker herbei, um ihm die letzten Ehren zu erweisen, selbst Gesandte des Großmoguls warfen sich vor den sterblichen Überresten des großen christlichen Priesters nieder.

Im Gegensatz zur prunkvollen Kirche sind die Zellen im angebauten Jesuitenkloster nicht nur schmucklos, sondern sogar ärmlich zu nennen. Getreu ihrem Wahlspruch: „Alles zur größeren Ehre Gottes,“ schmückten sie das Gotteshaus mit aller erdenklichen Pracht, während sie sich selber mit Armut umgaben.

Die Piemontesen haben nach 1870 das Kloster in eine Kaserne verwandelt. Erst nach dem Weltkrieg wurde ein großer Teil des Hauses den rechtmäßigen Besitzern zurückgegeben. Über eine Treppe gelangen wir ins Zimmer, welches der heilige Ignatius lange Zeit bewohnte. Hier schrieb er die Sakungen des Ordens, hier wurde er durch himmlische Offenbarungen und Erscheinungen begünstigt, und gab endlich seine Seele in die Hände dessen zurück, dessen Ehre er in seinem Leben einzig gesucht hatte. Hier wohnte nach ihm auch der heilige Franz Borgia und starb hier. Hier erhielt der heilige Franz Xaver den Segen und Befehl des heiligen Stifters zu seinem Apostolate. Hier las auch der heilige Karl Borromäus die heilige Messe. Hier wurde der heilige Ignatius vom heiligen Philipp Neri und vom heiligen Felix von Cantalizio besucht. Hier hat der heilige Franz von Sales oft gebetet und hier endlich wurde der heilige Moissius und der heilige Stanislaus Kostka in die Gesellschaft aufgenommen. An so viele Heilige erinnert uns dieses Zimmer.

Doch sehen wir uns noch nach den vielen Gegenständen um, welche in diesen kleinen Räumen aufbewahrt werden. Im eigentlichen Zimmer des heiligen Ignatius sieht man dieselbe Türe, die er öffnete und schloß; den Kamin, worin er oft aus Abtötung Briefe

von Verwandten verbrannte, ohne sie zu lesen; darüber die Fensterläden, die von seinen Händen oft berührt wurden. Das Bild der heiligsten Jungfrau über dem Altare ist dasselbe, vor dem er oft betete und die heilige Messe las. Das Gemälde des Gekreuzigten an der Wand befand sich gleichfalls in seinem Zimmer. Ferner sieht man hier Handschriften verschiedener heiliger Männer, die Gelübde des heiligen Ignatius und seiner Gefährten von seiner Hand geschrieben, eigenhändig geschriebene Briefe des heiligen Ignatius, Franz Borgias, Karl Borromäus, Vinzenz von Paul, Franz von Sales, Franz von Hieronymo, Franz Regis, des seligen Alfons Rodriguez, des seligen Britto und ein von der Hand des seligen Thomas von Mora geschriebenes Buch. Im anstoßenden Zimmer befindet sich ein Stück vom Kleide des seligen Benedikt Labre, ein Messgewand des heiligen Kanisius, ein Kelch und Kleidungsstücke vom ehrwürdigen Pignatelli, verschiedene Erinnerungen an den seligen Kardinal Bellarmine.

Die Festgottesdienste und die Feierlichkeiten der Karwoche besorgt in der Kirche Gesù heute noch das Collegium Germanikum, eine der wichtigsten Gründungen des heiligen Ignatius. Es zeugt von der eiserne Tatkraft dieses Mannes, daß ihm drei Monate genühten, unter den schwierigsten Verhältnissen eine Anstalt ins Leben zu rufen, für die er kein Vorbild hatte, die aber selbst das unerreichte Muster zahlloser ähnlicher Schöpfungen in der ganzen katholischen Welt werden sollte. Denn schon elf Jahre später hat das große Reformkonzil von Trient ähnliche Einrichtungen (Priesterseminarien) für alle Diözesen vorgeschrieben. Das Germanikum sollte eine große Idee des heiligen Ignatius verwirklichen helfen: die Erhaltung der katholischen Religion in Deutschland und die Rückkehr des deutschen Volkes zur Einheit der Kirche. Mit großer Freude nahm er im Jahre 1552 die ersten 22 deutschen Jünglinge auf und als die junge Gründung aus Geldmangel wieder unterzugehen drohte, da machte der heilige Ignatius sogar große Schulden und schrieb:

„Eher lasse ich mich verkaufen, als daß ich meine Deutschen im Stiche lasse.“

Gregor XIII. hat 1573 das Germanikum durch reiche Schenkungen auf eine feste Grundlage gestellt. Fünf Jahre später gründete er das ungarische Kolleg und vereinigte es 1580 mit dem deutschen Kolleg. Welch unermeßlichen Segen diese Gründung des heiligen Ignatius für das gefährdete Deutschland und Ungarn brachte, geht wohl am besten daraus hervor, daß in den 370 Jahren seines Bestandes ungefähr 30 Kardinäle, 50 Erzbischöfe, über 300 Bischöfe, 50 Äbte und Ordensgenerale und mehr als 20 Märtyrer hervorgingen, von denen bisher zwei die Ehren der Altäre erlangten. Tausende von Zöglingen waren in der Seelsorge und im Lehramt tätig. Als der berühmte Würzburger Professor Gettinger \* nach vierjährigem Studium aus der Anstalt schied, da schrieb er: „Ich war in dieser Zeit reich geworden, überreich, hatte Schätze gesammelt für Geist und Herz und ein glückliches Leben gelebt. Unter Tränen nahm ich Abschied von dem lieben, frommen Hause.“ Er erinnerte sich oft im späteren Leben an diese schönen Jahre und sprach mit dem altrömischen Dichter Ovid:

„Wenn die so traurige Nacht mir in der Erinnerung auftaucht,  
Welche die letzte mir war, eh' ich geschieden von Rom,  
Wenn ich gedenke der Nacht, da des Leuren soviel ich verlassen,  
Sind mir die Augen noch jetzt schmerzlich mit Tränen gefüllt.“

\* Gettinger, „Aus Welt und Kirche“, I., 1, vergl. auch die zweibändige Geschichte des deutschen Kollegs von Cardinal Steinhuber.





## St. Agnes vor den Mauern.

Eine halbe Stunde außerhalb der Stadtmauer erhebt sich an der Momentanischen Straße im Schatten mehrerer Pinien ein altersschwacher Turm, der durch hohe Stützmauern vor dem Einsturz bewahrt wird. Das alte Gemäuer läßt es gar nicht ahnen, daß sich hier ein Stockwerk unter der Erde eine der lieblichsten Kirchen Roms verbirgt, hold und lieblich wie die Heilige, der sie geweiht ist.

Agnes war ein dreizehnjähriges Mädchen voll Liebreiz, Unschuld und Frömmigkeit. Ihre Schönheit und Geburt zog vornehme Freier, vor allen den Sohn des römischen Statthalters an. \* Er warb um ihre Hand; doch sie hatte Jesus, den himmlischen Bräutigam, sich erwählt und wies die glänzendsten Anerbietungen zurück. Die verächtlichen Freier klagten das Mädchen nun des christlichen Aberglaubens an, weil sie meinten, die fürchterlichen Marterwerkzeuge und Drohungen würden sie gefügiger machen. Agnes jedoch verlor vor flammendem Scheiterhaufen, vor Ketten und Geißeln und vor den schrecklichen Drohungen des Richters ihre Fassung nicht und erklärte sich gerne bereit, für ihren Heiland zu sterben. Als man sie an einem Schandorte — wo jetzt ihre Kirche auf der Piazza Navona steht — frechen Jünglingen überliefern wollte, umhüllte sie das plötzlich wunderbar gewachsene Haupt-

\* Nach römischem Recht konnten die Mädchen schon mit 12 Jahren heiraten.

haar; flammender Lichtschein, blendender als die Sonne, ließ die Wüstlinge zurücktaumeln. Ihr Engel schützte sie. Endlich wurde das zarte Kind, für dessen Hände alle Ketten zu groß waren, enthauptet.

Ihre Eltern begruben sie auf ihrem Landsitz an der Via Nomentana. Am achten Tage sahen sie eine Schar glänzender Jungfrauen in himmlischen Gewändern herankommen, mitten unter ihnen ihre Tochter Agnes mit einem Lämmlein, weißer als der Schnee. Agnes befahl ihren Gefährtinnen still zu stehen und tröstete ihre Eltern: „Trauert nicht über mich, wie über eine Tote, sondern freuet euch mit mir, da ich glücklich bei dem wohne, den ich auf Erden geliebt.“ \*

Da man sie beerdigte, strömten alsbald die Christen zu ihrem Grabe und erregten dadurch die Wut des heidnischen Böbels, der eines Tages bewaffnet auf die Christenschar einstürmte. Die Christen stoben auseinander, nur Emerentiana, die Milchschwester der heiligen Agnes, blieb standhaft beim Grabe ihrer Gefährtin. Sie verwies dem Böbel seine Roheit und fiel hierfür unter den Steinwürfen desselben tot nieder. Es erhob sich nun ein heftiges Erdbeben, Blitze fielen vom heiteren Himmel und töteten viele. Bestürzt ließ man die Tote liegen, die nachts in das Grab ihrer Schwester gelegt wurde.

So die liebliche Legende, die in ihren wesentlichen Punkten ohne Zweifel auf geschichtliche Tatsachen zurückgeht. Denn gleich nach dem Ende der Christenverfolgung hat Kaiser Konstantin über dem Grabe der heiligen Agnes eine Basilika errichtet und der aus dem Jahre 354 stammende Festkalender des Philocalus beweist, daß man damals schon in dieser Kirche das Fest der heiligen Agnes am 21. Jänner feierte. Schon im 5. Jahrhundert, längst bevor der heilige Benedikt Monte Cassino gründete, bestand hier ein Kloster von gottgeweihten Jungfrauen, wie die Ausgrabungen 1901 erwiesen haben; es wurde auch der Grabstein

\* Die Kirche feiert daher zwei Agnesfeste, am 21. Jänner und acht Tage darauf, am 28. Jänner

einer Äbtissin, namens Serena, gefunden, die im Jahre 514 im hohen Alter von 85 Jahren hier starb.

St. Agnes ist eine der berühmtesten Heiligen der römischen Kirche geworden. Der heiligen Kirchenlehrer Ambrosius und Augustinus beredter Mund hat ihr Lob verkündet und der heilige Hieronymus berichtet, daß ihr ruhmreicher Tod allen Völkern bekannt ist und in allen Sprachen gepriesen wird. Prudentius und nach ihm viele andere christliche Dichter haben ihr begeistert Loblieder gesungen.

Über 47 breite Marmorstufen steigen wir in die Kirche hinab. Zu beiden Seiten der Treppe erinnern uns viele altchristliche Inschriftsteine an die Katakomben der heiligen Agnes, die sich unter der Kirche hinziehen und das Grab der Heiligen umgeben. Besonders denkwürdig ist eine Inschrift des heiligen Papstes Damasus, der noch in der Verfolgungszeit (305) geboren, von 366 bis 384 die päpstliche Würde bekleidete. Einer der größten Gelehrten der damaligen Zeit, der heilige Hieronymus, war mehrere Jahre hindurch sein Sekretär, dem er unbedingtes Vertrauen schenkte. Nicht nur für die Katakombe der heiligen Agnes, sondern auch für die Erhaltung der übrigen Katakomben hat Papst Damasus unendlich viel geleistet: Er hat verschüttete Gänge wieder ausgegraben, durch Treppenanlagen bequeme Zugänge geschaffen, die Licht- und Luftzufuhr verbessert, die Heiligtümer würdig geschmückt und viele herrliche Inschriften verfaßt, von denen uns über 50 in prachtvoller Schrift, auf Marmortafeln gemeißelt, erhalten sind. Eine dieser berühmten Inschriften sehen wir rechts unten am Ende der Treppe; sie enthält in zehn eleganten Versen einen kurzen Überblick über das Leben und den Tod der heiligen Agnes.

Wenn wir in die Kirche eingetreten sind, bleiben wir wie gebannt stehen, so überrascht uns das wunderbare Ebenmaß, das den ganzen Raum beherrscht. Sechzehn kostbare Säulen bilden prachtvolle Bogenhallen, die sich in den Arkaden des Obergeschosses anmutig fortsetzen und drei Seiten der Kirche umschließen. Wir ha-

ben hier ähnlich wie in S. Lorenzo, nur noch viel schöner und reiner, eine der ältesten Emporkirchen des ganzen Abendlandes vor uns. Dort oben hinter den zierlichen Marmorschranken zwischen den Säulen der Emporen wohnten die Frauen dem Gottesdienst bei; die Trennung von Frauen und Männern wurde in den altchristlichen Kirchen viel strenger durchgeführt als heute.

Durch die Fenster leuchten die milden Sonnenstrahlen herein und verklären die kostbaren Schnitzarbeiten der goldstrahlenden Decke; das alte Mosaik in der großen Chornische gehört ganz der byzantinischen Kunst an. Nicht anmutig und jugendfrisch, sondern ernst und feierlich, fast steif wie eine osrömische Prinzessin, steht die Heilige da in einem perlenübersäten, golddurchwirkten Gewande; von oben reicht ihr Gottes Hand die Siegestrone, während zu ihren Füßen Flammen und Schwert auf das überwundene Märtyrium hinweisen. Rechts ist Papst Symmachus dargestellt, der um 500 die Kirche restaurierte, links bringt Papst Honorius I. ihr ein Modell der von ihm 626 neu aufgebauten Kirche dar. Das Mosaik selbst stammt ebenfalls von diesem Papste, wie die etwas langatmige Brunkinschrift besagt. Auf dem Altar steht eine Statue der Heiligen. Über dem Grabe der Heiligen erhebt sich ein Baldachin, der von vier Porphyrsäulen getragen wird.

Über die Lämmerweihe am Agnesfeste schreibt der dänische Dichter Jörgensen:

„Jedes Jahr am 21. Jänner füllt sich zum Zwecke der Lämmerweihe die alte Basilika mit Menschen; es entsteht ein ungeheures Gedränge und Strecken der Hälse, wenn zwei Lämmer, schneeweiß, mit hübschen, kleinen, blaßroten Mäulchen und an allen vier Beinen mit rothfarbenen Bändern gefesselt, gegen Schluß der heiligen Messe in zwei flachen Körbchen hinauf zum Altar getragen werden. Man stellt sie vor den Bischof; eines rechts, das andere links; sie liegen ganz still in ihren Körbchen, versuchen den Kopf vielleicht ein wenig zu heben, um nach den Blumen zu langen, die

auf dem Altar stehen. Aber sie geben keinen Laut von sich, sie führen sich ganz brav auf. Sie empfangen den Segen und werden dann wieder fortgetragen, um ihrem Lebenswerk entgegenzugehen, d. h. Wolle zu den Pallien der Erzbischöfe zu liefern. Mit den Lämmern verschwinden auch die Neugierigen. Der Menschenstrom wälzt sich die große Treppe hinauf in den großen Vorhof." Durch ein Fenster erblickt man dort ein Gemälde, das die wunderbare Rettung Pius' IX. darstellt, als hier der Fußboden einbrach und der Papst mit seinem Gefolge in das Untergeschoß hinabstürzte, ohne das jemand verletzt wurde.

In einer halben Stunde kommt man von Sant Agnese, jenseits des Anio, den man auf der uralten malerischen Romentanischen Brücke überschreitet, zu einem unscheinbaren, aber weltberühmten Hügel. Es ist der „Heilige Berg“, auf den im Jahre 494 v. Chr. die unterdrückten Plebejer mit Sack und Pack hinauf wanderten und erst durch die Überredungskünste des Menenius Agrippa (durch die bekannte Fabel vom Leib und seinen Gliedern) bewogen wurden, nach Rom zurückzukehren.

Auch der von seinen Getreuen verlassene Kaiser Nero floh hier heraus, um sich auf dem Landgute des Phaon zu verbergen; aus Furcht, den Verfolgern in die Hände zu fallen, gab er sich winselnd in seinem Versteck den Tod. Welch schneidender Gegensatz: Der Wüstling auf dem Kaiserthron, der durch seinen Selbstmord endet, und die reine Jungfrau St. Agnes, die mit christlichem Heldenmut ihr Leben hingibt für Glauben und Jungfräulichkeit.





## Vom Pincio zum Pantheon.

Zu dir fehr' neubeglückt ich immer wieder:  
Was an Genüssen mir auch Rom verleiht,  
Dir reich ich doch die Palme jederzeit,  
Dir sing ich dankbar meine wärmsten Lieder.

(Julius Rohl.)

Goethe sah den Monte Pincio nicht so, wie wir ihn sehen, sonst hätte er vielleicht hier seinen Morgenspaziergang gemacht, statt nach Acqua Acetosa mitten durch Gartenmauern zu wandeln. Man hat gesagt, sein Tasso ließe sich nur am Pincio, seine Sphingenie nur in der benachbarten Villa Borghese verstehen und genießen. Beide Dichtungen sind der Hauptsache nach in Rom entstanden und haben römische Landschaft zum Hintergrunde. Der Pincio ist eine Anlage voll Poesie und südllicher Schönheit, Hunderttausende sind seit ihrer Entstehung zu Anfang des Jahrhunderts in ihnen gewandelt, Tausende haben ihre Eindrücke darüber niedergeschrieben. Es ist nicht uninteressant eine kleine Auswahl zu bieten.

Kleinpaul schreibt: „Wer in Rom unweit der spanischen Treppe wohnt und das elegante Fremdenquartier zur Basis seiner täglichen Wanderungen wählt, weiß auch, daß man keinen schönern, stillern und genußreichern Morgenspaziergang machen kann, als auf den Monte Pincio, der, wie er schon im Altertum den öffentlichen Garten Roms repräsentierte, so noch heute von der weisen Göttin der Gesundheit selber den Quiriten zu diesem Zwecke empfohlen wird. „Sarmlos wandelt hier,“ mahnt die Inschrift auf dem Sockel ihrer Statue, „um euch von der Weltregie-

rung zu erholen und im Anblick der Siebenhügelstadt neue Himmelskraft zu schöpfen.“ Sie hätte hinzusetzen können: „Wandelt in den Morgenstunden hier, wenn er noch rein vom Gewühl des niedrigen Tages ist; wenn noch keine Bonnen und Gouvernanten von Bank zu Bank ziehen, mit ihren Kindern „blinde Kuh“ spielen und die Luft mit ihrem Gewäsch erschüttern; wenn noch keine Dame kokettiert, keine Engländerin zeichnet, kein Konzert und kein Corso abgehalten wird und noch keine Gesellschaft zusammengeströmt ist, die sich selbst ein Schauspiel gibt. Dann liegt ein hoher Reiz über dem Hügel der Gärten — so nannten ihn schon die alten Römer — wie über einem Paradiese, in dem noch nicht gesündigt worden ist. Die Tauperlen hängen glitzernd an den duftigen Rosenknospen; die Palmen, die Andentannen grüßen das junge Licht und kehren freudig ihre erquidten Kronen der aufsteigenden Sonne zu; die immergrünen Eichen schütteln ihr dunkles Laub und erwachen wie aus Träumen. Da will uns die Wasseruhr, die in Form eines blühenden Narrenzstabes langsam hin und her schwanft, bedürken wie ein Märchen; die weißen Schwäne wiegen sich gleich geflügelten Schiffen auf ihrem Element; selbst die aschblauen Wächter, die wie Kornweiber aussehen und die stehende Staffage der idyllischen Landschaft bilden, scheinen um diese Zeit poetisch angehaucht: Die frische Luft beruhigt das Gemüt, entlastet das brütende Gehirn und regt es an, zu dichten, zu gestalten und sich im Unendlichen zu spiegeln.“

Alles blüht! Alles leuchtet! Es ist, als ob die Erde sich im Blühen nicht genug tun könnte, so gewaltig drängt die Pracht der Farben und der Formen sich ans Licht! Und dieses Licht! Man weiß nicht, wie man es je wieder im grauen Norden wird entbehren lernen, und man vergißt des Nordens, denn der Anblick ist gar zu schön!

Gettinger, der als roter Germaniker den Monte Pincio durchzog, schreibt: „An hellen Wintertagen ging es häufig nach dem sonnenbeglänzten Monte

Pincio. Da fuhren die Karossen der hohen Geistlichen, manchmal erschien auch der Papst, zu Fuß, in einiger Entfernung folgte ihm sein Wagen; Herren aus dem hohen Adel, selbst den Wagen lenkend, jagten in eleganten Kaleschen vorüber; dazwischen Reiter auf schönen Pferden, Frauen aus der Aristokratie aller europäischen Länder und aus Amerika sonnten sich im offenen Wagen an dem wohlthuenden Lichte, tranken die milde, „süße“, wie der Römer sagt, weiche Luft in ihre kranke Brust, vielleicht im frohen Gedanken, entschwunden zu sein der Heimat, „wo sie ein graulicher Tag hinten im Norden umging.“ Alle Nationen sind vertreten, ein Gewirr von Sprachen schlägt an dein Ohr; gekrönte Häupter siehst du da einsam wandeln, sind sie doch in Rom und der Sorgen los; entthronte Souveräne werden dir gezeigt; jener kleine Herr dort ist Don Miguel von Portugal, der andere auf der Terrasse, der gerade jetzt nach der Stadt mit ihren Kuppeln, Thürmen, Palästen und dem St. Peter hinübersieht, ist ein Abkömmling der Bourbonen. Und dort der Mann von hohem Wuchs, alle freundlich grüßend und voll Ehrfurcht gegrüßt, ist König Ludwig von Bayern. Jene ernste sinnende Gestalt mit dem Christuskopf ist der Maler Overbeck; jene einfache Erscheinung mit starken, ausgeprägten Zügen ist der Bildhauer Achtermann; gelehnt an eines der vielen Standbilder, welche die großen Männer Italiens darstellen, steht nachdenkend einer, dem wir den deutschen Professor alsbald ansehen; es ist ein Philologe von Bedeutung, der in der Vatikanischen Bibliothek Codices vergleicht.“

Vom Monte Pincio steigen wir herab auf den Volksplatz, der „eine echt poetische Vorrede zu Rom“ genannt wurde. Der rundliche Platz mit den wasserpendenden Fontänen, Sphinxen und Flußgöttern an den Seiten, die beiden Schwesternkirchen im echten Renaissancestil, von deren Fuß drei Straßen strahlenförmig ausgehen, in der Mitte der altägyptische Obelisk, das alles hat unseren Ahnen, die hier die ewige Stadt betraten, ein echt römisches Bild.

Vor mehr als 3000 Jahren sahen die Ägypter von Heliopolis schon ehrfurchtsvoll zu diesem Obeliskten empor und da das römische Volk zu seiner höchsten Macht gelangt war und sich mit Siegestrophäen aller Länder schmückte, war dieser Obelisk unter den nachfolgenden zweiundzwanzig der erste, mit dem die Weltstadt geschmückt wurde. Die Überführung dieses Kolosses war etwas so Schwieriges und Bewunderungswerthes, daß Kaiser Augustus Denkmünzen zur Erinnerung prägen ließ und das Schiff, welches denselben brachte, zu ewigem Gedächtnis in Puteoli aufbewahrte, bis es ein Brand zerstörte. Papst Sixtus V. ließ ihn aus dem Cirkus Maximus hieher übertragen. Vor den Wahlen werden die altägyptischen Inschriften des Obeliskten bis zur erreichbaren Höhe mit Wahlplakaten bedeckt!

Die Legende erzählt, daß hier einst das Grabmal Neros errichtet worden sei. Ein Rußbaun. stand dabei, auf dem Raben. ihr Anwesen trieben. Bei der Asche des grausamen Tyrannen und Muttermörders sei es stets unheimlich gewesen, böse Geister belästigten und plagten das vorübergehende Volk. Papst Baschal II. (1099 bis 1110), in einem Traume auf die Ursache des Sturzes aufmerksam gemacht, ließ die Asche Neros erheben, in den Tiber werfen und an ihrer Stelle eine Marienkirche erbauen. Zu letzterer steuerte das Volk gerne bei, weshalb sie den Namen Maria del popolo erhielt, der auch auf den Platz überging. Überall verschwenderischer, kostbarer Marmor, kunstvolle Gemälde, darunter ein uraltes, sehr verehrtes Muttergottesbild, das schon Gregor der Große in seinen Händen getragen, Grabmäler von illustren Personen rechts und links, Leichensteine, auf die der Fuß tritt. Gleich die dritte Kapelle links gehört zu den schönsten Roms; sie ist die Familienkapelle eines der angesehensten römischen Häuser, der Chigi. Raffael hat hier gebaut, gemeißelt und gemalen, wessen sich kein anderer Ort rühmen kann. Das Bild des Propheten Jonas „in jügerdlicher blühender Gestalt, voll Anmut und Reiz, des neuen Lebens sich

freuend und siegesbewußt auf dem Seeungeheuer, welches ihn verschlungen hatte, ist seine höchste Zierde." (Kuhn.) Das Wappen der Robere, der Eichbaum ist ein häufig gesehener Schmuck. Die Kirche war Familienstiftung dieses Geschlechtes und insofern dessen eine Lieblingskirche des Papstes Sixtus IV. und Julius II. Auch wichtige päpstliche Akte wurden einst in dieser Kirche vollzogen. Ein Bruder des kriegerischen Papstes Julius, Giovanni della Robere, hat hier sein Grab, ebenso der Begleiter der vertriebenen Königin von Cypern und später Sekretär Alexanders VI., Cardinal Podocatharus, und zwei andere Karbinäle, deren Grabmäler im Chor zu den schönsten im Rom gehören.

In dem anstößenden Augustinerkloster hatte 1511 auch Luther gewohnt. Er kam als gläubiger Katholik, aber in zerrüttetem Seelenzustande, wie er selbst sagt, um eine Generalbeichte abzulegen. Beim Anblick der Thürme der Stadt warf er sich zur Erde nieder und rief: „Sei gegrüßt, du heiliges Rom! ja rechtschaffen heilig von den heiligen Märtyrern und ihrem Blut, das da vergossen ist.“ Er wallfahrte zu den sieben Kirchen und erklimmte auf den Anien die heilige Stiege. Später spottete er über die Übungen seiner Andacht. Er hatte kein Auge für das künstlerisch in höchster Blüte stehende Rom, kein Wort für Raffaels und Michelangelos Genie, er blieb stumm vor allen Schätzen der Malerei und Plastik, die in den Kirchen aufgestellt waren, den Gesängen Dantes, welche das Volk am Wege vortrug, war sein Ohr verschlossen.

Wenn wir durch den Corso schreiten, gehen wir in einer Höhe von ungefähr fünf Meter über der alten Via Flaminia, so daß die alten Römer ungeniert unter unseren Füßen aufrecht schreiten könnten.

Nach wenigen Schritten lesen wir an einem Hause links auf einer Marmortafel die Worte: „In diesem Hause dichtete und schrieb Wolfgang Goethe unsterbliche Dinge. Die Gemeinde Rom setzte zur Erinnerung an den großen Gast diese Tafel.“

Der atheistische Paul Sehse kam viele Jahre

später nach Rom und fand zufällig Wohnung im Goethe-Hause. Dies Ereignis mußte natürlich zu einem breiten Gedicht her:

„Wie dem redlichen Priester im Heiligtum zu wohnen  
Nicht als Frevel erscheint, so ziemt's auch dir (Paul Heyse) in  
den Mauern,  
Die sein Name geweiht, dein winterlich Wesen zu treiben . . .“

Im päpstlichen Rom war der Corso der Hauptschauplatz des weltberühmten römischen Carnevals. Die Faschingsumzüge in den anderen Weltstädten haben daher den Namen Corsosfahrten erhalten. Der Corso selbst verdankt seinen Namen den großen Pferdewettrennen, welche den täglichen Schluß des lustigen Treibens bildeten. „Um 1 Uhr gibt die Glocke des Kapitols das Zeichen zum Beginn der Festfreude. Zahllose Kutschen und glänzende Karossen, phantastisch und komisch geschmückte Wagen, oft in riesigen Formen mit mehreren Stockwerken, von Musikbanden und Masken bevölkert, ziehen durch das wogende Gedränge den Corso auf und ab. Verzuckerte Körner, Konfetti, schwirren und sausen durch die Luft, an die Balkonfenster hinauf und von oben herab. Doch das gewöhnliche Schießpulver sind Gipskörner, welche den Konfettis ähnlich sehen. Ganze Körbe voll werden in den Carnevalstagen feilgeboten. Wehe dem, der in schwarzem Anzug oder gar in schwarzseidenem Zylinder im Corso erscheint; alle Konfettiverfer ringsum, oben und unten, machen ihn zum Ziele ihrer Schießübungen und wandeln ihn flugs zum Schneemann um. Mit den Gipsgeschossen fliegen auch Weidensträuße auf die Balkone und in die Karossen; fällt ein Strauß auf das Pflaster, sofort balgen sich die Zungen darum, und wer ihn erhascht, heut ihn den Werfern wieder zum Kaufe an.

Dem letzten Abende gehört die Mocolifeier. Keiner im schrecklichen Gewühle unten, keiner oben an den Fenstern und auf den reich mit Teppichen und bunten Luchern geschmückten Balkonen, keiner in den Kutschen, der nicht ein etwa fußlanges Wachskerzchen (Mocolo-Stumpf) trägt. Die ganze harmlose, aber

von einem betäubenden Getreisch und Geschrei, von Rufen und Lärmen begleitete Freude besteht darin, einander das Lichtchen auf alle mögliche Weise auszulöschen, mit Sacktüchern und Federwischen, mit Hüten und Rappen, mit langen Ruten und Rohren, die mit einem Tuchlappen bewehrt sind. Glückt es, dann folgt die höhnische Neckerei: O Schande, kein Licht! An tausend komischen Zwischenfällen kann es nicht fehlen. Wie recht und streckt sich manch einer, um dem anderen das Kerzchen auszublaseu, während das seinige längst schon von einem dritten ausgelöscht worden, so daß ihn der Spott von allen Seiten trifft! Es ist ein ewiges Flimmern und Flackern, Leuchten und Blitzen — eine echte tolle Fastnachtluft! Der Italiener freut sich eben anders als der Nordländer. Zum ernstest Manne reißt der Sohn der schönen Halbinsel selten, seinem Charakter klebt immer etwas Jugendliches, mit den guten und schlimmen Seiten eines leichtblütigen Jungen an. Sollten wir ihn deshalb beklagen oder bemitleiden? Keineswegs, er fühlt sich wohl dabei.“ (Kuhn, Roma, S. 528.) Seit dem Einzuge der Italiener (1870) will dieses Volksfest nicht mehr gedeihen; die unschuldigen Karnevalsfreuden im päpstlichen Rom sind verschwunden und durch nichts Gleichwertiges ersetzt worden.

Der Corso erreicht weder die Schönheit der Ringstraße Wiens noch der Boulevards in Paris, allein als die längste im Mittelpunkt der Stadt gelegene Straße ist er zu einem Sammelpunkt der vornehmen Römer geworden. Während der arme Mann hieher kommt, um sich am Glanze der Kostbarkeiten, die hier in den großen Geschäftshäusern ausgestellt sind, zu ergötzen, erscheint die vornehme Römerin, um zu sehen und gesehen zu werden. „Und wenn der Corso im elektrischen Feuer des Abends schwimmt, dann fangen erst recht all die Schätze und Reichthümer zu blühen an. Im Gedränge der Massen tauchen prahlende Uniformen auf; Salonlöwen paradiereu selbstbewußt wie olympische Sieger auf und nieder; ungezwungene Anmut und Grazie schreiten neben herausfordernder Koketterie. Doch scheelen Auges streift vorbeihuschende

Armut all diese Fülle von Reichtum und steht wie geblendet vor den Bogenfenstern und Glasküren, an ihrem Glanze minutenlang den eigenen Jammer vergebend.“ (Br. Willram.)

Bevor wir nach S. Carlo gehen, kommen wir an S. Giacomo vorbei, einer schönen Rundkirche, die zum gleichnamigen Spital gehört, das schon 1338 gestiftet wurde; in dieses großartig angelegt, St. Jakobs-Spital wurden ohne Unterschied des Standes und der Religion solche Arme aufgenommen, welche entweder ganz unheilbar waren oder nur durch schwere Operationen gerettet werden konnten. In der päpstlichen Zeit faßte es 376 Betten. Der hl. Camillo von Lellis kam als Kranker hieher, hier vollzog sich seine Umwandlung und später wurden die Räume der Anstalt Zeugen seiner jahrelangen heldenmütigen Liebe zu den Kranken.

Die Fürsorge für die Kranken und Armen ist eines der größten Verdienste der katholischen Kirche. Bald nach den Christenverfolgungen gab es fast in jeder Bischofsstadt ein Krankenhaus. In Rom selbst bestanden um das Jahr 1000 bereits 24 Krankenhäuser. Das älteste der jetzt noch bestehenden ist das Heiligen-Geist-Spital mit 100<sup>0</sup> Betten; der größte Saal darin ist 126 Meter lang und 13 Meter hoch. Es wurde, wie die meisten anderen Spitäler, aus Gesundheitsrückichten am Tiberstrom erbaut. Das päpstliche Rom war allen anderen Hauptstädten in der Kranken- und Armenpflege weit voraus. In Rom entstand das erste Spital für Wöchnerinnen (S. Rocco), das erste Spital für Hautkranke (S. Gallicano), das erste Konvaleszentenheim (von hl. Philipp Neri gegründet), das erste Findelhaus (in S. Spirito), die ersten Nachtherbergen für Obdachlose (S. Galla un' S. Luigi) und viele andere Krankenhäuser, Greisenasyle, Waisenhäuser, zahlreiche Pilgerhäuser für alle Nationen, die jährlich Hunderttausende von Pilgern kostenlos beherbergten. Vor dem Weltkriege bestanden in Rom über 300 fromme Stiftungen mit einem Gesamtvermögen von mehr als 100 Millionen Lire für die Un-

terstützung der Armen, ferner 150 Stiftungen, um armen Mädchen durch Beistellung einer Aussteuer das Heiraten zu ermöglichen. Dazu kommen noch die vielen Erziehungsanstalten, von denen eine der größten das Ospizio S. Michele am Tiber ist, das vom Cardinal Odescalchi 1689 gestiftet, durch Innozenz XII. und Clemens XI. bedeutend vergrößert, ungefähr 800 Pflöglinge aufnimmt und in allen möglichen Handwerken und Kunstfertigkeiten unterrichtet.

Alle diese Gebäude waren nicht bloß nüchterne Zweckbauten, sondern wurden oft sogar den ersten Baumeistern der damaligen Zeit übertragen. So haben z. B. am St. Jakobspital Peruzzi und Antonio da San Gallo d. J. gearbeitet, die Fassade gegen den Corso zu stammt von Maderna.

Die St. Jakobskirche hat ihren Zunamen „in Augusta“ von einem nahen Riesengrabmal, das Kaiser Augustus für sich und seine Freunde erbaut hatte. Auch mehrere andere Kaiser, Tiberius, Claudius und Nerva wurden hier bestattet. Im Mittelalter diente der gewaltige Rundbau als Burg der Colonna, in der Renaissancezeit als Weinberg und seit dem Ende des 18. Jahrhunderts als — Theater, in welchem heute noch große musikalische Werke aufgeführt werden.

Nach einigen Schritten kommen wir nach S. Carlo, der Nationalkirche der Lombarden. Trotz ihrer reichen Ausstattung will sie nicht jedem gefallen; aber hinter dem Hochaltar ruht ein Herz, das sich in Liebe für Gott und die Menschen verzehrt hat. Es ist das Herz des großen Mailänder Erzbischofs und Cardinals, des hl. Carl Borromeus, dem die Kirche 1612 geweiht wurde. Die Straße lichtet sich, bald stehen wir vor einer kleinen Säulenhalle, rückwärts sieht der alte malerische Glockenturm von S. Lorenzo in Lucina hervor. Am Tor hocken zwei mittelalterliche phantastische Löwen, ein Kind zwischen den Taten. Die uralte Basilika ist nicht nach unserem Geschmacke restauriert und erinnert nur zu oft an den naiven Schmutz von Landkirchen; allein unter ihren Altären liegen die Gebeine zahlreicher Märtyrer, in einem mit Marmor ausge-

legten Sarkophag Reliquien des hl. Franz Caraccolo. am Hochaltar steht zwischen schwarzen Marmorsäulen das ergreifende Bild des Gekreuzigten von Guido Reni und als weiterer Schatz wird hier der Koft des hl. Laurentius gehütet. Chateaubriand hat dem in der Krypta der Kirche ruhenden berühmten Landschaftsmaler Nikolaus Poussin ein Denkmal und eine Inschrift gesetzt.

Auf der Piazza Colonna fällt uns die 17 Jahrhunderte alte Marc-Aurel-Säule auf. In 23 Marmorspiralen sind lebensvolle Soldatenzenen und Landschaften aus den Kriegen Marc Aurels gegen die Marcomannen, Quaden und Sarmaten dargestellt, darunter das berühmte Regenwunder, das von heidnischen und christlichen Schriftstellern berichtet wird: Im Jahre 176 geriet Kaiser Marc Aurel mit seinem Heere in einem engen Gebirgspasse in die höchste Not und Bedrängnis. Seit fünf Tagen war man ohne Wasser. Da rief der Oberst der Leibwache zum Kaiser und sprach: „Cäsar, ein Teil unseres Heeres besteht aus Christen, denen nichts unmöglich ist.“ — „Laß sie beten,“ versetzte Marc Aurel. Die alten Soldaten warfen sich auf ihre Knie und kaum hatten sie das Gebet vollendet, so erquickte reichlicher Regen die Römer, während Blitz und Hagelschlag die Barbaren erschreckte, viele tötete und die feindlichen Reihen in Verwirrung brachte. Im Mittelalter gehörte die Säule und ein Kirchlein, S. Andrea, das sich an ihren Fuß verklammert hatte, den Mönchen von S. Silvestro in Capite, der heutigen katholischen Nationalkirche der Engländer. Diesen Mönchen verdankt die alte Säule ihre Erhaltung. Wir nehmen es denselben ebensowenig, wie den Freigelassenen des Kaisers Septimius Severus übel, daß sie für die Besteigung der Säule ihre Soldis forderten. Heute kann man die Säule, um eine klingende Lira nicht besteigen. Sie ist fränklich und muß geschont werden.

Als im Jahre 1915 ein furchtbares Erdbeben Mittelitalien heimsuchte, ging ich gerade im Augenblicke des Hauptstoßes über diesen Platz. Die alte Säule

schwankte, Mörtel fiel herunter, Telephondrähte schlugen heftig aneinander, Dachziegel flogen herunter und mehrere Fensterscheiben fielen klirrend auf die Straße. Die Chauffeure der hier wartenden Automobile sprangen heraus und schlugen große Kreuze. Viele Leute riefen bleich vor Entsetzen fortwährend Terremoto (Erdbeben). Es war in der Tat ein graufiger Augenblick. Denn ir<sup>2</sup> nachträglich bekannt wurde, wurden eben jetzt nur 80 Kilometer von Rom entfernt, mehrere Städte gänzlich zerstört und Tausende von Menschen unter den Trümmern begraben. In später Abendstunde wurden die ersten Schwerverwundeten nach Rom gebracht. Papst Benedikt XV. stellte für diesen Zweck auch das päpstliche Spital S. Marta zur Verfügung und erschien persönlich am Schmerzenslager der Schwerverletzten Opfer dieser Katastrophe. Viele Römer behaupteten, damals hätte sich auch die von Sixtus V. auf der Marc-Aurel-Säule aufgestellte, vier Meter hohe Statue des Apostels Paulus etwas gedreht. Die Marc-Aurel-Säule ist eine Nachahmung der berühmten Trajan-Säule, die ebenfalls von Sixtus V. mit der Statue des Apostelfürsten Petrus gekrönt wurde.

Bevor wir den Corso verlassen, werfen wir noch einen Blick zum Kapitol. Dort erhebt sich ein großes Denkmal mit der goldgelben Reiterstatue Viktor Emanuels, der Rom dem Papste wegnahm. Nach dem Weltkriege wurde auch der sogenannte „Unbekannte Soldat“ darin beigesetzt. Aus den riesenhaften Formen des Denkmals merkt man deutlich die Absicht, alles andere zu übertrumpfen; aber gerade deshalb stört dieses Denkmal den Eindruck Roms und fügt sich ebensowenig in das ehrwürdige Stadtbild wie die modernen Zinskafernen oder der aufdringliche Justizpalast. Der Verfasser einer berühmten Kunstgeschichte urteilt darüber: „Die klassizistische Säulenhalle, welche den Hintergrund für das eigentliche Denkmal abgeben soll, hat nichts Originelles und bildet zur Umgebung einen schreienden Gegensatz.“ (Kuhn, Roma.) Die ungeheuren Kosten dieses Baues wären einer besseren

Sache würdig gewesen. Mußten doch viele Panten, darunter ein großer Flügel des weltberühmten Venezianischen Palastes aus der Frührenaissance, niedergedrückt werden, nur um die Aussicht auf das Viktor-Emanuel-Denkmal vom Corso aus zu ermöglichen.

Der rötliche Palast auf der Piazza Colonna gehörte der altberühmten Kaufmannsfamilie Chiari an. Im 16. Jahrhundert kam sie von Siena nach Rom und gelangte unter ihrem Oberherrn Agostino bald zu großem Reichthum. Er war Vertrauter und Finanzrat Julius' II., sein Einkommen rechnete man auf 70 000 Dukaten. Er hatte hunderte Schiffe auf dem Meere, und Handelshäuser in Lyon, London, Konstantinopel, und Amsterdam. Der Orient kannte und ehrte ihn; die Heiden nannten ihn den großen christlichen Kaufmann.

Allerlei Erinnerungen knüpfen sich an den Palast, hier wohnte bis M. 1915 die österreichische Botschaft beim Quirinal, hier hatte Kardinal Herzer seinen Aufenthalt und so oft ich den Portier unter dem Torbogen sah, erinnerte ich mich der seligen Anna Chiari, deren Mann auch hier Portier war. Der schöne Platz wurde von Alexander VII. aus der Familie Chiari angelegt. Die Stelle des Palastes nahm einst ein dem Marc Aurel erhaltener Tempel ein, vor dessen Front sich die prachtvolle Säule erhob. Der Palast geleitet uns nach Monte Citorio, zum jetzigen Parlamentsgebäude. Wie die italienische Macht für ihre Ministerien, Ämter und Kasernen ehemalige Klöster vermerten zu müssen meinte, so fand sie es auch bequem, für ihr Parlament das von Innocenz XII. erbaute Gerichtshaus sich anzueignen. Der Mietzins desselben war einst dem Hospiz S. Michele zugedacht. Der Obelisk davor macht im Jahre 10 v. Chr. seine Reise mit dem von der Piazza del Popolo. Man hält ihn für den berühmten Sonnenzeiger am Marsfeld, den Augustus der Sonne weihte.

Von hier aus erreichen wir rasch des Pantheon, das schönste und besterhaltene Baudenkmal aus dem heidnischen Rom. Der Hauptsache nach stammt dieser

riesige Rundbau aus der Zeit des Kaisers Hadrian (125), denn der alte Bau des Agrippa, eines Freundes des Kaisers Augustus, wurde durch Blitzschlag fast ganz zerstört. Mit Ausnahme der prächtigen Vorhalle wirkt das Äußere etwas eintönig; um so mehr überrascht uns das Innere, eine einzige große Kuppel von 42 Meter Durchmesser und 42 Meter Höhe. Dieser herrliche Bau besitzt also die Höhe und Breite des gewaltigen Kölner Doms! Nirgends ist ein Fenster, aber durch das acht Meter breite offene „Auge“ der Kuppel strömt Himmelslicht und Himmelsluft herein; überall ist Licht und Schatten gleichmäßig verteilt und erfüllt so den Beschauer mit sanfter, himmlischer Ruhe.

Früher allen heidnischen Göttern geweiht, wurde dieses Prachtgebäude im Jahre 609 von Papst Bonifaz IV. in eine Kirche zu Ehren der Himmelskönigin und aller hl. Märtyrer umgewandelt und dadurch vor dem Untergang bewahrt. Das Kirchweihfest des Pantheons wurde später auf den 1. November verlegt und wird jetzt als Allerheiligenfest in der ganzen katholischen Welt gefeiert.

Im Pantheon werden die italienischen Könige beigesetzt. Eine schöne Grabinschrift des Cardinals Bembo erinnert uns oben daran, daß hier ein weit größerer begraben ist: Raffaël, einer der größten Maler aller Zeiten. Der fromme Künstler hatte eine Summe hinterlegt mit der Bestimmung, hier über seinem Grabe einen schönen Marienaltar zu erbauen, an welchem monatlich 12 heilige Messen für seine Seelenruhe dargebracht werden sollen.

So ist das Pantheon allen ein ehrwürdiger Bau, dem Altertumsforscher, dem gläubigen Christen, dem italienischen Patrioten und dem Jünger der Kunst.





## In den Stanzzen Raffaels.

Papst Julius II. (1503—1513) bewohnte in den ersten Jahren seiner Regierung die gleichen Räume des Vatikans wie Alexander VI.; um aber nicht immer an seinen Vorgänger erinnert zu werden, beschloß er, in einen andern Teil des Vatikans zu übersiedeln und bestimmte hiefür die von Nikolaus V. ein Stockwerk höher angelegten drei Zimmer mit einem anstoßenden großen Saal. Wohl noch nie ist eine Wohnung von so berühmten Malern ausgeschmückt worden als diese. Als Raffael im jugendlichen Alter von 25 Jahren von Julius II. nach Rom berufen wurde (1508), arbeiteten im Vatikan Perugino, Signorelli, Pinturicchio, Lotto, Sodoma und andere berühmte Meister. Allein der kunstfönnige Papst wußte bald, wem die Palme gebühre. Während die übrigen Künstler vergrämt heimzogen, erhielt Raffael von Julius II. und seinem Nachfolger Leo X. die ehrenvollsten Aufträge. Aber seine besten Kräfte hat Raffael bis zu seinem Lebensende (1520) diesen Räumen gewidmet. Wenn man heute von den Stanzzen redet (stanza-Zimmer), so weiß jeder Gebildete, daß damit jene Zimmer des Vatikans gemeint sind, in denen Raffael so Unvergänglichendes geschaffen.

Viele Fremde kommen allerdings nur deswegen hieher, weil die Stanzzen in ihrem Baedeker mit zwei Sternchen versehen sind. Ich sah hier oft eifertig trippelnde Damen, die mit ihrer Vornette höchstens nachgesehen haben, ob ihr Reisehandbuch nicht etwa in die Reihenfolge der Gemälde verwechselt hat, und dann erzählen sie zu Hause, sie hätten die Stanzzen gesehen.

Auch Herren konnte ich beobachten, die mit derselben gleichgültigen Miene diese Räume betraten, als ob sie durch einen Münchner Bierkeller schritten. Daneben hört man, wie Professoren und Strikanten, Künstler und Gelehrte in allen Kultursprachen der Welt über die künstlerische Vollendung dieser oder jener Gestalt ihre Meinung austauschen.

Man betritt zunächst die Stanza dell' Incendio, so genannt nach dem Hauptbilde dieses Raumes, das den Brand darstellt, der im Jahre 847 den Borgo verheerte, einen Stadtteil, in welchem Anaelfachsen, Friesen, Franken und Lanaobarden wohnten. Der Brand bedrohte schon die Peterskirche, als der Segen des Papstes ihm Einhalt gebot. Das Bild schildert die Verwirrung der aus dem Schlafe geschreckten Bewohner und enthält meisterhafte Gruppen. Während die einen sich bemühen, den Brand zu löschen, sind andere zufrieden, ihr nacktes Leben retten zu können, wieder andere irren ziellos umher; ein kräftiger Jüngling trägt schwer an einer teuren Last: es ist sein alter Vater, der ohne ihn sicher in den Flammen umkommen wäre; ein Weib mit aufgelösten Haaren streckt hilflos gegen die Kirche hin ihre Arme aus und eine Mutter weist ihr Kind an, die unschuldigen Händlein vertrauensvoll zum Kopfe zu erheben. Unsere Blicke werden dadurch auf eine rührende Gruppe im Hintergrund des Bildes gelenkt: Wie die Kinder sich beim Vater geborgen wissen, so drängt sich dort eine hilfessuchende Menge zu Füßen des Heiligen Vaters, der schon den Arm erhoben hat, um durch das Zeichen des Kreuzes dem zerstörenden Element Einhalt zu gebieten. Ein zweites Gemälde stellt den Seesieg bei Ostia dar, den die Flotte Leos IV. über die Sarazenen 844 erfocht, die gekommen waren, um die Küstengegenden zu plündern. Die übrigen Gemälde sind Zeremonienbilder aus dem Leben Leos III. und Karls des Großen.

Wir kommen nun in die weltberühmte Stanza della Segnatura, höchstwahrscheinlich die Privatbibliothek und das Arbeitszimmer des Papstes, in welchem

er unter die wichtigsten Urkunden seine Unterschrift (Segnatura) setzte.

An der Decke des Zimmers ist in vier allegorischen Frauengestalten das Höchste dargestellt, das den Menscheng Geist bewegt: Religion, Wissenschaft, Kunst und gesellschaftliche Ordnung. Die Theologie ist in das dreifarbigige Gewand der göttlichen Tugenden gekleidet, in den weißen Schleier des Glaubens, den grünen Mantel der Hoffnung und das rote Kleid der Liebe. Die Theologie lehrt das Höchste, die Wissenschaft von Gott. Die Heilige Schrift in der Linken, mit der Rechten auf die unten versammelten Kirchenväter hinweisend, deutet sie die beiden Hauptquellen der durch sie vermittelten Erkenntnis an: die Heilige Schrift und die mündliche Überlieferung. — Die Philosophie sucht mit dem natürlichen Licht des Verstandes das Wesen der Dinge zu ergründen; sie ist gekleidet in den Farben der vier Elemente. — Schwert und Wage in der Hand der dritten Figur lassen die Rechtswissenschaft erkennen, die Grundlage jeder Ordnung unter den Menschen. — Wohl die holdseligste Gestalt ist die durch Buch und Lyra gekennzeichnete Poesie. Die laubumkränzte Stirn bezeichnet den Ruhm ihrer Kunst; das himmelblaue Gewand, das sternbesäte Schulterband und die ausgebreiteten Flügel deuten auf den hohen Flug ihrer Gedanken, die innere Bewegung und die unvergleichlichen Augen auf die glühende Begeisterung in der sie schafft. Diese vier allegorischen Gestalten erleichtern uns das Verständnis der Wandgemälde.

„Am einfachsten gehalten ist die Verherrlichung der Rechtsordnung, für deren Darstellung Raffael eine jener Wandflächen wählte, welche durch ein großes Fenster verkleinert und unterbrochen ist. In dem Halbrund über dem Fenster stellte er durch drei mächtige, anmutig gruppierte Frauengestalten die Kardinaltugenden dar, welche von jeher als die unzertrennlichen Begleiterinnen der Gerechtigkeit betrachtet wurden: die Stärke, Klugheit und Mäßigkeit. Auf die beiden Seiten des Fensters malte der Meister die Erteilung des weltlichen und geistlichen Rechtes durch

Kaiser Justinian und Papst Gregor IX., welcher die Züge Julius' II. trägt. Auf der entgegengesetzten Wand wird die Dichtkunst verherrlicht. Spielend überwand Raffael die Schwierigkeiten, die hier das Fenster darbot, indem er über dasselbe den Gipfel des Parnass malte, dessen Abhänge sich dann ganz natürlich an den beiden Seiten hinabziehen." (Pastor.) Auf der Höhe des Dichterberges thront Apollo, von den neun Musen und den berühmtesten Dichtern Griechenlands und Italiens umgeben. Wohl die ergreifendste Gestalt ist der blinde Säng' er Homer, der den Kopf nach Art der Blinden zurückneigend, voll Beaeisterung seinen Gesang anstimmt, den ein aufmerksam lauschender Jüngling niederschreibt.

Als Obersek. der Raffael des 19. Jahrhunderts, zum erstenmal die Stenzen sah, schrieb er in einem Briefe an Sutter vom 19. Juli 1810, wie er mit klopfendem Herzen und heiligem Schauer die Schwelle der vatikanischen Stenzen betreten und von den gesehenen Kunstwundern gerr überwältigt war: „Man hat noch keinen Begriff von dem, was die Kunst hervörbringen kann, wenn man nicht gesehen, was sie wirklich hervorgebracht hat. Kein Bild zieht mich und uns alle so sehr an, als die sogenannte Disputa dell Sacramento, kein anderes ist auch so außerordentlich vollendet. Wenn man zu diesem hinausblickt, wird man entzückt wie Stephanus, und sieht den Himmel offen und die Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes voller Gnade und Wahrheit. Wi. der groöke Dulder so voll Liebe und Sanftmut die Hände ausbreitet, als wollte er die ganze Welt mit seiner Gnade überströmen! Es ist eine Wonne, in diesem Zimmer zu weilen.“ Die Verherrlichung der Theologie, erst zwei Jahrhunderte später unpassend „Disputa“ genannt, ist das erste Werk, das der 25jährige Meister in Rom geschaffen hat. Raffael hat nicht alle Geheimnisse dargestellt, welche die theologische Wissenschaft uns offenbart, sondern beschränkte sich als echter Künstler auf das Geheimnis aller Geheimnisse, das allerheiligste Altarsakrament.

„Das Bild stellt zwei Welten dar, den Himmel

und die Erde, deren Verbindung durch Christus, durch seine Erlösung und seine Gegenwart im heiligsten Sakramente sich vollzieht. Im goldenen Strahlenmeere, umjubelt von Legionen von Engeln, thront Gott der Vater als Schöpfer und Erhalter der Welt, darum trägt er liebend die Weltkugel in der einen Hand, während die andere zum Segen erhoben ist. Darunter erscheint auf Wolken ruhend, der Heiland von einem Engelkranze umrahmt. Mit dem Ausdruck unendlicher Liebe und des Erbarmens, der durch das sanfte Neigen des Hauptes noch verstärkt wird, zeigt er die Wundmale, wodurch er der Welt das Heil gebracht. Maria zu seiner Rechten, drückt durch ihre Haltung sowohl ihre Verherrlichung an der Seite ihres Sohnes, als auch ihre Demut aus, vor demjenigen sich neigend, der die Ursache ihrer Größe und die Quelle ihrer Seligkeit ist, während der hl. Johannes zur Linken immerfort der Welt zuruft: „Siehe, das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt!“ Ein Kreis von Heiligen abwechselnd aus dem Alten und Neuen Testament schließt sich an; die zwei äußersten Glieder der Kette sind Petrus und Paulus, die Apostelfürsten und Säulen der Kirche.

Die Verbindung zwischen Himmel und Erde wird ausgedrückt durch das Niederschweben des Geistes der Wahrheit, der die Kirche und ihre Lehrer im wahren Glauben erhält; darum senken sich mit ihm zur Erde vier wunderschöne Engel mit den Büchern der Evangelisten. Der heilige, sichtbare Dreifaltigkeit oben entspricht der unsichtbare verhüllte Gott unten: Auf dem einfachen Altar in der Mitte steht die Monstranz mit der hl. Hostie. In malerischen Gruppen sind an den Stufen des Altars Kirchenväter, berühmte Heilige, christliche Gelehrte und Künstler und anbetende Gläubige vereinigt. Die einen forschen und denken still in sich versunken über das heilige Geheimnis nach, andere drücken die glaubensvolle Überzeugung aus, wieder bei andern verklärt sich schon hienieden der Glaube zu einer Art seliger Anschauung, darum wenden sie ihre Blicke himmelwärts.

Das ist die heilige Wissenschaft: hier unten Glaube, frohes Ahnen, tiefe Überzeugung, dort oben Schauen, reiner Genuß; hier unten noch Forschen und Streben, dort oben selige Ruhe und ungestörter Besitz. Jede Gestalt auf dem Bilde drückt eine ganze Persönlichkeit aus mit eigentümlichem Charakter, der klar und deutlich aus den wunderbar weich und doch fest und sicher gemalten Zügen spricht, in eigentümlicher Stellung, mit eigentümlichem Leben, und eigentümlicher Sinnesart, — aber alle vereinigen sich dennoch zur schönsten abgeschlossenen Einigkeit um den einen Mittelpunkt: das allerheiligste Sakrament. Von hier gehen die Ströme aus, das Reich der Kirche mit himmlischer Kraft zu befruchten, hier entspringt der siebenfache Strahl der Sakramente; hier um den Brunnen der Gnade stehen alle Blüten erhabener Tugend, hier schöpfen alle Kreaturen Wasser des Heils, hier ist der Herzpunkt, wo alles höhere Leben in der Kirche pulsiert, der Himmel die Erde berührt, die eine Wohnung Gottes geworden. Im Besitze dieses Sakramentes ist uns die Erde nicht mehr eine öde liebeleere Wüste, kein Jammertal mehr, auf dem der Fluch des Todes liegt, die sakramentale Gegenwart unseres Gottes strahlt hinein in die Finsternis der Welt, erleuchtet, verklärt und vergöttlicht alles. Das große Trauerlied, das durch jene Welt geht, die keinen Heiland hat und keinen Altar, wandelt sich uns, die wir Himmelsfreuden kosten und Kräfte des Ewigen empfangen, um in die Jubelhymne:

Tantum ergo sacramentum  
Veneremur cernui.

Laßt uns tiefgebeugt verehren  
Ein so großes Sakrament!

Wenn wir vor diesem Gemälde nachsinnen, dann begreifen wir das Wort: „Die Kirche ist der fortlebende Christus“ und „Aus seiner Fülle haben wir alle empfangen Gnade um Gnade“. (Joh. 1, 16.)

An der gegenüberliegenden Wand ist in der soge-

nannten „Schule von Athen“ die Philosophie darstellt, die höchste weltliche Wissenschaft.\*

Aus der Tiefe einer herrlichen Renaissancehalle schreiten voll Hobeit durch einen Doppelchor ehrfürchtswoller Schüler die Philosophenrirsten Plato und Aristoteles bis an den Rand der Freitreppe, auf welcher der Philosoph der Pedürmislosigkeit, Diogenes, nachlässig hingelagert ist, ohne sich um die übrigen zu kümmern. Während Plato mit der Hand nach oben weist, auf die unsichtbare Welt der ewigen, unveränderlichen Ideen, die allein uns die Wahrheit erkennen lassen, deutet Aristoteles mit der ausgestreckten Rechten auf die festagründete Erde, auf die Welt des Sichtbaren und der Erfahrung, durch deren Erforschung wir zur Wahrheit dringen. Links hat der edl Sokrates seine Schüler um sich versammelt, weiter vorne schreibt Pythagoras seine Lehre von der Gesekmäßigkeit und Harmonie aller Dinge nieder. Der einsame Philosoph, der an der Steinbank sitzt, wird von den meisten als Heraklit gedeutet, der als höchste Wahrheit verkündet: Es gibt nichts Bleibendes, alles ist in beständigem Flusse. Aus einer Gruppe im Hintergrunde stürmt ein bücherschleppender Jüngling so hastig herbei, daß ihm der Mantel von der Schulter fällt.

Rechts oben erblickt man vereinsamte Gestalten, die den Weg zur Wahrheit noch nicht gefunden haben und wohl nie finden werden. Unter den Astronomen und Mathematikern fällt uns besonders einer auf, der die Züge Promantes trägt und tief gebeugt, mit dem Zirkel in der Hand eine Figur erklärt. Vielleicht seine Gruppe des ganzen Bildes ist dramatischer und kunstvoller, als die vier blondgelockten Schüler, welche sich um diesen Lehrer der Geometrie scharen. Der vorderste kniet und solot mit den Fingern der Zeichnung, die er noch nicht versteht: Augen und Handbewegung des zweiten Schülers zeigen, daß ihm das

\* Zur Erklärung dieser Gemälde vergl. Ruhn, Roma 434 ff. Pastor, Geschichte der Päpste, Ende des 3. Bandes und Göttinger Apologie II., 14. Vortrag.

Verständnis schon aufdämmert; der dritte Schüler ist bereits so weit, die Ausführungen des Lehrers einem vierten zu erklären, dessen Antlitz vor Freude aufleuchtet. Wahrer und lebendiger ist der psychologische Prozeß des Erkennens von der äußerlichen Aneignung bis zum völligen Durchdringen des Gegenstandes niemals wieder geschildert worden. Neben Ptolemäus, der einen Erdglobus trägt, hat Raffael sich selbst verewigt.

Wenn wir die beiden Gemälde vergleichen, so bemerken wir auf den ersten Blick, daß ein fester Mittelpunkt hier fehlt, auf den sich alles bezieht, auf den alles hinweist. Plato und Aristoteles erscheinen zwar als die größten, sind aber als Vertreter einer verschiedenen Weltanschauung gekennzeichnet, ebenso die übrigen Philosophen. Höchst bezeichnend ist auch der veränderte Schauplatz: hier öffnet sich kein Himmel, kein Gottmensch zeigt die Wunden, welche die Welt erlösen, kein göttlicher Lichtstrahl dringt zur Erde herab, um die menschliche Erkenntnis zu erleuchten und zu schärfen. Die menschliche Vernunft bleibt sich allein überlassen. Und während unter den christlichen Gottesgelehrten alle sich in einem Glauben und in einem Gedanken zusammenfinden, um einen Altar und ein Sakrament sich scharen, so lösen sich die heidnischen Weltweisen in verschiedene Schulen auf, um auf getrennten Wegen die Wahrheit zu suchen; sie kommen darum zu den widersprechendsten Ergebnissen, weil kein höheres Licht und keine übernatürliche Erleuchtung sie vor Irrgängen bewahrt. So ist in diesem Zimmer ergreifend dargestellt, wie alle Geistesmächte mit der Kirche verbunden sein müssen, sollen sie nicht in die Irre gehen. Durch die Religion gefördert und geleitet, werden sie aber nicht nur von Abwegen bewahrt, sondern auch zur höchsten Blüte entfaltet und erfüllen ihren eigentlichen Beruf, die Menschen, hinzuführen zur Quelle alles Guten, Wahren und Schönen, zu Gott.

Das nächste Zimmer, die Stanze des Heliodor soll den Schutz veranschaulichen, den Gott der Kirche

gegen ihre äußeren und inneren Feinde allzeit ange-  
deihen läßt.

Da betet der Hohepriester im Tempel, der freche Eindringling Heliodor will mit den geraubten Kirchenschatzen fliehen, als das im Buche der Makkabäer geschilderte Roß mit dem furchtbaren Reiter und die zwei glänzenden Jünglinge erscheinen und Heliodor und seine Schar betäubt zu Boden stürzen. Links wird Julius II. hineingetragen; mit ruhiger Majestät sieht er im biblischen Vorgang versinnbildet die Vertreibung des Franzosenkönigs aus Italien, der die Kirche in seine Gewalt bringen wollte.

Da eilt Leo der Große (mit den Gesichtszügen Leo X.) dem Hunnenkönig Attila entgegen, auf daß der Wüterich Rom schonen und sein Gewissen nicht mit neuen Greuelthaten beslecke. Die drohenden Gestalten der Schutzheiligen der ewigen Stadt, Petrus und Paulus, schweben vom Himmel nieder, werfen einen Lichtglorienschein auf den Papst und seine Begleiter, in die Reihen der Hunnen aber bringen sie Unordnung und Verwirrung, Attila läßt die Zügel fahren und wendet sich entsetzt zum Rückzug.

Da ist Petrus im Kerker zu Jerusalem. An seine schlafenden Wächter anaefettet, erweckt ihn die Lichterscheinung des Engels, seine Fesseln brechen, wie halbträumend geht er an der Wache vorüber. Von unübertroffener künstlerischer Vollendung ist die Darstellung der verschiedenen Lichtarten, des Himmelslichtes des Engels, des sanften Mondscheines, der brennenden Fackel, welche ein Wächter in Händen hält. Desgleichen sind meisterhaft zum Ausdruck gebracht die verschiedenen Abstufungen des Voll- und Halbschlafes, des Träumens, des Erwachens und der hellsten Besinnung.

Da ist das Wunder von Bolsena. Es gab seiner Zeit die Veranlassung zum herrlichen Dombau in Orvieto. Ein deutscher Priester (im Jahre 1263) zweifelt während der hl. Messe an der Wahrheit des heiligsten Sakramentes. Da färbt sich das Corporale von der Hostie blutigrot. Neue und Demut beim Priester,

Verehrung und Staunen beim Volke, tiefe Ruhe beim Oberhaupte der Kirche, dessen tiefe Glaubensüberzeugung das Wunder nicht außer Fassung bringt, sind zu einem in Farbenstimmung und weiser Anordnung der Gegenstände wundervollem Bilde vereinigt.

Der Konstantinsaal ist, wie die Stanze des Borgo-Brandes nicht mehr durch den Pinsel Raffaels geschaffen, sondern nur durch den Meister entworfen. Er verherrlicht den Triumph des Christentums über das Heidentum. Auf der Höhe des Monte Mar: erscheint dem Konstantin das wunderbare Kreuz „In diesem Zeichen wirst du siegen“. Auf der Überbrücke wogt der wilde Kampf, jede einzelne Szene ist von höchster künstlerischer Schönheit, der Heide Marentius ertrinkt, die Soldaten des ersten christlichen Kaisers dringen siegreich vor. In der Taufkapelle des Lateran wird Konstantin getauft, in der alten Peterskirche empfängt der Heilige Vater vom Kaiser das goldene Standbild der Stadt Rom zum Zeichen, daß Rom von nun an Eigentum der Päpste wird.

Ein erhabener Gedanke durchzieht das Zauberreich der herrlichen Schöpfungen Raffaels im Vatikan: die Größe und Herrlichkeit, der Sieg und Triumph der Kirche, ihrer Wissenschaft und ihres Mittelpunktes, des Papsttums; der wunderbare Schutz, den Gott dem Nachfolger desjenigen zuteil werden läßt, dem er die Verheißung gegeben: Du bist Petrus, und auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht übermächtigen.

Den Stanzen Raffaels kann nur ein Raum würdig an die Seite gestellt werden: die Sixtinische Kapelle. Auf einer schmalen Treppe erreicht man dieses nach seinem Erbauer Sixtus IV. (1471—1484) benannte Heiligtum. Hier finden die meisten kirchlichen Feierlichkeiten statt, an denen der Papst teilnimmt. Seit dem Raub des Quirinalpalastes wird das Konklave für die Papstwahl nur mehr in der sixtinischen Kapelle gehalten. An den Seitenwänden werden die Thronessel der Kardinäle aneinandergereiht. (Abbil-

dung Seite 125.) Wenn der Papst gewählt ist, so senken sich alle übrigen Baldachine, nur der über dem Gewählten bleibt.

Leo X. ließ bei besonderen Festlichkeiten den unteren Teil der Seitenwände mit den weltberühmten Teppichen Raffaels zieren, die sich jetzt nach wechselvollem Schicksal größtenteils wieder im Vatikan befinden und in einer Galerie des zweiten Stockwerkes ausgestellt sind. Boticelli, Perugino, Ghirlandajo und andere bedeutende Meister der Frührenaissance haben in zwölf Wandgemälden das Lehr-, Priester- und Hirtenamt der Kirche verherrlicht.

Doch alle diese Künstler überstrahlt der Riesengeist Michelangelo, der in den herrlichen Deckengemälden, umrahmt von den Kraftgestalten der Propheten und Sibyllen, die Erschaffung der Welt, der ersten Menschen und die Urgeschichte der Menschheit meisterhaft geschildert hat. Drei Jahrzehnte später hat Michelangelo an der Altarwand das Riesengemälde des jüngsten Gerichtes geschaffen. Nicht die Befreiung der Guten ist dargestellt, sondern der Augenblick des Verdammungsurteils: Weichet von mir ihr Verfluchten ins ewige Feuer! Der ganze furchtbare Ernst des Gesangs der Totenmesse vom Tag von Hornes, „Dies Irae“, wuchet auf jeder einzelnen Gestalt:

Wesh, was werd' ich Armer sagen,  
Welchen Anwalt mir erfragen,  
Wenn selbst die Gerechten zagen!

Gibt es eine eindringlichere Mahnung für die zur Papstwahl versammelten Kardinäle, dem die Stimme zu geben, den sie vor Gott und dem Gewissen als den Würdigsten erkannt haben?

Wenn auch heute verbläßt und von den Unbilden der Zeit vielfach beschädigt, bilden diese Fresken doch noch das Entzücken aller Künstler und Kunstfreunde. Solange noch eine Spur von diesen einzigen Schöpfungen besteht, werden alle Kulturvölker zur Sixtinischen Kapelle und zu den Stanzen im Vatikan pilgern, diesem Heiligtum der Kunst.



## Hinaus zum Scherbenberg.

In der Talentung zwischen Palatin und Aventin lag einst Rom's älteste und größte Rennbahn, der Zirkus Maximus. In der römischen Kaiserzeit war er mehr als 600 Meter lang und die auf beiden Seiten aufsteigenden Marmorstufen bildeten ungefähr eine Viertelmillion Zuschauer. Parallel zu den Stufen lief in der Mitte des Zirkus ein langer, mit Obelisken und Statuen geschmückter Mauerweg, der siebenmal umfahren werden mußte. Besonders gefürchtet waren die Metae, drei kegelartige Säulen am Ende der Spina, an denen häufig die Wagen bei der scharfen Wendung zerstückten. Es gab vier Unternehmergruppen, welche die Wagenrennen durchführten, und dementsprechend war Rom in vier Parteien geteilt: die Weißen, die Roten, die Grünen und die Blauen. Nach den Wagenrennen, studierte man die Stammbäume der Rennpferde. Schon tagelange vorher wurden Betten eingeebnet und ganze Vermögen auf den Sieg der Grünen oder der Blauen gesetzt. Oft zog man schon um Mitternacht in den Zirkus, um recht gute Plätze besetzen zu können. Kaiser Caligula wurde einst auf dem nahen Palatin durch die Menge, die lärmend zum Zirkus strömte, in seiner Nachtruhe gestört und ließ alle mit Peitschenhieben aus dem Zirkus treiben, wobei viele in der allgemeinen Verwirrung erdrückt wurden.

Der Festgeber warf zum Reichen des Beginnes ein weißes Tuch in die Arena. Eine wilde Raad begann Wehe, wenn ein Wagen stürzte: der Lenker wurde von den Pferden geschleift, die nächsten Wagen verfuhr

sich in den Trümmern, Wagen, Tiere und Menschen kollerten dann in wirrem Knäuel durcheinander; die Zuschauer wurden von Freude, Haß oder Zorn erfaßt, man tobte, klatschte, fluchte, jubelte, sprang von den Sitzen auf, schwenkte wie rasend Tücher und Gewänder und wenn beim siebenten Umlauf der Sieger über die mit Kreide bezeichnete Endlinie fuhr, erhoben seine Anhänger zum Zeichen des Beifalls ein Siegesgeheul, das weithin über die Stadt dröhnte. Solche Rennen wurden täglich bis zu 24 abgehalten. Die Aufregung steigerte sich immer mehr; oft kam es unter den Zuschauern zu blutigen Schlägereien. Besonders gefährlich war es, wenn der Kaiser der besiegten Partei angehörte; so ließ zum Beispiel Caracalla seine Soldaten mit blankem Schwert auf die Menge einhauen, weil sie einen besiegten Wagenlenker seiner Partei verhöhnt hatte. Ähnlich Caligula, Nero und Vitellius. Manchmal wurden Hunderte getötet.

Die siegenden Wagenlenker wurden oft fürstlich belohnt, bekamen Zutritt sogar in den Kaiserpalast, waren Lieblinge der vornehmen Damenwelt, Dichter und Maler verherrlichten sie, man errichtete ihnen Denkmäler; auf einem Inschriftstein, der in einem Sakristeigang der Peterkirche aufbewahrt ist, sind uns sogar die Namen der siegreichen Rennpferde aus dem Zirkus des Nero erhalten.

Vor der Erbauung des Kolosseums wurden im Zirkus auch Tierbeizen, Gladiatorenkämpfe und Seeschlachten aufgeführt, wozu Kriegsgefangene, Sklaven und Verbrecher verwendet wurden. Bei den grausamen Schaustellungen im Zirkus des Nero wurden, wie uns Tacitus berichtet, auch viele Christen getötet: der Apostelfürst Petrus wurde ebenfalls dort gekreuzigt. Dieselbe Gemütsroheit zeigte sich auch in den verschiedenen Theatern, in denen man unsittliche und grausame Darstellungen besonders gerne sah. Wenn z. B. das damals sehr beliebte Stück „Der rasende Herkules“ dargestellt wurde, der auf dem Scheiterhaufen stirbt, so wurde der betreffende Darsteller tatsächlich lebendig verbrannt.

Wir begreifen es, daß das Christentum diese Spiele verbieten mußte, und alles daransetzte, um dieselben zu beseitigen. Das letzte Wagenrennen im Zirkus Maximus hat 549 der Gotenkönig Totila veranstaltet. Der Ort verödete; wenn wir heute auf unsern Weg zum Scherbenberg hier vorüber kommen, so befinden wir uns in einer der einsamsten Gegenden Roms und ein langgestreckter Wald von Grabzypressen erinnert uns daran, daß jetzt die Israeliten über den Trümmern des alten Zirkus ihre Toten begraben.

Zwischen den Gärten des großen und kleinen Aventin geht es weiter. Links führt eine Straße zur alten Kirche des hl. Sabbas, die Papst Gregor XIII. samt den umliegenden Weinbergen dem Deutschen Kolleg geschenkt hat. Jeden Donnerstag wandern die „Gamberi cotti“ (gesottene Krebse), wie die Germaniker wegen ihres feuerroten Talarz im Volksmund heißen, zur Erholung hier heraus. Von der schönen Säulenloggia der Kirche genießt man einen entzückenden Blick über das südliche Rom. Auf dem halben Weg nach S. Sabba hinauf befand sich das Wachtthaus der vierten Kohorte der altrömischen Feuerwehr, die Kaiser Augustus im Jahre 6 n. Chr. einrichtete und in 14 Wachtstationen über die ganze Stadt verteilte.

Bald sehen wir rechts die ungefügen Luffblöcke der alten Stadtmauern des Servius Tullius, von der hier nur mehr 30 Meter erhalten sind. Dagegen ist die spätere Stadtmauer des Kaisers Aurelian, die wir nach kurzer Zeit erreichen, noch sehr gut erhalten.

Die tiefsten Reize der ewigen Stadt, jenen Bauer, den keine Kunst der Dichter hinreichend zu schildern vermochte, enthüllen sich erst dem, der mit Ruhe und Muße ohne festes Programm an ihren alten Mauern vorbei, durch ihre alten Tore hinaus, über ihre schuttbeladenen Hügel dahinschlendert.

Fröhlich, heiter, frei sind wir zum Monte Testaccio gekommen. Doch nun beginnt die Wehmut. Ernste Grabzypressen heben drüben ihre dunklen Kronen in die Lüfte, grau ragt des Cestius' Pyramide dazwischen und das Rot der Aurelianischen Stadtmauer

zieht walförmig seine Linien daneben. Die Toten verschiedener Nationen, am meisten Engländer, Amerikaner und Deutsche, und verschiedener christlicher Sekten ruhen hier auf dem protestantischen Friedhof. „Auch über diesen Garten der Ruhe weht wie über ein Rom im kleinen etwas von einer kosmopolitischen Atmosphäre,“ sagt Kleinpaul. Welch unruhige Seelen, Gelehrte, Künstler, Dichter sind hier vereint! Das wäre ein Friedhof für einen Kalender des Alban Stolz.

Da ist William Shellen, der unglückliche Gottesleugner: am 22. Juli 1822 schwemmte das Meer seinen Leichnam aus toskanische Ufer, Gesicht und Hände völlig fleischlos. Er wurde im Beisein Lord Byrons nach altheidnischer Sitte verbrannt. Für den Tod hatte er stets nur frivole Bemerkungen gehabt.

Da ist Goethes gleichfalls unglücklicher Sohn Augustin. Der einfache Stein sagt: Der Sohn Goethes, der dem Vater voranging.

Da ist der Dichter Waiklinger, der so gern in den Osterien hier unten saß, römisches Volksleben beobachtete, römischen Wein trank und römische Vieder schmiedete. Was Karl v. Hahn über sein Sterben sagt, klingt gar nicht tröstlich. Er wies jeden Priester von sich und starb, wie er gelebt hatte, ohne Glauben und ohne Religion.

Da ist der Maler Carstens, „der Erneuerer deutscher Kunst, da sind so viele andere, deren römische Bilder noch leben und in Farbenanzug strahlen, während die Hand, die sie gemalt hat, längst vermodert ist.

Da ist der Archäologe und Kunstkritiker Braun, welcher begeistert die Monumente und Ruinen Roms beschrieben hat, dessen fürs Schöne so empfänglichs Auge von dieser Stelle aus so gern ins Farbenspiel der Campagna tauchte.

Da ist das Kind Wilhelm von Humbolds, welches der Vater in elegischen Sonetten betrauerte.

Nun sind wir am Ziel unserer heutigen Wanderung am Scherbenberg angelangt. Wo immer die Hand den grünen Rasen aufreißt, stößt sie auf rot-

gebrannte Tonstücke, das Zeichen ägyptischer und römischer Ziegelfabriken ist die einzige Nachricht, die sie uns von den längst zu Staub gewordenen Menschen geben, deren Hände die Gefäße einst zu früherer Mahlzeit erhoben.

Man hat den Berg nicht unpassend den symbolischen Grabhügel des alten Rom und seiner in Scherben gegangenen Herrlichkeit genannt. Die Sage des Mittelalters löst ihn aus den zerbrochenen Vasen entstehen, in welchen einst die Völker des römischen Reiches ihr Gold und Silber als Tribut nach Rom zu bringen pflegten.

In der Tat ist der Scherbenberg mit einer Höhe von heiläufig 50 Metern und einem Umfang von 1400 Metern, bis in seine unterste Tiefe aufgebaut von den Tonscherben alter Wein-, Öl- und Wassergefäße, aus Terrakotta-Urnen, Statuen u. dgl., die größtenteils aus dem nahen Emporium, dem altrömischen Liberhafen stammen.

Mit leichtem Grassteppich ist der Berg geziert und einem poetisch angelegten Rombetrachter ist er von der Ferne vorgekommen, wie der bemooste Niesenrücken eines Walfisches, der aus dem Meer emporragt.

Auf der Spitze ist ein einfaches Kreuz errichtet; der größte Landschaftsmaler des 17. Jahrhunderts, Nikolaus Poussin, saß hier oft stundenlang und studierte Licht und Farben der einzig schönen Campagna. Die Albanerberge umrahmen sie in duftiger Ferne, die Höhen des Janiculus, das Kapitol und der Aventin nickten freundlich grüßend herüber.

Über die langweiligen Mauern des Schlachthauses und die grauen Steinhäufen der Magazine blicken wir hinweg in die ideale Schönheit des in der Abendsonne erglänzenden Rom. In diesem neuen Stadtviertel wurde auch eine Marienkirche im modernen romanischen Stil erbaut; sie ruft den vielen hier in öden Zinskaserne wohnenden Arbeitern ein beständiges Sursum corda „Empor die Herzen“ zu.





## Die Königin der Straßen.

Die alte Via Appia begann an der Porta Capena, einem Tor der Servianischen Stadtmauer und hat ihren Namen vom Römischen Zensor Appius Claudius, der im Jahre 312 v. Chr. die Straße mit großen vieleckigen Lavaplaten pflastern ließ. Diese Basaltlavapflasterung hat sich noch jetzt nach mehr als zwei Jahrtausenden auf weite Strecken hin sehr gut erhalten. Die römischen Straßen waren auf beiden Seiten von Randsteinen eingefast; alle 1000 Schritte erhob sich ein marmorner Meilenstein\*. In den Städten gab es auf beiden Seiten ziemlich hohe Gehsteige, die vom betreffenden Hausbesitzer hergestellt werden mußten; an den Straßenkreuzungen war der Übergang durch hohe Schrittkreuzungen möglich gemacht, wie man sie in Pompeji noch zu Hunderten sehen kann. Wenn der reiche Römer nicht zu Fuß gehen wollte, ließ er sich von seinen Sklaven in einer Sänfte tragen, denn der Wagenverkehr war untertags verboten. Die Lastwagen verursachten nachts einen großen Lärm, deshalb legte man die Schlafräume möglichst weit in die rückwärtigen Teile des Hauses. Untertags ankommende Reisende mußten, wenn sie die Fahrt gleich fortsetzen wollten, am Stadttor den Wagen verlassen und auf der anderen Seite der Stadt sich einen neuen mieten. An den Stadttoren gab es daher viele Einkehrgasthäuser für Fuhrleute. So war es auch hier am Beginn der Via Appia.

\* Unser Wort „Meile“ kommt vom lateinischen „mille“, d. h. tausend und bedeutet ursprünglich eine Entfernung von 1000 Doppelschritten; eine altrömische Meile = 1472,5 Meter.

Links oben grüßen vom Cölius herunter die Zypressen und Pinien der Villa Mattei und rechts thront auf dem kleinen Aventin ein burgartiger mittelalterlicher Bau, die Kirche S. Valbina. Aber am meisten ziehen uns die riesenhaften Trümmer der Caracallathermen an. Diese mächtige Badeanlage hatte eine Länge und Breite von über 300 Metern und enthielt große Räume für heiße, kalte und laue Bäder. Unter den Fußböden und zwischen Doppelwänden strömender Dampf ermöglichte Heißluft- und Schwitzbäder; wer wollte, konnte auch das große Schwimmbad benutzen. Ferner gab es Räume, in denen man sich durch Sklaven massieren und mit Öl salben ließ, Spielplätze und Wandelhallen mit schönen Statuen, deren man hier über 100 ausgrub, darunter den berühmten Farnesischen Stier (jetzt im Museum von Neapel). Die Römer waren gewohnt, mehrere Nachmittagsstunden in den Bädern zu verbringen. Hier traf man seine Bekannten, hier erfuhr man Neuigkeiten, hier holte man sich den Appetit für die Hauptmahlzeit, die nicht zu Mittag, sondern erst nach dem Bade gegen 6 Uhr stattfand. So faulenzte man tagtäglich in den Thermen, nur an Spieltagen ging man zur angenehmen Abwechslung in den Zirkus oder ins Theater. Um die Arbeit brauchte man sich nicht zu kümmern, dafür hatte man ja die Sklaven. Die ganz Vornehmen erbauten sich ihr Bad im Hause. Der römische Dichter Martial schildert uns den märchenhaften Luxus dieser Privathäuser: Die Wände sind mit kostbarstem Marmor und Marmor verkleidet, das eigens filtrierte Wasser floß durch silberne Röhrchen. Es gab in Rom zur Kaiserzeit über 800 öffentliche Bäder: die größten darunter sind die Thermen des Kaisers Trajan auf den Esquilin, die des Diokletian in der Nähe des heutigen Bahnhofs \*, und die Thermen des Kaisers Caracalla hier an der Via Appia. Aus dem ungeheuren Wasserbedarf erklären

\* Die große Kirche S. Maria degli Angeli ist nichts anderes, als der von Michelangelo restaurierte Hauptsaal dieser Thermen.

sich auch die vielen Wasserleitungen, die täglich  $1\frac{1}{2}$  Millionen Kubikmeter Wasser nach Rom brachten.

In der Nähe der Caracalla-Thermen kommen wir an einigen uralten Märtyrerkirchlein vorüber, an S. Nereo ed Achilleo, das schon im Jahre 337 genannt wird, an S. Eusto, wo der hl. Dominikus die erste Niederlassung seines Ordens gründete, an S. Cesareo, wo im 15. Jahrhundert der gelehrte griechische Kardinal Bessarion wohnte, der sich um die Wiedervereinigung der morgenländischen Kirche mit Rom große Verdienste erworben hat.



An der Via Appia.

Die Straße führt nun ziemlich trostlos zwischen Weinbergen hin, die von hohen beengenden Mauern eingeschlossen sind. Nur hier und da ragt der harzige Baldachin einer Pinie oder die Zweige eines Lorbeerbaumes über das Gemäuer. Hier beginnen auch schon die Grabmale; denn nach dem römischen Zwölftafelgesetz durfte innerhalb der Servianischen Stadtmauern nicht begraben werden.

Eine kleine Aufschrift bezeichnet uns den Eingang zu den Gräbern der Scipionen und wir erinnern uns des Gedichtes von Wailinger:

Wohin, o Wanderer, daß du die Appia  
 So einsam hin, die hochummauerte, ziehst?  
 Auf deiner Stirne seh ich Falten,  
 Ernsthaft erscheinst du und tiefen Trübsinn  
 Verrät dem suchend Auge. Gewahst du sie,  
 Die kleine Türe, kennst du sie? Tritt nur ein,  
 Des Weinbergs schmale Marmortreppe  
 Führt dich zum Grab der Scipionen.  
 Hier ruht sie nun, die hohe Cornelia,  
 Die mit Karthago's trauerndem Lorbeer einst  
 Ganz anderen Treppen im Triumphe  
 Kapitelinischen Siegestempeln  
 Entgegenwachte.

Auch als in Rom die Mode der Leichenverbrennung  
 auffam, ist die Familie der Scipionen dem alt-  
 hergebrachten Erdbegräbnis treu geblieben.

Wenn man wieder ers Laeßlicht tritt und die  
 kleine Anhöhe ober den Gräbern zwischen Rosen und  
 Rosmarinstauden, Buchsbaum und Zypressen empor-  
 steigt, so genießt man einen schönen Blick in die Cam-  
 pagna.

über die weite, endlos gedehnte,  
 Wellige Ebene,  
 All die Trümmer zahlloser Gräber,  
 Drinnen Gefolchter ruhen gegangen . . .  
 Wo zwischen dem Tiberstrom  
 Und des Albanergebirges  
 Ragenden Hängen  
 Sich bis zum Meeresaum breitet das heut' so  
 Ede Gefilde:  
 Dort war einst Latium.  
 Weltherobernd trug es gen Norden,  
 Osten und Süden einst seine Adler;  
 Und es erdröhnte ringsher die Erde  
 Unter den Schritten seiner Legionen.  
 Dicht bebaut war das Land und zahlreich  
 Blühten die Städte;

Heute geht die Pflugackar über das Brachfeld;  
 Marmorgetrümmer, Bildnisfragmente  
 Wirft sie heraus mit bräunlichen Schollen;  
 Und durch die große, schwermütig schweigende  
 Einöde trottet  
 Der Hirt, der zu Pferde, die Lanze schwingend,  
 Begleitet die Herde langhörniger Stiere . . .  
 Was hier Jahrhunderte wirkten und schufen,

Staub ist's und Asch,  
 Blumenbewachsener Moder und Schutt ist's;  
 Und, eines ganzen mächtigen Volkes  
 Düst'erer Friedhof,  
 Das einst den Erdball zwang mit dem Schwerte,  
 Träumt die Campagna,  
 Die trümmerbesäte, die Blütenreiche,  
 Die fieberschwang're, unsäglich öde,  
 Unsäglich schöne,  
 Schwermütige Ebene . . .

(Zelmann.)

Im benachbarten Weinberg sind drei Columbarien zu sehen, von denen das erste über 900 Aschentöpfe enthält. Die vermögenden Kreise bauten sich an den großen Heerstraßen ihre eigenen Grabmäler, die besterhaltenen davon sind die Gräber der Valerier und Pantrazier an der Via Latina. Armere hingegen mußten zufrieden sein, in einem der vielen gemeinsamen Columbarien eine kleine Nische für ihre Aschenurnen zu erhalten. Jedes Plätzchen ist sorgfältig ausgenüßt. Die eng neben- und übereinander sich anschließenden Nischen machen den Eindruck eines großen Taubenschlages (daher die Bezeichnung: Columbarium). Während bei den Römern bald das Begraben, bald das Verbrennen gebräuchlich war, haben die Christen von Anfang an ihre Toten begraben; denn das Erdbegrabnis ist durch den Erlöser geheiligt worden.

Gleich darauf schreiten wir durch den sogenannten Drususbogen, den Kaiser Caracalla als Straßenbogen für die zu seinen Thermen führende Wasserleitung benützte, und kommen zur mächtigen, von mittelalterlichen Türmen flankierten Porta Appia. „Dieses Tor prangt noch in den unteren Teilen mit einer herrlichen Marmorverkleidung. Wahrscheinlich haben die Architekten des Honorius, der wegen drohender Kriegsgefahr die Mauern wieder herstellte, die Marmorblöcke vom Tempel des Mars hergeholt; dieser Tempel wurde geopfert, weil er mit seiner Lage dicht vor den Mauern den Angreifern leicht einen Stützpunkt gewähren konnte“ (Grisar). Auf der Innenseite des Tores erinnert ein Kreuz mit Anrufungen von griechischen Heiligen an die Verteidigung der Stadt

gegen die Goten durch oströmische Feldherrn. \* Längst sind die Stadtmauern kein Schutz mehr, aber noch immer bilden sie eine Zierde Roms. Die düsteren, rötlichgrauen Massen wurden im Laufe der Zeiten oft bestürmt, niedergerissen, wieder aufgebaut und erfüllen heute noch den Beschauer mit Ehrfurcht und Bewunderung.

Die Straße führt etwas bergab und wir kommen unten einer Eisenbahnbrücke hindurch zum Flützchen Almo, das von hohem Schilfrohr umsäumt ist. Zur Zeit der alten Römer zogen die Frauen Roms öfter in Prozeßion hieher, um den schwarzen Stein des Jupiter zu waschen und dadurch Regen zu erflehen.

Bald stehen wir vor dem vielgenannten, aber recht unscheinbaren Kirchlein Domine quo vadis. Hier erschien, wie eine alte fromme Sage erzählt, der göttliche Heiland dem Apostelfürsten Petrus, als dieser auf Drängen der Christen dem Kerker entfloß, um sein Leben zu retten. Auf die Frage des Apostels: „Herr, wohin gehst du,“ erwiderte der Heiland: „Nach Rom,“ um mich abermal<sup>e</sup> kreuzigen zu lassen.“ Darauf verschwand er; Petrus aber verstand den Wink und eilte zurück, um am Kreuze als Märtyrer zu sterben.

Nicht weit von Domine quo vadis steht ein kleines Rundkapellchen, wo der hl. Philipp Neri oft gerastet haben und die Worte: Quo vadis (Wohin gehst du?) zum Betrachtungsgegenstand gemacht haben soll. Es erinnert uns an den edlen Briten Reginald Pole, der es erbaute und zur Zeit der Reformation in England unter Heinrich VIII. der katholischen Kirche treu blieb und ihr große Dienste leistete. Eine große Summe Geldes war auf Poles Kopf gesetzt, wiederholt entging er nur mit Not den Mordanschlägen;

\* Als der deutsche Kaiser Karl V. nach der Eroberung von Tunis 1536 seinen feierlichen Einzug hielt, wurde er hier vom Papste und dem römischen Volke empfangen; unter dem Gesimse der Außenseite des Tores sieht man noch die Häfen, an welche kostbare Teppiche und Draperien aufgehängt waren. (de Waal.)

aus Rache gegen ihn ließ der tyrannische Heinrich Peles älteren Bruder und seine 90jährige Mutter, die Gräfin Salisbury, enthaupten. Leo XIII. erklärte dieselbe als Märtyrin und nahm sie in die Zahl der Seligen auf.

Der Weg links führt in das Almolotl zur sogenannten Grotte der Egeria, einem dem Flußgott Almolotl geweihten Brunnenheiligtum, in dem noch die verstümmelte Statue des Gottes zu sehen ist. Neben dem erwähnten Rundtempelchen befinden sich wieder Kolumbarien, deren eines jetzt als Weinlager, das andere als Hühnerhof dient; wenn wir weiter schreiten, so haben wir zur rechten Hand unter der Erde schon die Katafomben des hl. Kallistus und links die des hl. Prätertatus, so daß wir uns eine weite Strecke zwischen zwei altchristlichen Friedhöfen bewegen, in welchen berühmte Märtyrer und Tausende von Christen von den Tagen der Apostel an bestattet worden sind.

Im Vorübergehen grüßen wir die stillen Gräber der Glaubenshelden:

„Wanderer, sag's zu Sparta, daß, seinen Befehlen gehorsam,  
Wir erschlagen hier ruh'n.“ — Würdig unsterblichen Ruhms  
Reiben die Tapferen stets, die für das Vaterland starben.  
Doch nicht geringeren Ruhms würdig die Märtyrer sind!  
Freudig gaben das Leben sie für den heiligen Glauben;  
Täuschend die feindliche List, trotzend der rohen Gewalt.  
„Wanderer, sag' es daheim, daß, Gottes Geboten gehorsam,  
Wir dem gekreuzigten Herrn sterbend die Treue bewahrt.“

(H. Landsteiner)

Die Straße senkt sich hinab nach S. Sebastian, das schon im 4. Jahrhundert als Apostelkirche erbaut, später wiederholt restauriert wurde, so daß vom ursprünglichen Charakter nur wenig übrig geblieben ist. Um so interessantere Funde förderten die im Jahre 1915 durch Mgr. Dr. Styger begonnenen Ausgrabungen zutage. Gleich unter dem Fußboden kamen zwei Räume zum Vorschein, die zur Verehrung der Apostelkürsten Petrus und Paulus eingerichtet waren. Fromme Besucher frigelten um das Jahr 250 kurze Gebete und Anrufungen an die Wände, in denen über hundertmal die Namen des Petrus und Paulus

genannt werden. Diese denkwürdigen Inschriften sind in: Verein mit anderen Dokumenten ein neuer Beweis für den Aufenthalt und den Tod der Apostelfürsten in Rom. Neben und unter der christlichen Anlage wurde eine kleine heidnische Totenstadt entdeckt. Zwölf der 21 Kammern sind Kolumbarien mit Aschenurnen aus dem ersten und zweiten Jahrhundert. Da gegen Ende des zweiten Jahrhunderts die Leichenverbrennung abgeschafft wurde und man wieder zum Erdbegrabnis zurückkehrte, wurden die Nischen dieser Kolumbarien zugemauert und der Fußboden für die Erdbestattung hergerichtet. Ungefähr 13 Meter unter der Kirche wurden drei prachtvolle heidnische Grabkammern gefunden; zu den Köpfen der darin Bestatteten führen zwei bis drei Meter lange Lorröhren, die zum Hinabgießen von Flüssigkeit bestimmt waren. Unmittelbar unter dem Fußboden der Kirche S. Sebastiano befanden sich gemauerte Gräber, oft fünf Stockwerke übereinander. Bisher wurden über 200 Leichen ausgegraben, die uns beweisen, wie sorgfältig die alten Christen ihre Toten bestatteten. Die Körper sind in Linnenlucher gehüllt, mit Schnüren umwickelt und auf eine dünne Kalklage gebettet; auch wohlriechende Essenzen hat man den Toten mitgegeben. Diese ehrfurchtsvolle Behandlung bietet einen schneidenden Gegensatz zu den verbrannten und zerstückelten Knochenresten in den Aschentöpfen der heidnischen Kolumbarien. Die anstoßenden, im dritten Jahrhundert angelegten Katakomben des hl. Sebastian sind die einzigen, die auch im Mittelalter fleißig besucht wurden.

Die Talsenkung zwischen dem zweiten und dritten Meilensteine der Appischen Straße, wo der Birkus des Kaisers Marentius und bald darauf die Kirche S. Sebastiano erbaut wurde, hieß im Altertum Catacumbas, d. h. „im Tale“, „in der Niederung“. Diese Bezeichnung ging später auch auf diese unterirdische Begräbnisstätte über, die man mit der Kirche zugleich zu besuchen pflegte. Als seit dem 16. Jahrhundert noch andere unterirdische Friedhöfe der ersten Christen entdeckt wurden, hat man die Bezeichnung Catacumbas

(Katakomben) auch auf sie übertragen. Die ersten Christen hingegen nannten ihre unterirdischen Friedhöfe viel tiefsinniger Cömeterien, d. h. Stätten des Schlafes.

Die Straße führt aus der Niederung auf einen ungefähr 20 Meter hohen erstarrten Lavaström hin- auf, der aus dem ehemals vulkanischen Albanergebirge stammt. Pius IX. ließ in den Jahren nach 1850 die Via Appia ausgraben und die Bruchstücke der Grabmäler längs der Straße aufstellen. Von weitem schon fällt uns das große Grabmal der Cäcilia Metella auf. Der gewaltige Rundbau erhielt im Mittelalter einen Zinnenkranz, da er den Gaetani als Burg diente; gegenüber liegen die malerischen Ruinen der Burgkapelle. Wenige Schritte weiter genießt man besonders in den Nachmittagsstunden einen entzückenden Blick auf die Campagna, den sich kein Rompilger entgehen lassen soll. „Wie in der Sonne bleichende Gerippe schimmern dem Wanderer die halbzerfallenen Bogen der antiken Wasserleitung und die Gräbertrümmer der Via Appia entgegen. Träumerisch schwanfen vereinzelt Pinien am Horizont und aus der blauen, von leichten Nebeln umhauchten Ferne grühen die von lieblichen Ortschaften gekrönten Hänge der Sabiner- und Albanerberge herüber. Zu beiden Seiten der Straße aber ragt Grab an Grab. Kühn aus der Erde rasende Säulen, Kapellenanlagen mit verwitterten Nischenresten, dazu bestimmt, die Nischenurnen der Verstorbenen zu bergen, hingefunkene Pfeilertrümmer, mit reichem Bildwerk geschmückte Steinsärge, porträtähnliche Marmorreliefs, aus eisenumsponnenem Mauerwerk auf den Felsauer niederblickend; ein von Ginstern umwuchertes Torso, in faltenreicher Toga prahlend, die Schriftrolle in der Hand, auf der jetzt ein Heidevogel sitzt und aller verschwundenen Größe und aller vermoderten Pracht zum Hohne lustig sein Lied in die Weite schmettert.“ (Br. Willram, Heliotrop.)

Beim vierten Meilenstein hatte der berühmte Philosoph und Lehrer Neros, Seneca ein Haus, in welchem er auf Befehl seines kaiserlichen Schülers sich

selbst den Tod geben mußte. Nach dem fünften Meilenstein weisen umfangreiche Trümmerstätten auf das große prachtvolle Landgut der Quinktilier, zweier edler Brüder hin, die Kaiser Commodus hinrichten ließ, um die Villa an sich reißen und zur Stätte seines müsten Treibens machen zu können, während sein früherer Bedienter, der feile Günstling Cleander in Rom, nach Willkür schaltete. Das mißhandelte Volk empörte sich, zog zu dieser Villa heraus und ruhte nicht eher, bis der feige Kaiser seinen Günstling opferte. Beim sechsten Meilenstein erhebt sich das Casale Rotondo, ein mächtiges Rundgrabmal, auf dem ein findiger Campagnabauer zum Entzücken der Maler und Dichter sein Gehöft erbaut und mit einem kleinen Ölgarten umfriedet hat.

Die Via Appia führt schnurgerade weiter nach Albano, senkt sich von dort hinab in die Pontinischen Sümpfe, um endlich jenseits der Berge das alte Brundisium (heute Brindisi) zu erreichen, wo man die Überfahrt nach Griechenland antreten konnte.

Bevor wir aber von der Via Appia scheiden, müssen wir noch eines Wanderers gedenken, der einst müde und matt von der langen Reise aus dem fernen Orient hier nach Rom zog; die begleitenden Soldaten lassen erkennen, daß er ein Gefangener ist, aber eine kleine auserwählte Schar ist ihm von Rom her entgegengeeilt und gibt ihm das Ehrengleite. Voll Ehrfurcht blicken sie ihn an, denn es ist der Gefangene Jesu Christi, Paulus, der Völkerapostel.

Ob nicht die Königin der Straßen noch,  
Als ihrer Krone köstliches Juwel,  
Die Spuren des Apostelfürsten trägt?  
Ob nicht ein Hauch von seinem Odem lei?  
Um die zerfallnen Heldengräber spielt?  
Sein Wort hier widerklingt im Abendwehn,  
Das flüsternd die Zypressenzweige regt?

Die Kaiserherrlichkeit des stolzen Rom  
Versank in Schutt, zerstückelt und zerstäubt,  
So Thron wie Krone, doch der Fürstensitz,  
Deß, der in Schmach und Banden einstens hier  
Auf dir sich naht, o Via Appia,  
Er stehet jetzt ob allem hoch erhöht  
Und wird bestehen bis in Ewigkeit.      Jüngst,



## Streifzüge in die Campagna.

Noch fühle ich ein Brickeln in den Füßen, wenn ich an die Campagna von Rom denke.

Gehen wir heute in die Campagna! Wie oft lud mich mit diesen Worten ein Sohn der ungarischen Puszta, der norddeutschen Tiefebene oder des bairischen Flachlandes ein und ich, ein Kind der Berge, in dessen Wiege die nackten Wände der Karawanken und die weißen Gipfel der Alpen blickten, in dessen Brust ein leises Heimweh nach den Felsen und Bergen und Fannenväldern nie schwinden wollte, konnte dem Rufe: In die Campagna! nie widerstehen.

Eine „himmlische Wüstenei“ nannte sie Goethe, ein „erstarrtes Meer mit feingeschwungenen Hügelwellen“ ein anderer, ein „klassisches Theater der Weltgeschichte“ ein dritter. Wie oft hat man sie beschrieben, wie oft gemalt, wie oft habe ich ihre Reize ergründen wollen und wenn ich hundert Male hinkam, so entzückte sie mich hundert Male von neuem.

Was gibt es nun in der Campagna zu sehen? Nichts und alles, eine ungeheure Einöde und ein Meer von Schönheit, trostlos weite, unbebaute Strecken und eine von Glanz und Duft und Sonnenlicht umwobene Weite voll sanft ineinander schwingender Hügelzüge mit einsamen Kastellen und Pinien it zweitausendjährigen Mauerresten der römischen Landhäuser, mit roten hochragenden Wachttürmen des Mittelalters, mit gigantisch gebauten Aquäduktbogen, mit melancholischem Röhrich- und Ginstergebüsch, mit

einsam weidenden Herden von friedlichen Schafen und halbwildem Pferden — das alles mit tausend wechselnden Farbentönen überoffen.

Die Zypresse, die Olive,  
 Pinienwald und Berg und Au  
 Taucht sich in das himmlisch Tiefe,  
 Fleckenlose, duftige Blau.

Um die Wasser, um die Lande,  
 Näh' und Ferne, weit und breit  
 Legt der Himmel weitgespannte  
 Arme der Unendlichkeit.

(B. Th. Richter.)

Durch das Thor del Popolo, durch das die deutsche Kaiser in Rom einzogen, vorbei ... der schönen Villa des Papstes Julius III., die jetzt in ein Museum mit vielen Kunden, besonders aus Etrurien verwandelt ist, folgen wir zunächst den Spuren Goethes, der hier fast jeden Morgen zur Aqua Acetosa, einem Sauerbrunnen, pilgerte. Die Pflanze und Bäume um das Brunnenhaus sind 1821 von König Ludwig von Bayern gesetzt worden, wie eine deutsche Inschrift uns meldet. Die Brunnlein fließen he<sup>er</sup> und klar und müssen im heißen Sommer Tausenden von Römern den franken Maagen heilen. Es mag dir fehlen, was da will, das Wasserlein ist für alles gut, für Leber, Milz und Nieren und tausend Übel; so behauptet wenigstens das drollige Distichon im Marmor eingearaben, während eine andere Inschrift uns den Papst nennt, der den Brunnen herrichten ließ. Die Herren Freimaurer konnten abwehen und wegweiheln, so viel sie wollten, tausend und aber tausend Inschriften verkünden noch immer, daß die Päpste die größten Wohltäter Roms waren.

Nach einem frischen Trunk ziehen wir den Tiber entlang zur Milvischen Brücke. Ein Nash mit Fischneben schlägt im Flusse seine eintönigen Kreise, leise murmeln die gelben Wellen des Tiber, sie haben sich gar viel zu erzählen, kleine Bestände von Röhrriech, caneto, säufeln im Winde.

Die Kuppel von St. Peter schaut herüber wie eine versteinerte Tiara, wie eine vom Himmel herabge-

reiche Glocke; jede Baumgruppe und jeder Steinblock wird im Farbenspiel der Sonne zu einem Gemälde und blickt hinab in die gelben Fluten des Tiber. Hier mochte der Kampf, welcher das Christentum aus der Verborgenheit der Katakomben in die lichten Hallen der Basiliken erhob, drüben über San Rosario, auf dem Monte Mario, wo anderthalb Jahrtausende später der Abbate Visz in dem entzückenden Goldlicht der Campagna neue Melodien ersann, erstrahlte das Kreuz des Konstantin, dort in den Höhlungen des Hügel, der frischgrün aus der Ebene emportaucht, zeiet man dir noch die Gräber der Soldaten, die in der blutigen Schla<sup>cht</sup> zwischen Maxentius und Konstantin gefallen sind. Eine nahe Kapelle erinnert an jene schöne Szene des sterbenden Mittelalters, da Papst Pius II. und Kardinäle, Adel und Volk von Rom hier herausgeströmt waren, das Haupt des hl. Andreas, welches aus dem fernen Osten kam, würdig zu empfangen. Ludwig Pastor hat es in seiner trefflichen Papstgeschichte gar schön geschildert.

Wir überschreiten den Tiber auf der welthistorischen Brücke. Schon im Jahre 220 v. Chr. hat sie der Konsul Flaminius erbaut; 100 Jahre später trat an die Stelle des Holzbaues eine Steinbrücke; der unablässigen Sorge der Päpste, besonders Nikolaus V. und Pius VII. ist es zu danken, daß diese ehrwürdige Brücke durch zwei Jahrtausende erhalten blieb. Über diese Brücke zogen ehernen Schrittes die römischen Legionen, um die Welt zu erobern. Diese Brücke sah in der Konstantinschlacht 312 n. Chr. den heidnischen Gegenkaiser Maxentius in den Tiberwellen ertrinken, sie sah den letzten Triumphzug eines römischen Kaisers, da im Dezember 403 Alerus und Volk von Rom den Kaiser Honorius hier als Sieger und Triumphator begrüßten. Bald kamen trübe Tage; die Wogen der Völkerwanderung brausten über sie hinüber und zerstörten Rom. Sie sah später deutsche Könige und Fürsten mit Scharen gepanzerter Ritter nach Rom ziehen und, mit der Kaiserkrone geschmückt, freudigen Herzens nordwärts eilen; sie sah 1527 die wilden

Landsknechte Bourbons vorüberziehen, um in schonungsloser Plünderung das Rom der Renaissance zu zerstören.

Aber auch friedliche Bilder hat sie geschaut: All die Millionen Pilger, die sich müde gewandert hatten und nun beim Anblick der ewigen Stadt neue Kraft schöpften, um besflügelten Schrittes das Ziel ihrer Sehnsucht zu erreichen, darunter so viele Heilige, so viele Gelehrte, so viele Künstler aus aller Herren Ländern. Doch jetzt raffelt die elektrische Trambahn über die vier altrömischen Brückenbogen und tausende Autos wirbeln uns den Staub ins Gesicht.

O Ponte molle, du treffliche Brück,  
Bei der ich geschlürft schon manch tapfern Schluck  
Aus strohumsflochtener Flaschen,  
O Ponte molle, was ist mit mir?  
Ein langsamer Trinker sitz' ich allhier,  
Raum mag ich des Weines naschen. (Scheffel.)

Heute lassen wir den Dichter in der Osteria jagen, uns zieht es weiter in die Campagna hinaus. Auf der Via Claudia steigen wir empor und schauen hinüber ins reizende Poussintal, das den Namen des berühmten Landschaftsmalers Poussin trägt, der in diesem Tale so gerne weilte und 1665 in Rom starb.

Bald umgibt uns tiefe Einsamkeit, nur selten begegnen wir einem verschlossenen Campagnavauer. Bevor die Straße sich teilt, erreichen wir die ehemalige Poststation La Storta, den alten Romfahrern wohl bekannt, denn hier wurden auf der langen Reise zum letzten Male die Pferde gewechselt. Auch die kleine Kapelle ist denkwürdig; 1537 trat hier ein staubbedeckter Rompilger ein, um zu beten, der hl. Janatius von Bohola; da erschien ihm der Heiland, blickte ihn liebevoll an und sprach: „In Rom werde ich euch gnädig sein.“ Diese Vision war entscheidend für die Gründung des Jesuitenordens.

Mitten in der Wildnis taucht nach einer halben Stunde gleich einer Felseninsel im wogenden Hügelmeer der Campagna das kleine, ungemein malerische

Dörfchen Ffola Farnese auf. Wie hilfeuchend haben sich die Häuser an die alte Burg der Rospigliosi angelehnt und kleine, aber wohlgepflegte Gärten und Acker zeigen, daß hier fleißige Menschen wohnen. Drüben auf der nächsten Hügelwelle stand das alte Veji, eine der mächtigsten Städte Etruriens und mit Rom an Größe wetteifernd. Darf es uns wundern, daß die Römer mit ihren Nebenbuhlern harte Kämpfe ausfochten, daß der letzte entscheidende Krieg fast zehn Jahre dauerte? Dort unten fließt heute noch die Cremera langsam dem Tiber zu, wo der Sage nach die 300 Fabier den Heldentod fanden. Wir besuchen noch die romantische Mühle mit dem herrlichen Wasserfall. Ein Professor, der die neuen Ausgrabungen leitet, ist froh, uns Deutschen seine interessantesten Ausgrabungen etruskischer Tempel und Straßenanlagen zeigen zu können. In einen solchen Tempel drang im Jahre 396 durch einen unter die Stadtmauer getriebenen, geheimen Stollen der römische Diktator Camillus ein, fiel den Verteidigern in den Rücken und eroberte so die Stadt.

„Wir steigen durch welches Zwergeichengebüsch nieder zum Ponte Sodo, einem 72 Meter langen und sechs Meter hohen etruskischen Tempel, dessen gewaltig getürmte Felsklöcke den Formellofluß überwölben. Ein entzückendes Landschaftsbild blizt uns durch den langen, finsternen Gang entgegen; steile Tuffklippen, von Fleugestrüpp umflettert, moosumgürtete Felsen, auf denen verlorene Sonnenstrahlen zittern, brechen sich in den dunklen Fluten und von der Wölbung sädern schwere Tropfen nieder, um metallisch tönend auf den Wassern aufzuschlagen. Links davon, auf sauft ansteigender Halbe, wo jetzt muntere Schafe springen, eine Reihe zerstörter Gräber, die Stelle der alten Gräberstadt bezeichnend. Und weiter wandern wir im brennenden Sonnenschein des Mittags; ab und zu begegnet uns ein bewaffneter Reiter, mit dem wir freundliche Grüße tauschen; vereinzelt Wildtauben mit schwermütigem Flügelschlag huschen an uns vorüber und nur der heifere Schrei eines Geiers belebt

dann und wann die schweigende Einsamkeit. Wir besuchen noch die Grotta Campana, ein sehr altes Strusfergrab, das, in den Felsen gehauen, an Agyptens Pharaonengräber im Thal der Könige erinnert. Wir verlassen den düsteren Ort der Trauer mit dem tiefen tausendjährigen Dunkel der Vorzeit und kehren auf die Höhe des Hügelwalles zurück.

Isola Farnese! Wirklich eine Insel im Meere einer unendlichen Einsamkeit. Frei und ungehemmt schweift das Auge über das Steppenland und die anscheinend nahen Sabinerhöhen können diesen Eindruck der endlosen Unendlichkeit nicht vermischen. Ein Glaskorn und Glimmern zittert über allen Nähen und Fernen, daß man geblendet das Auge schließt, und der Himmel spannt sich wie ein großer, bläulicher Glassturz über die Erde. Zum Glück befinden wir uns nicht in den Malariamonaten, denn der Ort, an dem wir soeben weilen, ist neben Ardea einer der gefürchtetsten Fieberherde Italiens. Wer die Campagnabauern auf Isola Farnese sieht, den überkommt ein Grauen vor dieser heimtückischen Krankheit. Mir wenigstens ist die Schrift des Todes nie kenntlicher vor's Auge getreten als auf den wachsblassen, eingefallenen Gesichtern dieser Menschen. Es wohnen auf Isola Farnese kaum hundert Menschen, die aber mit abgöttischer Liebe an ihrem alten parroco (Pfarrer) hängen, welcher bereits ein halbes Menschenalter unter ihnen weilt und mit ihnen Armut und Not, Siechtum und Krankheit und vor allem die marternde Friedhoffstille ihres eintönigen Lebens teilt." (Bruder Willram, Heliotrop.)

Wie ist die einst reich bevölkerte Campagna zur öden, fieberhauchenden Steppe geworden? Die Römer waren ehemals ein kernfestes Bauernvolk, das ebensogut den Pflug wie das Schwert zu führen wußte; damals wurde jedes Fleckchen der Campagna ausgenützt. Als aber Rom nicht mehr von seiner eignen Hände Arbeit, sondern von der Mühe und den Schweiß der unterjochten Völker lebte, die reichbeladene Getreideschiffe in die Hauptstadt schicken mußten, verschwand in der Campagna der Ackerbau immer

mehr; an die Stelle der Bauerngehöfte traten verschwenderisch ausgestattete Villen mit ausgedehnten Parkanlagen, Wasserkünsten und Wildgehegen. Als die Bogen der Völkerwanderung die Mauern Roms umbrandeten, da gingen die Villen in Flammen auf, ihre Reichthümer wurden verschleppt, die Prachtgärten wurden zur Wildnis, die Kanäle verfielen, die großen Wasserleitungen wurden zerstört und ihre ungeheuren Wassermassen bildeten da und dort sumpfige Niederungen; Jagdgehege wurden zu dichten Wäldern, in denen Räubergesindel seine Schlupfwinkel fand. Sig- tus. V. war bekannlich gezwungen, um dem immer mehr um sich greifenden Banditenunwesen ein Ende zu machen, ganze Wälder niederzulegen. Die oft erneuten Versuche, die Campagna anzubauen, wurden durch die unaufhörlichen Bürgerkriege der mittelalterlichen Barone zerschanden. Auch die großen Anstrengungen der neuzeitlichen Päpste, durch Entwässerungsarbeiten Raum für Ansiedlungen zu gewinnen, hatten nur wenig Erfolg; denn die heimtückische Malaria warf die Ansiedler bald aufs Krankenbett, von dem sie sich oft genug nicht mehr erhoben. Man war bemüht, die Ursache der Malaria zu ergründen und schob die Schuld bald dem Wasser, bald den Winden von den Pontinischen Sümpfen her, bald dem raschen Wechsel der Temperatur zu. Endlich wurde in der neuesten Zeit der Erreger gefunden: Es ist ein winzig kleines Lebewesen, das die Gelehrten Plasmodium Malariae nennen; es reist im Darm der blutsaugenden Stechmücke Anopheles (Banzare) und wird durch ihren Stich auf den Menschen übertragen. Seitdem schützt man sich durch Schleier und Handschuhe, an den Fenstern und Türen werden feine Drahtgitter angebracht, die den Stechmücken den Eintritt wehren, und man versucht durch ausgedehnte Entsumpfungen die Brutstätten der Stechmücken zu vernichten. In der fieber- schwangeren Gegend südlich von Rom haben die Trappisten zu Tre Fontane ein Kloster gegründet, durch Anpflanzung von Eucalyptusbäumen und Einrichtung eines landwirtschaftlichen Musterbetriebes ein

großes Kulturwerk geschaffen. Ganze Eucalyptuswälder verkünden weit hin den Fleiß der Söhne des hl. Bernhard. Gar mancher der schweigsamen Büssermönche hat diese Heldenarbeit mit seinem Leben bezahlt und wurde ohne Sarg im weiß. Ordenskleide auf dem walddumrauschten Klosterfriedhof zur ewigen Ruhe bestattet. Das schlichte Holzkreuz läßt nicht ahnen, welch Opferleben fern der Heimat hier sein Ende fand.

Die gefährlichste Zeit sind die Monate Juli, August und September. Wer kann, flieht in dieser Zeit aus der fieberschwangeren Gluthitze der Campagna; nur wenige bleiben zurück und bald verkünden gelbe eingefallene Gesichter, tiefliegende, blauumränderte Augen, unsicher schlotternder Gang, daß die Malaria wieder unerbittlich ihre Geißel schwingt. Nach den ersten befruchtenden Regengüssen im Oktober wird die Campagna wieder grün; da steigen Hirten mit zottigen Schafpelzhosen und malerischen Spizhüten aus den Bergen Umbriens und des Sabinerlandes hernieder und treiben, begleitet von treuen Schäferhunden, Tausende weißwolliger Schafe vor sich her. Auf einem Ritt durch die Frühlingspracht der Campagna habe ich Gelegenheit, das Heim dieser Hirten näher kennenzulernen. Auf einem runden Gerüst, dessen Wände durch dürre Zweige und Schilfrohr gebildet werden, steigt ein hohes kegelförmiges Dach empor, das mit Röhricht und Stroh bedeckt vor den ärgsten Unbilden der Witterung schützt. Die armseligen Lagerstätten ziehen sich rings an den Wänden hin, gewöhnlich in zwei Stockwerken übereinander, da eine solche Hütte oft 15 bis 20 Hirten zu verherbergen muß. Die Anspruchslosigkeit des Diogenes und die Einfachheit der Spartaner kann nicht größer gewesen sein.

Wer die Campagna nur einmal sah, wird vielleicht enttäuscht sein und die Dichter und Maler nicht begreifen, die nicht müde werden, ihre Schönheit zu preisen. Doch dem, der das Glück hatte, sie oft zu schauen, sie in allen Stimmungen kennenzulernen, dem erschließt sie ihre ganze Herrlichkeit.

„Ich sah sie im Aufkunkel des Frühlingmorgens und im goldenen Glanz der Maisonne erstrahlen; ich sah sie in das Feuer undervoller Sommerabende getaucht, wie eine Braut im Arm des Liebsten erglühn; die Sterne der Nacht mit ihrem kalten, aber kristallhellen Geflimmer sah ich über ihr leuchten, während sie sich dunkel und endlos vor meinen Blicken dehnte.

Sich sah sie als ausgebrannte verödete Steppe, als ein mit Dornen und Disteln überwuchertes, mit dem Fluch des Schöpfers gebrandmarktes Erbreich vor mir liegen, ich schaute sie wieder wie eine Königin, geschmückt in feurigen, von tausend Blumenjuwelen übersäten Scharlachleidern, jungfräuliches Myrtengrün in den Locken und ein glückliches Lächeln wie eine Welt voll Freude in ihren Zügen tragend.

Doch soll ich sagen, wie sie mir am besten gefällt, wie ich sie am liebsten sehe, die römische Campagna? Nicht im Frühlingsskleide, den blühenden Mohn oder duftenden Weichenstrauß am Busen; nicht im Diadem des Sommertages und am hauchigen Purpur ihrer Abendwolken, sondern als verschleierte Bäderin mit tränennassem Auge bei trübem, regnerischem Wetter, wenn Himmel und Erde Grau in Grau verschwimmen, wenn ihre Pinien und Oliven Buschpalmen flüstern und ein Hauch von Schwermut über allen Südoeln liegt. Erst schauert mir beim Gedanken, den Zauber der Alpenwelt mit dem ewigen Einerlei der römischen Campagna vertauschen zu müssen. Und nun ich sie einmal gesehen, diese Campagna mit ihren Trümmerresten und ihrem Todeschweigen, bringe ich ihr Bildnis nicht mehr aus der Seele, und immer wieder drängt es mich hinaus durch die Tore der ewigen Stadt, hinaus in die Weite, um sie zu sehen und zu genießen in ihrer malerischen Schönheit — mit den stillen vergrämten Zügen — die alte und doch ewig junge Campagna!“ (Br. Willram.)



## Der alte Tiber.

Was wäre der Tiber, wäre er nicht der Fluß Roms, und fehlte Rom nicht viel, sehr viel, wenn es seinen Tiber nicht hätte? Der Tiber hat seine Literatur, wie der Palatin oder der Vatikan. Über ihn sind nahezu 500 Werke geschrieben worden.

Nero wollte den Tiber in den Golf Neapels, Cäsar ihn durch die Pontinischen Sümpfe nach dem Kap der Cirve leiten. All diese Pläne, denen später noch die verschiedensten von seiten der Päpste folgten, waren durch die großen Überschwemmungen verursacht. Noch 1870 stand der Corso, die Ripetta und die Via del Babuino bis zum Spanischen Platz unter Wasser. An der Minerva, bei S. Eustachio nahe dem Pantheon und an der Ripetta, ist an Tafeln der Stand des Tiberwassers bei den Überschwemmungen der verschiedenen Jahrhunderte angegeben. Schon zu Octavians Zeiten betrachtete man seinen Austritt als ein böses Vorzeichen und opferte den Göttern. In 2208 Jahren richtete er 67 große Überschwemmungen an, wobei Häuser einstürzten, Denkmäler verschwanden und Menschen zugrunde gingen.

Auch nach der modernen Regulierung gibt es noch Überschwemmungen. Ich sah den Tiber im Februar 1915 bei einem Wasserstande von 18 Meter über Null! Die Brücken und Ufermauern zitterten unter dem Anprall der tosenden Fluten und mußten zum Teil ge-

sperrt werden. Die Engelsbrücke sah wie ein Querdamm aus, ihre Bogen waren nicht mehr zu sehen; in den benachbarten Straßen fuhr man mit Booten, in der herrlichen Paulskirche stand das Wasser einen Meter hoch und das Tiberthal war ein einziger See.

Die Tiberfluten trugen Leichen von Päpsten, Königen und Kaisern. Heliogabalus wurde in dieselben hinabgestürzt, Maxentius und Maximus ertranken darin, frevlerische Hände schleuderten die Leiche des Papstes Formosus in denselben, ungezählte Märtyrereiber schwammen auf seinen Wellen. Die Asche Nero's, Rienzo's, Arnolds von Brescia und vieler anderer mischte sich mit ihm.

Als die Leiche Pius' IX. nach S. Lorenzo übergeführt wurde, da stürzte sich in der Nähe der Engelsburg Freimaurergesindel auf den Leichenwagen, um die Leiche des Papstes in den Tiber zu werfen. Zum Glück war dieser teuflische Plan bekannt geworden; die Mitglieder des deutschen Gesellenvereines in Rom u. a. schützten den Leichenwagen während der nächtlichen Fahrt und während des Handgemenges konnte der Kutscher den Wagen über die Engelsbrücke führen.

Wegen dieser großen Unsicherheit konnte auch Leo XIII. nicht sogleich im Lateran bestattet werden; erst nach 21 Jahren, am 23. Oktober 1924 wurde der letzte Wunsch des großen Papstes erfüllt. Um den Zeitpunkt der Überführung vollständig geheimzuhalten, wurden diesmal die Teilnehmer erst in letzter Stunde durch ein Schreiben des Papstes Pius XI. verständigt. Um 9 Uhr abends erschienen die wenigen Geladenen, darunter mehrere Kardinäle, in der verschlossenen Peterskirche. Nach Vorweisung der päpstlichen Schreiben wurde der Sarg geprüft und für unverlezt befunden und nach einer kurzen Einsegnung durch eine Seitenpforte in den bei S. Maria bereitstehenden Leichenwagen gebracht. In mehreren abgeschlossenen Wagen folgten die dazu bestimmten Begleiter dem Leichenwagen, der durch den Stadtteil Trastevere, längs des Tibers, am Palatin und Kolof-

seum vorüber nach halbstündiger Fahrt den Lateran erreichte. Der Tiber wurde diesmal nicht auf der alten Engelsbrücke, sondern auf der neuen Palatinbrücke überquert. So mußte dieser große Papst, auf den die Augen der ganzen Welt bewundernd geschaut hatten, heimlich im Dunkel der Nacht seine letzte Fahrt antreten. So steht es gegenwärtig mit der Bewegungsfreiheit des Papsttums.

Zur Zeit, da Königin Christine von Schweden ihren Hof nahe dem Tiberufer hielt, dichtete man einen reinenden, einen gekrönten, einen jauchzenden und einen festlichen Tiber. Von seinen neuesten dichterischen Verherrlichungen ist die launige Personifikation im „Trompeter von Säckingen“ von Scheffel wohl die beste.

Meisterhaft hat auch Anton Müller (Br. Willram) ihn besungen:

Nachten Menschenherzen bluten  
 Ober sich im Glücke sonnen:  
 Ewig-stumm sind diese Fluten  
 Durch ihr breites Bett geronnen; —

Ewig-stumm — ob heut' ein Prasser  
 Sie mit Weines Purpur mischte,  
 Ober ob in ihre Wasser  
 Heiß des Jammers Träne zischte; —

Nacht' man auch in Wollust waten,  
 Greise morden, Kinder töten:  
 Keine der Cäsarentaten  
 Machte diese Flut erröten;

Stumm sah Neros Feuerbrände  
 Sie zum mächt'gen Himmel wehen,  
 Stumm an ihrem Prachtgelände  
 Drauf ein neues Rom erstehen;

Stumm wie das Verbrechen schreitet —  
 Bitternd vor dem Hochgerichte — —  
 Rinnt die Flut dahin und gleitet  
 Schmutzig wie die Weltgeschichte.

Der Sage nach erhielt der Tiber seinen Namen von einem König Albas. Die Aeneis, welche die traditionelle Urgeschichte des Landes erzählt, sagt:

„Der wilde, der riesige Thybris,  
Er, nach welchem den Strom wir Italier Thybris benannten,  
Der einst Albula hieß mit dem wahren älteren Namen.“

Sein Wasser ist gelb von der Tonerde und dem mit Eisenoxyd gemengten Schlamme; dennoch hatte es als Trinkwasser einen so guten Namen, daß Ariosto es sich von seinem Bruder in Rom besonders ausbedingte:

Mach, daß ich finde Wasser, nicht von Quellen,  
Vom Flusse sei's, das schon sechs Tage nimmer  
Den Ponte Sisto sah, noch andere Stellen.

Anderer finden kein Wort der Auerkennung für den alten Tiber; so schreibt ein Franzose: „Voll der Erinnerungen und Dichtungen des Altertums, erwartet der Reisende an dem Tiber etwas Außerordentliches zu gewahren, das ihn in seinen alten Ruhm erinnere, gleichwie er in den Gesichtszügen eines großen Mannes das Genie seiner Werke wieder erkennen möchte, die sein Herz begeistert und zur Bewunderung hingegriffen haben. Der Tiber jedoch wälzt höchst profaisch seine gelben Wellen durch das Land, dessen flache und nackte Ufer er stets benagt. Seine ganze Poesie besteht darin, daß er von Zeit zu Zeit anschwillt und Zerstörung und Verwüstung in den benachbarten Bändereien anrichtet. Seine Strömung ist sehr bescheiden, und friedlich, und wollte man seinem Treiben durchaus einen Sinn unterleeren, so möchte ich sagen: er schäme sich daß er nicht mehr ist, was er ehemals war, und als sehne er sich zurück nach der Zeit, wo er auf seinen Wassern die Schiffe trug, die zur Eroberung Karthago's seelten, und die dem Königsvolke die Schätze und die Könige der besiegten Nationen heimbrachten.“

Folgt man dem Ufer dem Laufe des Tiber von Ponte Molle her. Von dort führt das rechte Ufer entlang eine einsame, von Ulmen, Linden und anderen Bäumen umsäumte Straße. Die Höhen des Monte Mario mit der Villa Mellini und der Villa Madama grüßen herab. Letztere, nach der Herzogin Margarete von Oesterreich, einer Tochter Karls V., so benannt,

stammt in ihrem Bauplan von Raffael. In dem vaticanischen Bilde der Konstantinschlacht, die hier am Tiber ausgefochten wurde, hat Giulio Romanos Hand sie gemalt, wie wir sie noch jetzt sehen.

In den Prati di Castello schüen in die Flut des Tiber die abgehärmten und blassen Gesichter der Italiener, für welche das neue Rom keine Arbeit und keine Unterstützung, sondern nur Steuern hat.

Von der Brücke beim Justizpalast ist man aus dem Gedränge und Lärm des Altages wie in eine andere stille Welt. (Siehe Bild auf dem Umschlag.)

Wenn irgendwo, so müssen wir hier an den schönen Vergleich des Prälaten de Waal „Zwei Fürstengräber“ erinnern:

„Die Engelsburg und der Petersdom, das Grab des Kaisers Hadrian und das Grab des Fürsten der Apostel. Es gibt keine schrofferen Gegensätze, als wie sie uns in diesen beiden Bauwerken entgegentreten.“

Da das Mausoleum des Augustus keinen Platz mehr hatte zur Aufnahme neuer Leichen, so begann Hadrian um das Jahr 130 n. Chr. den Bau eines neuen Kaisergrabes, das durch die Größe wie durch die Pracht das Werk des Augustus übertreffen und mit den Pyramidengräbern der alten ägyptischen Könige an Großartigkeit wetteifern sollte.

Im Jahre 410 drangen die Kriegshorden des Gotenkönigs Alarich in das Grabmal ein, zerstörten die Grabkammern und Sarkophage, beraubten die kaiserlichen Leichen ihres Schmuckes und warfen ihre Asche hinaus. Seitdem ist es unter den mannigfaltigsten Wechselfällen Festung und Burg geblieben, nicht selten der Schauplatz furchtbarster Greuel und Gewalttätigkeiten. Von dem dreifachen oberen Rundbau mit dem Schmucke seiner Säulen und seiner Marmorbekleidung ist nur mehr ein Rest des nackten Steinernes geblieben, über welchem das Mittelalter Wohnungen, Magazine und Gefängnisse anlegte. Statt der Statue Hadrians steht jetzt auf der Spitze das eiserne Standbild des Erzengels Michael, im Beiriffe, das Schwert in die Scheide zu stecken. Nach der Legende hatte Papst

Gregor der Große bei einer Bittprozession um Abwendung der Pest eine Erscheinung des Engels, der ihm das Aufhören der Heimsuchung ankündigte.

Der Apostelfürst Petrus wurde nach seiner Kreuzigung im vatikanischen Felde neben dem Zirkus des Nero beigesetzt. Später wurde über der Gruft eine Kapelle erbaut; bis auf Kephrinus (203) ist sie die Fürstengruft der Päpste geblieben, die hier neben dem hl. Petrus bestattet wurden. Kaum hatte Konstantin das Christentum angenommen, als er über dem Grabe Petri eine herrliche fünfschiffige Basilika mit 100 Marmorsäulen erbaute, die im Laufe der folgenden Jahrhunderte von Päpsten, Kaisern und Völkern mit dem Glanze unermesslicher Schätze geschmückt wurde.

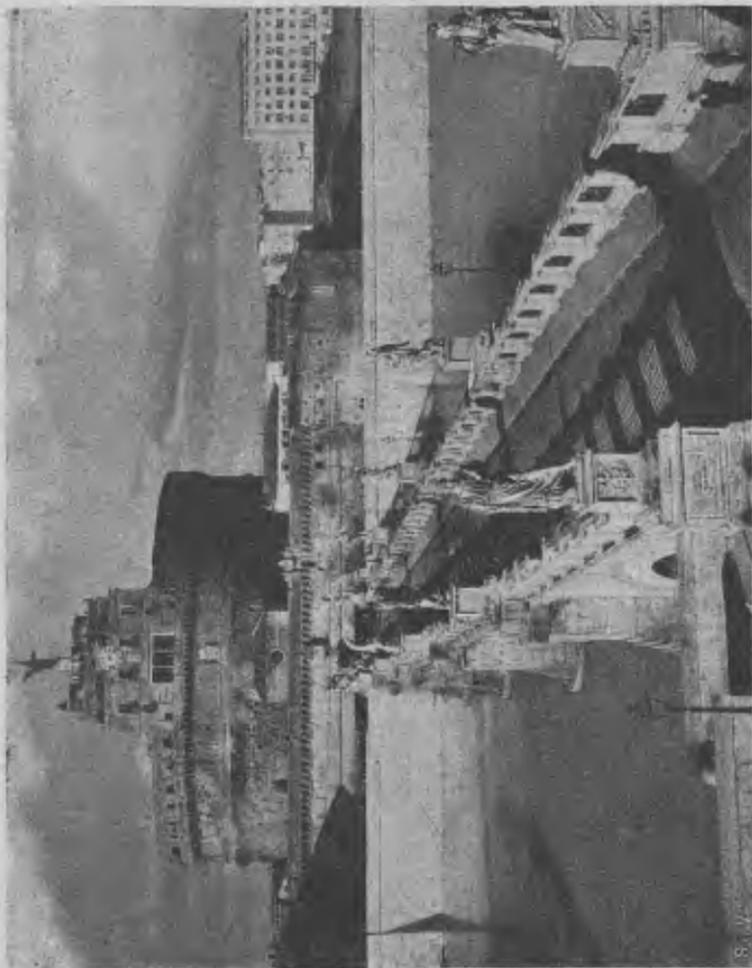
St. Peter und die Engelsburg, beides Fürstengrüfte, aber wie grundverschieden voneinander! An dem Grabmal Hadrians haben unglückliche Sklavenhände die Steine zusammengefügt und unter Seufzern und Vermünschungen ward der Bau vollendet; St. Peter ist von der katholischen Welt als Denkmal freudigen Glaubens und opferwilliger Liebe unter Gebeten und frommen Hymnen begonnen, fortgeführt und eingeweiht worden.

Ernst, schwer und finster liegt das heidnische Grabmal vor dir, licht und glorreich das christliche.

Das Mausoleum Hadrians erscheint im Laufe der Geschichte von Kambj und Ariasgetümmel umtobt; es ist verwandelt in eine Festung mit Gefängniszellen. Über der Gruft Petri dagegen wölbt sich ein „Himmel in den Himmel“, die lichte Kuppel mit ihrem Farbenschmuck und ihrem Goldmosaik; ein reicher Lichterglanz umleuchtet Tag und Nacht die heilige Ruhesätte, wo der Fürst der Apostel schlummert, und fromme Gefänge hallen frohlockend über seinem Grabe zum Himmel empor.

Die Asche des weltbeherrschenden Kaisers ist durch räuberische Hände hinausgeworfen; niemand gedenkt seiner an seinem Todestage: keine Hand legt in Liebe und Verehrung einen Blumenkranz auf seine Gruft. Nicht einmal der Name Hadrians ist dem Riesenbau

geblieben. Aber am Grabmal des Kaisers vorüber ziehen seit nahezu 2000 Jahren Gläubige aus allen Teilen der Welt jahraus, jahrein zu dem Grabe des



Engelsburg und Engelsbrücke.

Fischers mit der ganzen lebendigen Inbrunst gläubigen Gemütes. Das Grab eines Alexander wissen selbst die Seinigen nicht, ruft schon der hl. Chrysostomus aus; die Gruft des Fischers kennen auch die Barbaren; sein Fest wird vom ganzen Erdkreis gefeiert."

Da wölbt die Engelsbrücke ihre Bogen auf den Grundpfeilern des von Hadrian erbauten Pons Aelius. Schon unter Kaiser Arnulf von Kärnten haben deutsche Ritter sie gestürmt, die Krönungszüge von Kaisern und die Triumphzüge der Päpste gingen über sie und zu Jubiläumszeiten staute sich an ihr die Menge der aus aller Welt herbeigekommenen Pilger. Berninis unglückliche Manier hat sie mit Engelsgestalten geschmückt, von denen man sagte, daß sie zärtlich mit den Marterinstrumenten kokettierten, und deren Gewänder flattern, als ob ein Sturmwind über den Tiber brauste.

An Stelle der antiken, von Caracalla erbauten Brücke zum Janiculus legte am 29. April 1473 der Papst Sixtus IV., auf einem Rahne stehend, den Grundstein zum Ponte Sisto und versenkte in die Fundamente einige Goldmünzen. Stark und fest gemauert, scheint diese Brücke der Ewigkeit zu trotzen. Die erhöhten Seitengänge sind fortwährend belebt und zeigen bisweilen die interessantesten römischen und transtiberischen Typen und Gestalten. Die Legende knüpft an sie eine Erscheinung des hl. Janatius von Bologna, der oft über sie hinweggeeilt, wenn er durch Trastevere nach dem Vatikan oder nach San Pietro in Montorio zu seinem Reichtvater ging.

Der alte Pons Fabricius führt zur Liberinsel. Wegen des nahen Judenviertels hieß diese Brücke im Mittelalter Judenbrücke und ihre Fortsetzung jenseits der Insel Gratianische Brücke. „Diese wurde bei der modernen Tiberregulierung auseinandergenommen, aber im Jahre 1892 mit einer Verlängerung wieder aufgebaut, und zwar unter Anwendung des alten Gefüges ihrer Steine. Dabei konnte man feststellen, daß ein guter Teil der alten Blöcke schon unter dem römischen Kaiser Gratian aus den Mauern des nahen Marcellustheaters entnommen worden war. So früh sind man also in Rom an, die städtischen Monumente auf Kosten älterer Prachtbauten zu erneuern.“ (Grisar.)

Die Römer hatten die Insel schiffsförmig gestaltet

zur Erinnerung an das Schiff, welches 461 v. Ch. die heilige Schlange aus Epidaurus hieherbrachte. Man erbaute ihr dselbst Tempel und Altäre und die Askulappriester versahen ihren Dienst. Auf der Insel kämpften dereinst die verlassenen Sklaven, die man zu Askular schickte, um sie bald los zu werden, den Todeskampf. Heute sorgen die Fate bene fratelli — die Barmherzigen Brüder — unter der Leitung ihres deutschen Generals in besserer Weise für Kranke und Gebrechliche.

Der Turm von San Bartolomeo gibt der Insel besondere Anmut. Er steht seit Ottos III. Zeiten. Dieser edle deutsche Kaiser hatte die Insel besonders lieb. Von hier kann man am Tiber weiterschreiten bis St. Paul. Ein malerisches Bild nach dem anderen öffnet sich dem Blicke, Gemälde, wie nur Rom sie bieten kann, ziehen panoramaartig an uns vorüber; selbst den Überfüchtigten mutet es manchmal an wie Träume nach dem Lesen alter Chroniken.

Einer der malerischsten Punkte Roms ist der sogenannte Vestatempel auf dem altrömischen Kindermarkt. Er stammt aus dem Jahre 90 v. Ch. und enthält zehn fast acht Meter hohe Säulen aus parischem Marmor. Daneben steht ein hübscher Brunnen.

In der Vorhalle der nahen Kirche S. Maria in Cosmedin ist eine große steinerne Deckplatte einer altrömischen Kloake als Riesenmaske mit durchbohrten Augen, Nasenlöchern und aufgesperstem Mund aufgestellt; dieser Stein trägt den merkwürdigen Namen „Mund der Wahrheit“, da man im Mittelalter sagte, wenn ein Meineidiger seine Hand hineinstecke, so schließe sich der Mund. Die Hauptzierde der Kirche ist der prachtvolle siebenstöckige Glockenturm aus dem 8. Jahrhundert.

Im weiteren Laufe benezt der Tiber den Aventin, von dem der Prachtbau des Benediktinerkollegs S. Anselmo und viele stille Kirchen und Heiligtümer herniederschauen.

In S. Sabina lebten einst der hl. Dominikus, der hl. Thomas von Aquin, der hl. Raimund v. Penna-

fort, der hl. Pius V. und im 19. Jahrhundert der berühmte P. Sacordaire und viele andere Größen des Dominikanerordens. Die Kirche hat noch fast die gleiche Gestalt, die ihr Hölstein I. und sein Nachfolger Sixtus III. um 425 gegeben, eine uralte Holztür enthält die älteste Darstellung der Kreuzigung Christi. Die 24 Marmorsäulen stammen wahrscheinlich aus dem alten Tempel der Diana.

Wo jetzt die naheliegende Kirche S. Messio steht, wohnte nach der lieblichen Legende der reiche Emphe-  
mian, der Vater des Alexius, in einem schönen Palast. Alexius heiratete, verließ aber seine schöne Braut, während Freude das Haus durchzogte, lebte jahrelang heiligmässig in Edessa, wo das Marienbild am Hochaltar seine Tugend verriet, kehrte als Pilger unerkannt ins Vaterhaus zurück und lebte daselbst unter der Stiege, die man zeigt, 17 Jahre wie ein Engel. Das Marienbild am Altar rechts soll er von Edessa mitgebracht haben.

Aus dem angrenzenden Kloster kamen durch Jahrhunderte die Apostel für die slawischen Völker, der hl. Adalbert von Prag und sein Bruder Gaudentius, die Apostel Rußlands St. Anastasius und St. Bonifatius, und auch der hl. Odo, Abt von Clugny, wohnte dort.

Heute befindet sich in S. Messio unter Leitung von Mönchen ein Blindeninstitut. Nie sehen die Armen die Herrlichkeiten, welche zu bewundern, täglich Fremde aus aller Welt in ihren Garten kommen. Unten am Tiber schaukeln Fischerbarken, drüben grüßt die Peterskuppel, Janiculus und Kapitol umzaubert der südliche Glanz der Sonne.





## Das Jubiläumsjahr 1925.

Im Alten Bunde wurde nicht nur jeder siebente Tag, sondern auch jedes siebente Jahr heilig gehalten. Sechs Jahre lang sollte gesät und geerntet werden, im siebenten Jahre aber sollten die Felder unbebaut bleiben, damit die Menschen Zeit gewinnen konnten, der Selbstheiligung größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wenn sieben solche Jahreswochen (49 Jahre) verstrichen waren, wurde das 50. als Jubeljahr besonders hoch gefeiert. Wer infolge von Verarmung in Schuldknechtschaft geraten war, wurde im Jubeljahr wieder frei, alle veräußerten Grundstücke mußten wieder dem ursprünglichen Besitzer zurückgegeben werden.

Einen ähnlichen Ausgleich auf rein geistigem und übernatürlichem Gebiete bedeutet das christliche Jubeljahr. Die Jubiläumsbulle sagt darüber: Die Kirche ladet die Menschen ein, ihre Sünden zu sühnen und ihr Leben zu bessern. Alle, welche die vorgeschriebenen Werke ausführen, gewinnen den ganzen Schatz ihrer Verdienste wieder zurück, den sie durch ihre Sünden verloren haben. Sie werden befreit aus der Schuldknechtschaft des Satans, um die Freiheit zu genießen, zu der uns Christus geführt. Aus dem überreichen Schätze der Verdienste Jesu Christi und aller Heiligen werden die Strafen, die sie für ihre Sünden verdient hätten, gänzlich nachgelassen.

Als am Beginn des Jahres 1300 nicht bloß die Römer, sondern auch viele auswärtige Pilger die

Peterkirche besuchten, um einen vollkommenen Ablass zu gewinnen, erklärte Papst Bonifaz VIII. am 22. Feber dieses Jahr als das erste Jubiläumsjahr, das sich alle hundert Jahre wiederholen sollte; jene gewinnen einen vollkommenen Ablass, welche ihre Sünden bereuen, aufrichtig beichten und, wenn sie Römer sind, 30mal, wenn Ausländer, 15mal die Kirchen des hl. Petrus und Paulus besuchen. Kaum war die Ausschreibung dieses Jubiläumablasses bekannt geworden, begann eine wahre Völkerwanderung; aus ganz Europa strömten unzählige Pilger nach Rom, auch der große Dante war unter ihnen. Die Straßen der Stadt konnten die Menschenmassen kaum fassen, auf der Engelsbrücke wurde der Länge nach eine Mauer errichtet, um die nach St. Peter und von dort wallenden Pilgerscharen trennen zu können und dadurch ein Unglück zu verhüten, eine Einrichtung, die an die Verkehrsvorschriften der modernen Großstädte erinnert. (Vergl. Dante, Inferno, 18, 33.)

So mächtig war der Eindruck des Heiligen Jahres in der ganzen Christenheit, daß man allgemein wünschte, das Jubiläum möchte alle 50 Jahre gefeiert werden. An den damals in Frankreich weilenden Papst Clemens VI. wurde zu diesem Zwecke eine Gesandtschaft geschickt, der auch der berühmte Dichter Petrarca angehörte. Die Bitte wurde gewährt. Zu diesem Jubiläum, das am Weihnachtstag 1349 begann und zu Weihnachten 1350 endete, kamen trotz vieler Hindernisse noch mehr Pilger nach Rom als das erste mal. Zwischen Weihnachten und Ostern waren ständig ungefähr eine Million Pilger in Rom anwesend. Da die Wohnungen natürlich nicht ausreichten, brachten viele darunter, auch die Deutschen und Ungarn, die Nacht auf freiem Felde bei großen Feuern zu. Vom Papst Urban VI. wurde die Feier des Jubiläum's alle 33 Jahre, von Papst Paul II. alle 25 Jahre angeordnet. Diese Bestimmung aus dem Jahre 1470 gilt heute noch.

Im Jubeljahre 1500 führte Papst Alexander VI. die Sitte der Eröffnung und Schließung der Heiligen

Pforte ein. Unter den berühmten Kompilgern dieses Jahres ist vor allem der Domherr Nikolaus Kopernikus zu nennen, der dann in Rom ein Jahr lang astronomische und mathematische Vorlesungen hielt. Im folgenden Jahre 1501 konnte der Jubiläumsablaß in der ganzen Christenheit unter den gleichen Bedingungen (würdiger Empfang der Sakramente, Kirchenbesuch usw.) gewonnen werden, nur mußte an Stelle der Romfahrt irgendein Beitrag geleistet werden für die Verteidigung der Christenheit gegen die furchtbare Türkengefahr. Seit dem Jahre 1775 hat das Jubiläum nur zweimal stattgefunden: 1825 und 1900. Im Jahre 1799 war der Papst als Gefangener in Frankreich, 1849 machte die Revolution, 1874 die kurz vorher erfolgte Wegnahme Roms die Feier unmöglich.

Am Vortag des Weihnachtsfestes, 24. Dezember 1924, vollzog Papst Pius XI. die feierliche Eröffnung des Heiligen Jahres. In der riesigen Vorhalle der Peterskirche staute sich eine große Menschenmenge. Ihre Aufmerksamkeit ist auf das fünfte Tor, die Jubiläumspforte, gerichtet. Über die prachtvolle Königstreppe Berninis steigt in feierlicher Prozession der Heilige Vater vom Vatikan hernieder. Beim Klang der Silberposaunen verstummt die Menge und blickt gespannt hinüber zur Reiterstatue des Kaisers Konstantin, wo der Heilige Vater bald erscheinen wird. Schon werden die ersten Gestalten sichtbar, Vertreter der religiösen Orden, verschiedene Prälaten, viele Bischöfe, darunter auch Orientalen in den Pontificalgewändern ihrer Riten, Erzbischöfe, Patriarchen, dann alle in Rom anwesenden Kardinäle. ihnen zur Seite schreiten Schweizergardisten mit blankem Brustpanzer und blinkenden Helmen; endlich erscheint der Heilige Vater selbst, der am Fuße der Königstreppe die Sedes Gestatoria bestiegen hat und auf diesem hohen Thronessel hereingetragen wird. In der linken Hand hält er eine Kerze, mit der rechten segnet er das Volk.

Auf ein Zeichen des päpstlichen Zeremoniärs

schreitet der Papst auf die Heilige Pforte zu, deren Mauergefüge schon tagzuvor gelockert worden ist. Er erhebt den goldenen Hammer, den ihm die Bischöfe Amerikas gespendet haben, führt einen kräftigen Schlag gegen die Marmorpforte und singt den Psalmvers: „Öffnet mir die Pforte der Gerechtigkeit.“ Nach der Antwort des Sängerkhore erklingt der zweite Hammerschlag mit den Worten des Papstes: „Ich will eintreten in dein Haus, o Herr.“ Der dritte Schlag wird mit besonderer Kraft geführt: „Öffnet mir die Tore, denn Gott ist mit uns.“ Langsam sinkt die Marmorplatte nach innen und das Tor steht offen. Während die Schwelle des Tores mit Weihwasser gewaschen wird, singt der Chor unter der Leitung des berühmten Perosi den 99. Psalm:

Die ganze Erde lobsinge Gott.  
Dienet dem Herrn mit Fröhlichkeit.

Bevor der Papst durch die Jubiläumspforte ins Innere der Kirche tritt, kniet er an der Schwelle nieder und stimmt das Te Deum an, während die Domglocken von St. Peter und aller Kirchen Roms mit eherner Stimme den Beginn des Jubeljahres verkünden. Dieses Te Deum ist der Ausdruck des Dankes für die vielen Gnaden und Wohlthaten, die Gott in den letzten 25 Jahren der ganzen Menschheit zukommen ließ. Doppelt ergreifend ist dieser Dank des Heiligen Vaters im Namen aller Menschen, wenn man daran denkt, wie viele diese Dankespflicht gegen Gott vergessen haben. Der Heilige Vater steht auf und schreitet als erster durch die Heilige Pforte, ihm folgen die Cardinäle, Bischöfe, Priester und im Laufe des Jubeljahres zahllose Pilger aus der ganzen katholischen Welt.

Ofter als sonst betritt der Papst im Jubiläumsjahre die Peterkirche, sind doch eine Reihe von Heilig- und Seligsprechungen in diesem Jahre angeordnet, während die regelmäßigen liturgischen Feierlichkeiten seit 1870 in der Sixtinischen Kapelle abgehalten werden, wo es nur einer verhältnismäßig kleinen Anzahl von

Personen möglich ist, den Heiligen Vater beim Gottesdienste zu sehen.

So oft der Papst nach St. Peter kommt, werden ungefähr 60.000 Eintrittskarten ausgegeben, selbstverständlich ganz unentgeltlich, lediglich zum Zwecke der Verhütung übermäßigen Andranges und schwerer Unglücksfälle. Wenn auch die Peterskirche leicht 80.000 Menschen faßt, so gibt es doch hinter den gewaltigen Pfeilern und in den Seitenkapellen viele Stellen, von denen man keinen günstigen Ausblick hat, so daß die meisten trachten würden, gegen die Mitte der Kirche zu kommen, wodurch beim furchtbaren Andrang der Massen schwere Unglücksfälle unvermeidlich wären. Die päpstlichen Gendarmen und die anderen Garben sind keineswegs bloße Repräsentationsfiguren, sondern sie haben wichtige Ordnerdienste zu leisten, von denen das Leben Tausender abhängt. Da unter 60.000 Menschen natürlich auch Ohnmachtsanfälle und dergleichen vorkommen, so werden jedesmal in Seitenkapellen mehrere Sanitätsstationen errichtet, die von weitem durch das Genfer Rote Kreuz gekennzeichnet sind. Besonders die Heiligspredungsfeierlichkeiten, die von 8 Uhr früh bis 2 Uhr nachmittags dauern, bedeuten eine große Anstrengung sowohl für den Papst als auch für die harrende Menge, zumal viele Menschen schon um 4 Uhr früh sich an den Toren einfänden, um ein recht gutes Plätzchen zu erlangen. Das Hinausströmen der Massen nach Beendigung der Feierlichkeit dauert trotz der mächtigen, weitgeöffneten Tore fast eine ganze Stunde. Wenn man unter den Kolonnaden des Petersplatzes steht, so scheinen sich aus den Toren der Peterskirche die Menschenmassen wie Meereswogen herauszuwälzen.

Den kühleren Nordländern fällt bei derartigen Feierlichkeiten ein Umstand besonders auf: Wenn der Heilige Vater auf der prächtigen Sedio Vestatoria durch die Peterskirche getragen wird und den Segen erteilt, da können sich die Massen nicht mehr halten, alles jubelt ihm laut zu. Tausende und aber Tausende winken ihm mit der Hand oder mit den Taschen-

tüchern zu, die gleich zahllos auffliegenden weißen Tauben in den Lüften flattern. Die Augen leuchten vor innerer Freude, die einen lächeln, die anderen weinen; vereinzelt, dann immer stärker und allgemeiner ertönen jauchzende Hoch-Rufe in allen Sprachen der Welt. Von den weiter entfernten Stellen des Riesendomes kann man die einzelnen Rufe nicht mehr unterscheiden, der ganze Jubel vereinigt sich zu einem einzigen Brausen, das an die Brandung des tosenden Meeres erinnert. Es herrscht eine Begeisterung, die man nicht schildern kann, die man erleben muß.

Dem gläubigen Katholiken darf man diese laute Freude nicht übelnehmen; für viele ist es ja die einzige Gelegenheit, den Heiligen Vater zu sehen und ihm die treue Anhänglichkeit zu zeigen. Auch die Würde des Gotteshauses wird dadurch nicht verlezt; denn dieser Jubel und diese Begeisterung werden dem Heiligen Vater nur deswegen entgegengebracht, weil von ihm die Worte Jesu Christi gelten: „Du bist Petrus, der Fels, und auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben; was immer du binden wirst auf Erden, wird auch im Himmel gebunden sein, und was du lösen wirst auf Erden, wird auch im Himmel gelöst sein.“ Und so fällt alle Ehre, die wir seinem Gesandten, seinem Stellvertreter erweisen, zurück auf Jesus Christus selber, den König der Ewigkeit.

Wie wurde mir, als ich ins Inn're nun  
Der Kirchen trat, und die Musik der Himmel  
Herunterstieg und der Gestalten Fülle  
Verächtwonderlich aus Wand und Decke quoll,  
Das herrlichste und Höchste, gegenwärtig,  
Von den entzückten Sinnen sich bewegte;  
Als ich nun selbst sie sah, die Göttlichen,  
Den Gruß des Engels, die Geburt des Herrn,  
Die heil'ge Mutter, die herabgestieg'ne  
Dreifaltigkeit, die leuchtende Verklärung —  
Als ich den Papst darauf sah in seiner Pracht

Das Hochamt halten und die Völker segnen:  
 O, was ist Golbes, was Juwelen Schein,  
 Womit der Erde Könige sich schmücken!  
 Nur Er ist mit dem Göttlichen umgeben,  
 Ein wahrhaft Reich des Himmels ist sein Haus,  
 Denn nicht von dieser Welt sind diese Formen.

(Schiller: Maria Stuart.)

Wir müssen nun von Rom scheiden. Mächtige Eindrücke erfüllen unsere Seele: Wir staunten über die Trümmer des klassischen Alterthums und sahen die Pracht seiner Tempel und Hallen; wir stiegen hinab in die stillen Gräfte der Katakomben und zogen hinaus in die Einsamkeit der Campagna; wir besuchten prächtige Kirchen und knieten unter der Kuppel Michelangelos am Grabe des Fischers von Galiläa. Das sind Eindrücke, die nur Rom geben kann. Wer darum die ewige Stadt gesehen, kann sie nicht mehr vergessen.

Wer dich erkannt hat, scheidet nie von dir,  
 Wie von der Mutter nie, die ihn geboren,  
 Und trennt sich unser Leib von deinen Thoren,  
 Zurück ein Stück der Seele lassen wir.

(Paul Heyse.)





## Inhalts-Verzeichniss.

Vorwort.....	3
Nombetrachtungen am Janiculus.....	5
In den St. Petersdom.....	19
Im Kolosseum.....	29
Zwischen den Trümmern des Forums.....	44
Das Kapitol.....	53
Die Kirchen am Rande des Forums.....	60
Cesimontanische Wanderungen.....	69
Unter dem steinernen Wolfe.....	77
Ein deutsches Heiin in Rom.....	83
Pilgerfahrt zu den sieben Hauptkirchen.....	88
Am Grabe des Völkerapostels.....	95
Römische St. Laurentius-Legenden.....	103
An Särgen von Heiligen.....	111
Grabmale von St. Peter.....	120
Von einem Stein am St. Petersplatze.....	133
Schlendereien am Quirinal.....	138
Das Totenreich in Rom.....	145
Das unterirdische Rom.....	154
Ein Nachmittag am Palatin.....	163
Die Kirche Gesù und ihre Erinnerungen.....	171
St. Agnes vor den Mauern.....	178
Vom Pincio zum Pantheon.....	183
In den Stanzan Raffaels.....	196
Hinaus zum Scharbenberg.....	207
Die Königin der Straßen.....	212
Streifzüge in der Campagna.....	222
Der alte Tiber.....	231
Das Kubiläumsjahr.....	241



## Bücher von Dr. Robert Klimsch:

Die Natur, eine Welt voll Wunder und Freuden. Aus dem Nachlasse herausgegeben und erweitert von Odo Klimsch. (17½ Bogen.) In Pappband 4 S. 68 G. — „Das ein ungeheures Naturwissen verratende prächtige Buch behandelt die Schönheit der Steine, die Wunder und Freuden der Pflanzen- und Blumenwelt, den Wald mit seinen Moosen und Pilzen, die Einrichtungen der Tier- und Vogelwelt, das Heer der Insekten usw. Die trefflichen Schilderungen führen in eine noch sehr vielen gänzlich unbekannte Welt. Möchte jeder Wanderer einmal mit diesem Buche in der Hand durch Wald und Flur ziehen, dann wird ihm eine Fülle von Naturwundern und Freuden auftauchen. Keine trockene, hochwohlweise Gelehrtensprache ist hier zu finden, sondern ein fröhliches, unterhaltfames Plaudern über all die großen und vor allem auch die kleinen Dinge in der Natur, welsch letztere meist nicht beachtet werden, weil es vielen nicht der Mühe wert ist. Und das ist der große Segen dieses Buches, denn es weckt Interesse und Eifer für all diese Dinge, ob groß oder klein, alles hat seine Wichtigkeit in der Natur. Gleich einem taufrischen Strauß von Laub und Nadelzweigen aus dem deutschen Walde werden hier sinnige und tiefempfundene Abhandlungen über zahllose Naturfreuden geboten. Niemand, der das innere Wesen der weiten Natur erkennen will, darf dieses herzerquickende Buch ungelesen lassen. Dem Herausgeber gebührt der Dank aller Naturfreunde.“

Otto von Tegerufsee (Regensburg).“

Die Freuden und das Glück des Lebens. Preis broschiert 3 S. 12 G. — „Das vorliegende Buch ist fast ganz aus formnschönen und inhaltsreichen Stellen der Heiligen Schrift und hervorragender Schriftsteller zusammengeslossen. Vor allem ist die fundamentale Wahrheit festgestellt, daß der Mensch zur Freude, ja zu ewiger Freude geschaffen ist, daß die Freude nicht im Reichtum, Sinnengenuß, in Macht und Ehre, sondern in der Seele liegt und daß ein Leben ohne Gott freudlos ist. . . Ein herzerquickendes Buch. Man wird es nicht weglegen, ohne mit neuem Mut den Kampf des Lebens aufzunehmen.“

(„Mugsburger Postztg.“ 273/1923, Dr. A. W.)

Leben die Toten? (Sind Verstorbene zurückgekommen?)  
Nach eiddlichen Auslagen in Seligsprechungs-Prozessen. —  
Das billige, hochinteressante Büchlein erzielte in kürzester  
Zeit die 4. Auflage.

## Bücher von Dr. Robert Klimsch:

Gottes Herrlichkeit und des Himmels ewige Freuden. Ein Buch des Trostes und der Freude. 7. bis 10. Tausend. Mit fürstbischöflicher Empfehlung und Kunstbeilage. — Ein Priester und Schriftsteller schrieb darüber: „Ein solches Buch kann nicht in einigen Jahren geschrieben werden, da steckt der Fleiß und die Liebe eines ganzen Lebens darin.“ Wirklich versichert der Autor, daß er über zwanzig Jahre mit dem Inhalte sich beschäftigte. Auf jeden Leser wird das Vorgebrachte gewaltig wirken, blickt man doch in eine neue, herrliche Welt voll Leben und Farbe, voll Liebe und Gold. Der Verfasser hat es verstanden, alle Wissensgebiete auszunützen, die Sternkunde, die Naturwissenschaften, die Heilige Schrift, die Mystik, die Geschichte, das Leben der Heiligen, er hat es verstanden, Tausende Mosaiksteinchen zu sammeln zu einem grandiosen, Gott verherrlichenden und jede Menschenseele hoch erhebenden Bilde unseres ewigen Lebens. Wir kennen kein ähnliches Werk in unserer Literatur, wir kennen keinen Gegenstand von größerer Bedeutung für uns alle. Es ist danach angetan, Ungläubigen den Glauben, Trostlosen Freude, Niedergebogenen neuen Mut, Unwissenden eine Fülle neuen Wissens, kalten Herzen frische, warme Gottes- und Nächsterliebe zu geben. Ohne Redensart — es gehört buchstäblich in jede christliche Büchersammlung, in jedes Haus.

Himmlicher Widerschein. Religiöse Freuden. (Aus dem Nachlasse herausgegeben von Odo Klimsch.) Brosch. 2 Mk., geb. 2.75 Mk. — Auch dieses Werk des beliebten Autors — lautet die Kritik — atmet himmlische Höhenluft und flößt wonnigen Herzensfrieden den religiös gestimmten, nach Verbollkommnung strebenden Menschen ein. („Beobachter am Main“, Wschaffenburg.)

Lebt Jesus noch? Ist Jesus Gott? Brosch. 2 Mk. 50 Pf.

Spaniens Städte, Land und Leute. Mit Bildnis des Verfassers und 176 Illustrationen nebst einer Karte. Dieses hübsche Buch zählt zu den besten der Reisebücher über Spanien Brosch. Fr. 7.50, geb. Fr. 9.—

Italiens berühmteste Städte und deren Heiligen-Erinnerungen. Mit einem Titelbild und zahlreichen Illustrationen im Text. 2 Bände.

Vorgenannte Bücher sind sämtlich zu beziehen durch die Buchhandlung „Carinthia“, Bismarckring Nr. 13 in Klagenfurt.